Die

Kunſt,

Bücher zu leſen.

Nebſt

Bemerkungen über Schriften und Schriftſteller.

Von

J. A. (dam) Bergk.

Peu lire et beaucoup mediter ſur les lectures, ou ce qui eſt la meme chose, en causer beaucoup avec ſes amis, eſt le moyen de les bien digerer.

J. J. ROUSSEAU.

Jena, 1799.

In der Hempelſchen Buchhandlung.

Vorrede.

Wer nach Ideen und nicht nach Begriffen reflektirt, wird durch Besonnenheit und Anstrengung leicht Herr jeder Materie, die er sich zu seinem Nachdenken wählt. Er beurtheilt alles nach Zwecken, die ihm die Vernunft aufgiebt, und fühlt daher stets ein lebendiges und inniges Interesse beim Forschen nach Wahrheit und Recht. Alle Gegenstände, die in irgend einer Beziehung mit dem Menschen stehen, interessiren ihn; und er hält es für eine heilige Pflicht, sich eine Bekanntschaft mit allem zu erwerben, was die Aufgaben seines Lebens reali-

siren kann. Er ist frei von dem Vorurtheile, daß ihm irgend eine menschliche Angelegenheit fremd sey, denn er achtet die Menschheit, und hat sich eine stets rege Empfänglichkeit für alles, was ist und geschieht, durch Kampf mit sich selbst und mit Andern errungen. Sein Gemüth ist ein Spiegel worden, in welchem sich alle Dinge nicht allein wieder spiegeln, sondern worin sie auch beharren, damit er stets mit Vortheil über sie gebieten kann.

Unser ganzes Leben soll ein Streben seyn, uns mündig zu machen. Alle unsere Kräfte sollen selbstthätig, und unser Charakter soll selbstständig werden. Wir sollen uns weder durch die Natur noch durch Menschen beugen lossen, sondern uns stets als freye unabhängige Wesen behaupten. Was wir also thun, und was wir beschließen, muß auf die Entwickelung und auf die Erziehung unserer Kräfte zur Freiheit und Selbstthätigkeit abzielen, damit wir im Stande sind, den Foderungen unsrer Vernunft Folge

zu leisten, und damit wir stets unsere Würde gegen das blinde Geschick behaupten können. —

Was giebt es nun für ein zweckmäßigeres Mittel, unsern Geist auszubilden, als das Bücherlesen? Wo finden wir einen so reichen und so mannichfaltigen Stoff, unsere Kräfte zu üben, und uns Interesse für das Selbstdenken einzuflößen, als in gedankenreichen Büchern? Sind nicht die Schätze der Vorwelt und die Ausbeute unserer Zeitgenossen in diesen Geistesmagazinen niedergelegt worden? Wie viel muß uns also daran gelegen seyn, zu wissen, wozu, und wie wir Bücher lesen sollen! Denn welche Vortheile erwarten uns, wenn wir in der Kunst, Bücher zu lesen, große Fertigkeiten erworben haben! Welche Vergnügungen werden uns zu Theil, wenn wir dieses Instrument (nämlich das Bücherlesen) geschickt zu regieren wissen, und welche Aussichten eröfnen sich uns, wenn wir Herren der mannichfaltigen Materialien werden, die aus der Geister- und Körperwelt in Büchern aufgehäuft sind!

Alles Mechanische muß uns ein Greuel seyn, weil wir uns dabei der Materie zum Opfer bringen. Wir müssen unsere Freiheit äußern, wo wir Spuren von unserm Daseyn blicken lassen. Wir müssen uns gewöhnen, unsern Körper als ein Instrument zu betrachten, das der Geist bloß zur Ausführung seiner Zwecke braucht, und das weiter keinen Werth hat, wenn es nicht im Dienste des Geistes genuzt wird; dann werden wir uns auch von dem Boden erheben, unsere Blicke gen Himmel richten, und das Leben als eine Schule ansehen, wo wir frei und mündig werden sollen. Wer nicht manchmal das Leben verachtet, ist dieses Göttergeschenkes nicht würdig, und wer sich nicht öfters von der Materie losreißt, ahndet nicht die hohe Bestimmung, die ihm die Gottheit aufgegeben hat. Wenn wir also das Leben aus moralischen Gesichtspunkten betrachten, so werden wir weder die Gefahr noch die Mühe achten, die es uns kostet, uns von einer Last zu befreyen, die uns entehrt, und uns von Fesseln loszureißen, die uns die Spanne

unſers Daſeyns als das höchſte Ziel anſehen laſſen.

In Ideen muß der Menſch leben lernen, und nach Idealen muß er ſein Streben formen. Durch dieſe allein giebt er zu erkennen, daß er höherer Abkunft iſt, daß er kein Sohn des Staubes, ſondern ein Götterkind iſt. Wer noch nicht in der Unendlichkeit einheimiſch iſt, wird weder ſich noch die Natur richtig beurtheilen lernen. Wer noch nicht im Lande der Ideale, welche die edelſten Produkte der Menſchheit ſind, lebt, wandelt noch im Finſtern: er ſchweift in einem Labyrinthe umher, woraus er keinen Ausgang findet, und er wird kein Ziel gewahr, deſſen Erreichung ſeine Arbeit krönt. Er dreht ſich in ewigen Kreißen umher, und iſt ein Spielball des Schickſals, das ihn wie jede andere Sache behandelt, weil er die Welt und die Menſchen nicht mit den Augen der Vernunft betrachtet, ſondern alles nach bloßen Begriffen modeln will.

Mein Zweck bei dieſer Arbeit war, das Bücherleſen aus einem Geſichtspunkte zu be-

trachten, der seinen Ursprung in der Vernunft hat. Ich wollte es als eine Bildungsanstalt zur Erweckung unserer Anlagen und zur Vervollkommnung unserer Kräfte angesehen wissen. Ich gieng darauf aus, dem Leser zu zeigen, wie er sich durch das Lesen Selbstthätigkeit der Denkkraft, und Selbstständigkeit des Charakters erwerben könne. Er sollte sich zwar Materialien einsammeln, aber sich nicht von ihnen unterjochen lassen, sondern sie frei beherrschen, und als Ausgebemünze ansehen lernen; denn was nützt uns ein Reichthum an Kenntnissen, den wir nicht zu unserm Wohl und zum Heil unserer Nebenmenschen gebrauchen können! Wir sind bei allem Ueberflusse lebendig todt und gleichen dem Geizigen, der sammelt, um zu sammeln. Welch' eine nichtswürdige Beschäftigung dies für Menschen sey, kann jeder daraus abnehmen, daß alle Stoffe, die der Mensch einsammelt, bloß zu Erreichung von Vernunftzwecken bestimmt seyn, und daß alle Sachen den Menschen als mit Freiheit begabten Wesen dienen sollen.

Das Lesen soll uns zur Selbstthätigkeit erziehen; alle Anlagen sollen durch dasselbe erweckt, und alle Kräfte sollen durch dasselbe verkommt werden. Die Bücher sind deshalb zur Beförderung unserer Mündigkeit sehr tauglich, weil sie reich an interessanten und mannichfaltigen Stoffen sind, und weil sie dem Leser auch eine Kenntniß von dem verschaffen, wohin seine Augen nicht reichen, und sein Fuß nicht tritt. Sie verbinden mit Anschauung zugleich Gedanken, und mit Empfindungen Ideale; die Welt und die Natur hingegen umringt uns bloß mit Anschauungen, wodurch zwar unsere Sinnlichkeit befriedigt, aber nur auch zu oft die Thätigkeiten unsers Verstandes und unserer Vernunft erstickt werden. Die Bücher muntern uns zum Denken auf, zeigen uns den Weg, den wir gehen müssen, um Aufschluß über uns und über die Welt zu erhalten. Sie setzen mehrere Kräfte zugleich in Thätigkeit, und verursachen uns durch ein solches Spiel ein Vergnügen, das ein Reizmittel zu neuen Anstrengungen ist. Sie

ſind alſo für denjenigen, der ſich ſelbſt bilden muß, oder der noch nicht an Kopf und Herz mündig worden iſt, ein zweckmäßigeres Bildungsmittel als irgend eines, das wir ſelbſt zu unſerm Heile nuzzen können.

Ich habe jede Wiſſenſchaft und jede Kunſt, als zur Bildung einer Kraft vorzüglich tauglich betrachtet, weil der Stoff, den ſie enthält, ganz beſonders geeignet iſt, dieſe Kraft zu beſchäftigen, und ſie ſelbſtthätig zu machen: denn man wird leicht einſehen, daß ein Gedicht mehr zur Kultur der Einbildungskraft geſchickt iſt, als zur Ausbildung der Vernunft, und daß moraliſche Schriften mehr die praktiſche Vernunft, als die Sinnlichkeit zu bilden tauglich ſind.

Ich habe anfänglich mehrere Stellen aus andern Schriftſtellern ausgehoben, weil ſie mir vorzüglich geſchickt ſchienen, meine Behauptungen durch Beiſpiele zu beweiſen. Von der Mitte des Buches an aber habe ich dies gänzlich unterlaſſen, weil jeder Leſer ſelbſt ſich Stel-

len aus dieser oder jener Kunst, oder aus dieser oder jener Wissenschaft ausheben kann, um davon mit meinen Behauptungen ein Experiment zu machen.

Die Urtheile, die ich über Schriften und Schriftsteller gefällt habe, sind Produkte meines Gefühles und meines Verstandes. Ich kann mich in der Würdigung der Bücher und Autoren geirret haben, allein für mich war das, was ich gesagt habe, Wahrheit. Ich schrieb meine Uiberzeugung nach eigener Einsicht nieder, und ich verehre an jedem dasselbe Recht.

Ich wollte mit meiner Arbeit demjenigen, der sich unterrichten will, nüzzen, und ist mein Versuch nicht ganz mißlungen, und erhält er bei denkenden Männern nur einigen Beifall, so wird mir dieses zu einer desto größern Aufmunterung im Forschen nach Wahrheit dienen, ob ich schon gleich selbst die Vervollkommung meiner Kräfte stets als eine meiner heiligsten Pflichten betrachte. Freilich muß jeder, der die Kultur der Wissenschaft

als das Ziel seines Schreibens ansieht, wünschen, jeder Schriftsteller möchte jene Regel des Horatius befolgen; allein wie oft ist nicht das Schicksal gebietrischer und gewaltiger als alle weisen Regeln!

Leipzig, den 19. April.
1799.

J. A. Bergk.

Inhaltsanzeige.

I. Ueber Bücher und Schriftsteller S. 1

II. Was heißt Bücher lesen? 60

III. Was versteht man unter der Kunst, Bücher zu lesen? 72

IV. Welches ist der Zweck des Lesens? 77

V. Welche Vermögen und Kräfte besitzt der Mensch von Natur? 91

VI. Auf welche Art und durch welche Mittel kann der Mensch seine Anlagen und Kräfte entwickeln und ausbilden? 105

VII. Uiber ſchöne Künſte S. 166

VIII. Was hat die Lektüre ſchöner Kunſtwerke für einen Zweck? 171

IX. Wie muß man ſchöne Kunſtwerke leſen, um den Geſchmack zu bilden? 180

X. Was haben Romane für einen Zweck? 203

XI. Wie muß man Romane leſen? 210

XII. Wie müſſen Romane beſchaffen ſeyn, welche für Muſter des Geſchmacks gelten ſollen? 234

XIII. Wie muß man ſchlechte Romane leſen, und welchen Nutzen hat die Lektüre derſelben? 243

XIV. Uiber Ritter- und Geiſterromane 247

XV. Uiber Geſchichts und hiſtoriſch-politiſche Romane 253

XVI. Uiber moraliſche Erzählungen 258

XVII. Uiber empfindelnde und myſtiſche Romane 262

XVIII. Uiber laſcive Romane 266

XIX. Bemerkungen über einige Romanenſchreiſteller 270

XX. Welches iſt der Zweck der Lektüre von Luſtſpielen, und wie muß man dieſelben leſen? 306

XXI. Welches iſt der Zweck der Lektüre von Schauſpielen, und wie muß man dieſelben leſen? 311

XXII. Warum lieſt man Trauerſpiele und wie muß man ſie leſen? 314

XXIII. Bemerkungen über Luſt- Schau- und Trauerſpieldichter S. 318

XXIV. Welches iſt der Zweck der Lektüre von Gedichten, und wie muß man dieſe leſen? 323

XXV. Bemerkungen über Dichter und Gedichte 327

XXVI. Mit welchen Werken der ſchönen Kunſt muß die Jugend den Anfang ihrer Lektüre machen? 330

XXVII. Welches iſt der Zweck der Lektüre von philoſophiſchen Werken, und wie muß man dieſe leſen? 335

XXVIII. Auf welche Weiſe und in welcher Ordnung muß man Kants Schriften ſtudiren? 345

XXIX. Bemerkungen über philoſophiſche Schriftſteller 355

XXX. Warum lieſt man vermiſchte Schriften, und wie muß man dieſelben leſen? 363

XXXI. Bemerkungen über Schriften vermiſchten Inhalts 365

XXXII. Welchen Zweck hat die Lektüre von Geſchichtswerken, und wie muß man ſie leſen? 366

XXXIII. Bemerkungen über Geſchichtſchreiber 372

XXXIV. Wie muß man wiſſenſchaftliche Werke in der Theologie, Jurisprudenz, Arzeneiwiſſenſchaft u. ſ. w. leſen? 375

XXXV. Warum lieſt man periodiſche Schriften, und wie muß man ſie leſen? 389

XXXVI Bemerkungen über periodiſche Schriften S. 389

XXXVII. Warum ſtudirt man alte Sprachen, und wie muß man die alten Klaſſiker leſen? 396

XXXVIII. Bemerkungen über einige Hülfsmittel bei dem Bücherleſen. 406

XXXIX. Uiber das leſende Publikum. 411

XL. Beſchluß. 415

Die
Kunſt, Bücher zu leſen.

I. Uiber Bücher und Schriftſteller.

Der Menſch iſt eine ewige und unerſchöpfliche Fundgrube für den aufmerkſamen Beobachter. Immer wechſelnd, gleich dem Chamäleon, und immer neu, wie der Aufgang der Sonne, trägt er eine Welt in ſeinem Buſen, die kein endlicher Geiſt gänzlich erforſchen wird. — Sein Leben läuft eines Theils an den Banden der Nothwendigkeit ab, andern Theils iſt es ein Produkt ſeiner Freiheit, die alle Berechnungen und Erforſchungen, die man auf dem bloßen Naturmechanismus bauete, umſtößt.

Heute erſcheint der Menſch als geduldiges Laſtthier, morgen als unbändiger Tyrann; heute iſt er gütig, morgen unbarmherzig; heute nimmt er an allen menſchlichen Angelegenheiten den herzlichſten Antheil, morgen ſieht er gefühllos Tauſende morden; heute iſt er bereit, ſein Leben für das Recht und für die Freiheit aufzuopfern, morgen ſtößt er ſeinen verfolgten und unglücklichen Mitbruder von ſich und tritt ihn in den Staub, wer kann die Urſachen von allen dieſen ſich widerſprechenden Erſcheinungen, die in ſo

kurzer Zeit in einem und demſelben Subjekte wechſeln, ergründen, und wer dringt am Leitfaden der Urſachlichkeit in das Reich der Freiheit ein, wo die erſte Urſache des menſchlichen Seyns und Wirkens im Dunkel liegt? Aus einer unſichtbaren Welt ſpringt ſein Thun und Laſſen hervor und bewirkt mächtige Revolutionen in der Sinnenwelt, wie hängt hier Urſache und Wirkung mit einander zuſammen? Durch ſeinen Willen iſt er allgewaltig und jedes Uibel und jedes Ungemach beugt und macht ihn demüthig, wo iſt die Größe des Geiſtes und die Verachtung aller Leiden hin, die ihn vorher ſo weit über alles Sterbliche erhob? — Wir leben mit und unter Menſchen, um uns zu kultiviren, und wir machen nur geringe Fortſchritte in der Ausbildung unſers Kopfs und Herzens, ſo lange wir nicht die Geheimniſſe ihres Thuns und Laſſens, ihrer Neigungen und Leidenſchaften, ihrer Launen und ihres Charakters zu erforſchen ſuchen, weil wir ihren Beiſtand zu unſerer Exiſtenz nöthig haben. Wir müſſen daher ſtets auf Beute in der Menſchenkunde ausgehen, wir müſſen uns in das Gewühl der Menſchen ſtürzen, wo ſich mancher zeigt wie er iſt: allein wie bald werden wir des Geräuſches, das uns betäubt, überdrüßig, und wie oft macht uns das tolle Schauſpiel des menſchlichen Lebens, wo man keinen Zweck gewahr wird, mißvergnügt! Wir haben eine Zerſtreuung nöthig, die zugleich Erquickung und Belehrung iſt, wo können wir ſie anders ſuchen, als in unſern Büchern, die den Unmuth zerſtreuen, die Sorgen verjagen, den Schmerz lindern, den Geiſt erheben, und das Herz ſtärken. In ihnen hat ſich

die Idealwelt mit der wirklichen vermiſcht, das Himmliſche mit dem Irrdiſchen vermählt, und mit neuen Kräften belebt, und durch neuen Muth geſtärkt, kehren wir von der Lektüre von Wielands, Kants und Göthes Werken unter die Menſchen zurück.

Bücher ſind lehrreiche Geſellſchafter: gute bereichern unſere Kenntniſſe, und durch ſchlechte wird man auf die Mängel, die darinn herrſchen, aufmerkſam, und zu zahlloſen Abſchweifungen im Denken verführet. — In geiſtreichen Büchern leſen wir uns ſelbſt, wenn wir Verſtand haben: ſie antworten uns auf alles, was wir zu wiſſen begehren. Sie ſchmeicheln den Wünſchen unſers Herzens, nähren die Einbildungskraft, bilden den Geſchmack und ſchärfen die Denkkraft. Wir gehen durch die anmuthigen Gefilde der Ideenwelt in den geräuſchvollen und traurigen Wirwarr des wirklichen Lebens über, aber nie ohne den lebhaften Wunſch, die Welt zu idealiſiren, und unſer Leben den Vorſchriften der Vernunft gemäß einzurichten. Wir gewinnen das Gute lieb, und wagen endlich die Heldenthat, das Gute zu thun, weil es Pflicht iſt.

Gute Bücher machen weiſe und klug: wir würden in zahlloſe Irrthümer gefallen ſeyn, wenn ſie uns nicht die Truggeſtalten der Welt entlarvt hätten. Unſere Erziehung macht uns abergläubiſch, weil wir in den Händen unwiſſender und gedankenloſer Geſchöpfe, an deren Geiſt ſich nichts als Aberglauben feſtgehängt hat, die erſten Jahre des Lebens zubringen. Wer rettet uns nun gegen die Geſpenſter unſerer eigenen

Einbildungskraft, und wer vertilgt den Wahnglauben, der in uns so tiefe Wurzel geschlagen hat? Sind es nicht mündliche oder schriftliche Belehrungen, die uns von dieser Selbstqual befreien?

Die Welt verliehrt das Schale und Einförmige in Bücher, das uns oft langeweile und Mißmuth verursacht. Sie wird thatenvoll, beredt, anziehend und lehrreich, und vermehrt das Interesse, das wir an den Spielen der Einbildungskraft nehmen. Der scharfsinnige Denker, der sorgsame Beobachter, der uns den Schaz seiner Erfahrung und das Resultat seines Nachdenkens in Bücher mittheilt, macht uns auf Verbindungen und Verhältnisse aufmerksam, die wir vielleicht nicht würden gewahr worden seyn. Z. B. wenn uns ein vortreflicher Beobachter sagt: „wenn man viele traurige Nachrichten zu verkündigen hat, so muß man nicht von der kleinern zur größern, sondern von der größern zur kleinern übergehen, weil alsdann die minderschreckliche Nachricht Trostgrund wird.“ oder „Es ist ein sonderbarer Zug der menschlichen Natur, daß sie über Laster selbst nicht so erzürnt, als sie über Schwächen erbittert wird. Die meisten Freundschaften werden auf diese Weise getrennt. Wir können die Laster eines Freundes hassen, und ihn selbst noch lieben, aber seine kleinen Schwächen hassen wir vorzüglich, wenn sie mit den unsrigen zusammentreffen, und von dem Augenblicke an hören wir auf ihn zu lieben.“ oder „Ein Vater, wenn er gleich ein Freidenker ist, sieht es gern, wenn Frau und Tochter beten.“ oder „Man hat bemerkt, daß der größte Theil der

Weiber, mit deren Gunst sich die Stuzzer brüsten, ein kaltes Herz, ziemlich ruhige Sinne, und viel Queerköpfigkeit haben. Nicht Verstand, nicht Liebe, nicht einmal Sinnlichkeit bestimmt ihre Wahl. Anwandlungen von Narrheit erhizzen ihre Einbildungskraft für ein männliches Wesen, das nach der Reihe Gegenstand, Mitschuldiger und Opfer einer flüchtigen Laune wird. Ein Liebhaber gefällt ihnen bloß darum, daß er sich zuerst als solcher darstellte, und er wird bald einem zweiten aufgeopfert, der weiter kein Verdienst hat, als daß er zulezt kam." oder: „Oft ist es einem Manne nicht unangenehm, daß seine Frau eifersüchtig ist: er hört dann oft von der Person sprechen, die er liebt." oder „Was man feurig begehrt, verliehrt an Werth, sobald man es besizt, und nichts geht aus unserer Einbildung in Wirklichkeit über, das nicht verlöre." oder „Viele Mädchen glauben ihre Liebhaber weit fester an sich zu knüpfen, wenn sie ihnen gewisse Freiheiten erlauben, aber dies ist gerade der Tod der Liebe." oder „Lustige Menschen haben mehr Verliebtheit, ernsthafte mehr Liebe." oder „Je mehr Bekannte man hat, desto weniger Freunde findet man. Leute, die sich öffentlich zeigen, haben selten Busenfreunde. Wer das Publikum zum Freunde hat, hat wenige oder keinen Privatfreund. Man glaubt, daß die Herzensflügelthüren eines solchen Menschen schon zu oft auf- und zugemacht sind, als daß sie noch zusammenhalten könnten." oder „Von Dingen, die man weiß, und von denen man überzeugt ist, spricht man nur wenig. Dingen aber, von denen man nicht überzeugt ist, legt man

durch eine gewisse Hizze einen Grund bei, man legt es recht darauf an, sich dadurch, daß man Andere überzeugt, auch selbst zu üb[illegible]ugen."

Wie viele Erscheinungen sind in diesen Stellen aufgefaßt und erklärt, die Andere nicht würden bemerkt, noch weniger ergründet haben. Ein Denker macht die Erfahrung zur Schule der Weisheit. Er läßt sie mit tausend Zungen sprechen, ob wir sie gleich vorher für stumm hielten. Sein Scharfsinn dringt in das Chaos der Wirkungen des menschlichen Geistes ein und reicht uns den Faden, woran wir uns in das Labyrinth in unserm Gemüthe wagen und die Thätigkeiten desselben verstehen lernen können. Wir entzaubern die Regungen unsers Geistes, die wir sonst nicht unterscheiden konnten und lernen uns selbst lesen. Der Dichter lehrt uns das Leben mit Geschmack genießen, der Philosoph beleuchtet das Dunkel in und außer uns. Jener bestreuet den Pfad unsers Lebens mit Blumen, dieser räumt die Dornen weg, die uns das Weitergehen versperren. Jener sezt die Einbildungskraft ins Spiel und die Arbeit selbst wird ein Zeitvertreib und wir vergessen das wirkliche Unglück, das auf uns lastet, indem er uns in eine andere Welt zaubert, dieser flößt uns Muth ein, uns über das Ungemach, das der Sterblichen stetes Loos zu seyn scheint, zu erheben, indem er uns die Quelle zeigt, woraus wir Erhabenheit der Gesinnung und Verachtung des Irrdischen schöpfen können. Jener belebet die ganze Natur und bevölkert sie mit holden Geschöpfen der Einbildungskraft, die uns das größte Ver-

gnügen gewähren, dieſer macht uns ihre Geheimniſſe verſtändlich. Jener zaubert um uns ein Elyſium herum, dieſer trägt uns auf dem Flügel der Ideen zum Siz der Gottheit.

Wenn uns die Welt verkennt, wenn wir verſpottet oder verläumdet werden, wenn uns der Tod einen geliebten Gegenſtand raubt, wo finden wir Stärkung und Beruhigung? Unſere irrdiſche Hülle erliegt unter dem Grame, der an unſerm Herzen nagt, und die Ohnmacht des Körpers wirkt auf den Geiſt zurück: dieſer wird daher zu kraftlos, als daß er ſich noch eigenes Flugges über das Irrdiſche empor ſchwingen und erquicken könnte; wir eilen zu einem Buche, das mit uns klagt, uns bemitleidet und mit uns die Schmerzen theilt. Wir genießen Ruhe, unſer Geiſt ermannt ſich, und geſtärkt kehren wir in die Welt zurück.

Unſer Körper wird von den ſchrecklichſten Schmerzen gefoltert, und unſer Geiſt ſinkt ohnmächtig unter der Laſt dahin, die uns das Schickſal aufbürdete. Wir denken nur an unſere Leiden, ſie verſchlingen unſere ganze Aufmerkſamkeit und werden dadurch immer größer und heftiger. Phantome und Grillen plagen uns, und unſer Leben iſt eine unendliche Maſſe von ſelbſt geſchaffenen Qualen. Was giebt es nun für Mittel, unſern Schmerz zu ſtillen und die Quälgeiſter aus unſerm Gemüthe zu verjagen? Wir müſſen zu einem Buche fliehen, das uns zu den angeſtrengſten Nachdenken einladet, das reich an Ideen, anziehend durch die neuen Anſichten, die es uns giebt,

und erquickend für das Herz iſt. Unſere Leiden verſchwinden, wir begraben ſie in das Nichtbewußtſeyn derſelben. Durch die Nichtaufmerkſamkeit auf ihr Daſeyn vertilgen wir die Schmerzen und beruhigen das Gemüth. Die Menſchen ſind gewaltig, ſobald ſie nur ihre Vorſtellungen in ihrer Gewalt haben, und dieſe wird ihnen gewiß zu Theil, ſobald ſie ſich nur beherrſchen und Herren durch die Vernunft und die Freiheit ſeyn wollen, und der Sklaverei ihrer thieriſchen Begierden und Leidenſchaften entſagen.

Wie oft überſchleicht uns tödliche Langeweile und bitterer Unmuth: das Gegengift, womit wir dieſe Quälgeiſter vernichten können, ſind geiſtreiche Bücher, die die Leere im Gemüthe ausfüllen, die unſer Geiſt nicht ertragen kann, und die uns, wenn ſie lange dauert, entweder in Wahnſinn ſtürzen, oder gar zur Beute des Todes machen würde.

Wer rettet uns gegen Menſchenhaß, wenn wir den Schurken in Ehren, den Redlichen verkannt, den Argliſtigen beglückt, den Böſewicht im Überfluſſe, und den Unſchuldigen im Kerker, und wenn wir den Neid, die Habſucht, die Egoiſterei, den unſinnigen Ehrgeiz, die Schadenfreude, den Parteigeiſt, und alle dieſe gehäſſigen Leidenſchaften, die die Erde verwüſten und die Menſchen erniedrigen, wüthen ſehen? Wer hält uns alsdann aufrecht, und wer macht uns unſer loos erträglich, wenn wir dieſen Ungeheuern, die auf uns losſtürzen, unterliegen? Keine Arzenei heilt dieſe Uibel, keine phyſiſche Gewalt kann ſie ausrotten, ſie haben ihren Siz in der moraliſchen Natur,

wohin keine Physik reicht. Das Geistige allein giebt ein kräftiges Heilmittel. Gedanken sind die Arzneien, die eine Revolution zum Bessern in uns bewirken. Wir erinnern uns an unsere Würde und verachten die Zerstörungswuth und die Ungerechtigkeiten der Menschen. Wie können wir aber diese Wunder bewirkenden Gedanken erhaschen, da unser Geist auf dem stürmischen Ozeane hin und her getrieben wird und keine Ruhe zum Nachdenken finden kann? Bücher allein stimmen die Saiten unsers Geistes um, und reichen uns Lebensbalsam. Durch die Lektüre derselben erlangen wir neue Kräfte und werden uns wieder gegeben. Wir müssen uns daher in die Fluthen des Lebens, die von Ideen in Bewegung gesezt werden, stürzen: diese söhnen unsern Geist wieder mit sich selbst aus, und machen ihm die irrdische Hülle, die er abzuwerfen willens war, wieder zum angenehmen Wohnhause. Bücher besizzen eine magische Kraft: sie sind Geisterbanner, machen das Unsichtbare sichtbar, das Todte lebendig, das Künftige und Vergangene gegenwärtig, die Einöde beredt, und sie zaubern den Himmel auf die Erde. Sie beschwören die Stürme der Seele, heilen die Schmerzen des Körpers und des Geistes, und zeigen uns den Weg zum wahren Glücke.

Aber die Bücher trösten uns nicht allein und gießen Ruhe in unsere Seele, sondern sie belehren uns auch und lernen uns die Natur und den Menschen kennen. Wie oft versagt uns ein ungünstiges Geschick

die Gesellschaft der Menschen! Wie oft werden wir durch bürgerliche Verhältnisse zurück gesezt und wie nothwendig und lehrreich ist es doch, den Menschen in allerlei Lagen zu beobachten! Unsere gebildeten Gesellschaften stehen bloß der Geburt, den Titteln und dem Reichthume offen: der Niedrigkeit hingegen, der Ranglosigkeit und der Armuth ist jeder Zutritt zu ihnen versagt.

Allein wenn wir auch das Glück genießen, das bunde Allerlei des menschlichen Lebens zu betrachten, sind wir denn auch im Stande, dasselbe zu zergliedern und mit Nuzzen zu sehen? Wissen wir auch, wie und was wir beobachten, und wo wir anfangen sollen? Das verwirrte Chaos, das vor uns liegt, macht uns oft selbst verwirrt. Es steckt unsern Geist an, und wir gerathen in ein Dunkel, woraus wir keinen Ausweg finden. In Büchern stellen sich uns die Erscheinungen nur einzeln dar, wir können sie also leicht auffassen. Unser Geist ist gegen Betäubung gesichert und hat Muße, sich alles verständlich zu machen und dasselbe an seine bisherigen Erfahrungen anzureihen.

Die meisten Menschen verlangen nach Einsamkeit, und alle wissen, daß sie Thorheiten ablegen, ihren Lastern und Unarten keinen Aufschub verstatten, sondern eifrig bemüht seyn sollen, ihnen den Abschied zu geben. Aber wer denkt sich das Eitle der Angelobung, sich zu bessern, das Gefährliche von einer Verzögerung in seinem Versprechen in einem solchen Zusammenhange, und wer schildert es sich mit dem Ein-

drucke und der Wahrheit, als es Steele im englischen Zuschauer thut. Er sagt: „Es giebt wohl keinen Nachdenkenden, in die Geschäfte der Welt verflochtenen Menschen, der nicht unter geheimer Sehnsucht, sich von der Verwirrung und den Beschwerden, die er erduldet, loszureißen, seufzen, und den Entschluß gefaßt haben sollte, sich früh oder spät in einem dem Entzwecke seines Daseyns gemäßen Zustande zu fixiren. Täglich hört man Leute in Gesellschaften gestehen, daß alle die Ehre, Macht, Reichthümer, die sie zu erwerben gedenken, nicht so viel Vergnügen gewähren können, ihnen nur halb den Verdruß zu belohnen, den sie in Verfolgung oder im Besiz derselben ausstehen müssen. So lang ein Mensch sich in der Gemüthsverfassung befindet, und das geschieht sehr oft — wie unübereinstimmend ist er mit sich selbst! Müde aller Beschwerden, die er tragen muß, kann er doch nicht das Herz fassen, ihnen zu entsagen; Einsamkeit und Stille ist, was ihm fehlt, und doch kann er die Welt nicht verlassen: unterdeß er nach Schatten und Verborgenheit schmachtet, sehnt er sich doch noch immer, in den schimmernsten Szenen des Lebens zu erscheinen, und das ist doch wahrhaftig gerade eben so vernünftig, als wollte ein Mensch, der einzuschlafen wünscht, immer noch mehr Licht fodern.

Der Mann von Geschäften hat immer nur noch einen Punkt durchzusezzen, und dann versichert er selbst, will er allen Eitelkeiten des Ehrgeizes Lebewohl sagen: der Mann von Vergnügen ist entschlos-

sen, endlich aufzuhören, und einen höflichen Abschied von seiner Geliebten zu nehmen: allein der Ehrgeizige wird jeden Augenblick in einen neuen Plan verwikkelt, und der Liebhaber entdeckt neue Reize an dem Gegenstande, den er in seiner Einbildung so leicht verlassen konnte. Es ist daher nur Phantasterei, wenn wir uns von Veränderung des Orts und der Umstände eine Veränderung des Verhaltens versprechen; mögen wir seyn, wo wir wollen, immer werden die nämlichen Leidenschaften uns verfolgen, bis sie besiegt sind, und nie können wir in der tiefsten Einsamkeit zufrieden leben, so lange wir nicht fähig sind, mitten unter dem Geräusche und in den Geschäften der Welt gewissermaßen zufrieden zu seyn."

Wir alle leben unter Männern und Weibern, aber wie Wenige haben so feine lehrreiche und vortrefliche Bemerkungen über beide Geschlechter aus diesem Umgange geschöpft, als Kant, der in seiner Anthropologie sagt: „Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht, obgleich die Geheimnisse Anderer (wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bei ihr verwahrt sind. Er liebt den Hausfrieden, und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen: sie scheuet den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behufe die Natur ihr Redseligkeit und affektvolle Beredtsamkeit gab, die den Mann entwafnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkern, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schüzzen soll, sie auf das Recht des Schwä-

chern, vom männlichen Theile gegen Männer geschüzt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt.

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht seyn (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Sie sezt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen. Der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in der Gesellschaft der Damen verlegen. — Das Weib ist *weigernd*, der Mann *bewerbend*, ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte sie selbst nicht so delikat in der Wahl (nach Geschmack) seyn, als der Mann, den die Natur auch gröber gebauet hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt: denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel, und fein in der Wahl, um sich verlieben zu können, so müßte sie sich bewerbend, er aber weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geschlechts selbst in den Augen des Mannes gänzlich herabsezzen würde. — Sie muß kalt, der Mann dagegen in der Liebe affektvoll zu seyn scheinen. Einer verliebten Ausfoderung nicht zu gehorchen, scheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe schimpflich zu seyn. — Der Mann bewirbt sich in der Ehe nur um *seines* Weibes, die Frau aber um *aller* Männer Neigung, weil sie immer in Gefahr ist, Wittwe zu werden; sie sorgt daher, daß, wenn sich dieser Fall er-

eignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge. — Die Frau puzt sich nur für die Augen ihres Geschlechts aus Eifersucht, einander in Reizen oder im Vornehmthun zu übertreffen, der Mann hingegen für das weibliche, wenn man das Puz nennen kann, was nur so weit geht, um seiner Frau durch seinen Anzug keine Schande zu machen. — Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich) sehr strenge, und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen vor einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden sollte, würden sicher den Erstern zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch gestiegen ist, so zeigt sich die Frau nur aus Zwang sittsam und hat kein Heel zu wünschen, daß sie lieber Mann seyn möchte, wo sie ihren Neigungen einen größern und freiern Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib seyn wollen.

„Die Frau fragt nicht nach der Enthaltsamkeit des Mannes vor der Ehe, Ihm aber ist an derselben auf Seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe spotten Weiber über Intoleranz (Eifersucht) der Männer überhaupt, es ist aber nur ihr Scherz, das unverehlichte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen nicht sowohl der Art als der Triebfeder nach sehr unterschieden. — Sie soll geduldig, er muß duldend seyn. Sie ist empfindlich, er empfindsam. Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, des Weibes Spah-

ren. — Der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt; die Frau auch, ohne daß sie liebt, weil so viele Liebhaber, als von andern Frauen gewonnen worden, doch dem Kreise ihrer Anbeter verloren sind. Der Mann hat Geschmack für sich, die Frau macht sich selbst zum Gegenstande des Geschmacks für jedermann. — „Was die Welt sagt, ist wahr, und was sie thut, ist gut," ist ein weiblicher Grundsaz, der sich schwer mit einem Charakter in der engern Bedeutung des Worts vereinigen läßt."

Wie lehrreich ist die Schilderung, die uns Kant von dem Sanguinischen giebt. „Er hat ein herrschendes Gefühl für das Schöne, sagt er, seine Freuden sind daher lachend und lebhaft. Wenn er nicht lustig ist, so ist er mißvergnügt, und kennt wenig die zufriedene Stille. Mannigfaltigkeit ist schön, und er liebt die Veränderung. Er sucht die Freuden in sich und um sich, belustigt Andere, und ist ein guter Gesellschafter. Er hat viel moralische Sympathie. Anderer Frölichkeit macht ihn vergnügt und ihr Leid weichherzig. Sein sittliches Gefühl ist schön, allein ohne Grundsäzze und hängt jederzeit unmittelbar von dem gegenwärtigen Eindrucke ab, den die Gegenstände auf ihn machen. Er ist ein Freund von allen Menschen, oder, welches einerlei sagen will, eigentlich niemals ein Freund, ob er zwar gutherzig und wohlwollend ist. Er verstellt sich nicht. Er wird euch heute mit seiner Freundschaft und guten Art unterhalten, morgen, wenn ihr krank oder im Unglücke seyd, wahres und ungeheucheltes Beileid empfinden,

aber sich sachte davon schleichen, bis sich die Umstände geändert haben. Er muß niemals Richter seyn. Die Gesezze sind ihm gemeiniglich zu strenge, und er läßt sich durch Thränen bestechen. Er ist ein schlimmer Heiliger, niemals recht gut, und niemals recht böse. Er schweift öfters aus, und ist lasterhaft, mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung. Er ist freigebig und wohlthätig, aber ein schlechter Bezahler dessen, was er schuldig ist, weil er wohl viel Empfindung für Güte, aber wenig für Gerechtigkeit hat. Niemand hat eine so gute Meinung von seinem eigenen Herzen, als er selbst. Wenn ihr ihn gleich nicht hochachtet, so werdet ihr ihn doch lieben müssen. In dem größten Verfalle seines Charakters geräth er ins Läppische, er ist tändelnd und kindisch. Wenn nicht das Alter etwan noch die Lebhaftigkeit mindert, oder mehr Verstand herbeibringt, so ist er in Gefahr, ein alter Geck zu werden."

Wenn Kant die verschiedenen Eindrücke, welche das Schöne und Erhabene machen, schildert, und die Gegenstände erwähnt, die solche Gefühle einflößen, so reißt er uns durch das Interesse und durch die Mannichfaltigkeit des Stoffes unwillkührlich zum Nachdenken fort. „Die Rührung von dem Erhabenen und Schönen, sagt er, ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über die Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes, oder die Schilderung des hölischen Reichs von Milton erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dage-

gen die Aussichten auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die Beschreibung des Elysium oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber frölich und lachend ist. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben, Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besizzen, werden durch die ruhige Stille eines Novemberabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurch bricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der sich im vollen Gefühle des Erhabenen befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Heiterkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns, und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen oder auch Schwermuth, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das Erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle, und das dritte das Prächtige

nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versezzen.

„Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann gepuzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben als eine grosse Tiefe, allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung: daher diese Empfindung schreckhaft erhaben und jene edel seyn kann. Der Anblick einer ägyptischen Pyramide rührt weit mehr, als man es sich aus aller Beschreibung vorstellen kann; aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehlichen Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich.

„Verstand ist erhaben, Wiz ist schön, Kühnheit ist erhaben und groß; List ist klein, aber schön. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ist einfältig und edel; Scherz und gefällige Schmeichelei ist fein und schön. Uneigennüzziger Diensteifer ist edel, Geschliffenheit und Höflichkeit sind schön. Erhabene Eigenschaften flößen Hochachtung, schöne aber Liebe ein. Leute, deren Gefühl vornehmlich auf das Schöne geht, suchen ihre redlichen, beständigen und ernsthaften Freunde nur in der Noth auf; den scherzhaften, artigen und

höflichen Gesellschafter wählen sie sich zum Umgange. Man schäzt manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könnte. Er flößt Bewunderung ein, aber er ist zu weit über uns, als daß wir mit der Vertraulichkeit der Liebe uns ihm zu nahen getraueten. Die Rührung von dem Erhabenen ist mächtiger als die vom Schönen. Freundschaft hat hauptsächlich den Zug des Erhabenen, Geschlechterliebe aber des Schönen an sich."

Ich kann nicht umhin, hier noch die scharfsinnigen Bemerkungen mitzutheilen, welche Hippel über die Mädchengesichter der Männer macht: „Ein Stuzzer, sagt er, der in der Kunst, sich selbst zu kennen und sich auswendig zu behalten, vor dem Spiegel Unterricht nimmt, geht einem Mädchen nach, das ihm ähnlich ist, und das Mädchen flieht ihn; einem gesezten, ihm ähnlichen Manne hingegen kommt es näher, und findet keine Bedenklichkeit, mit ihm zu ziehen. Es ist ein Glück für einen jungen Menschen, wenn er kein Mädchengesicht hat: denn wenn er es hat, so wird es ihm schwer, wo nicht unmöglich, eine schöne Frau zu bekommen. Kein Frauenzimmer liebt eine Mannsperson, die wie ein Frauenzimmer aussieht, auch nicht leicht eine schöne Mannsperson, denn zwischen beiden ist ein großer Unterschied. Ich habe bemerkt, daß junge Mädchen Bärte nicht leiden können; allein man kann ganz genau die Zeit bestimmen, wo sie Gefallen daran finden. Die schönsten Mannspersonen haben gemeiniglich häßliche Weiber und machen auch sonst nicht sonderlich beim Frauenzimmer ihr Glück,

weil sie gemeiniglich in ihre eigene Schönheit verliebt sind, und weil wer sich selbst lieb hat, nichts für Andere übrig behält: es ist in der That eine Art von Eifersucht, welche das Frauenzimmer in Hinsicht eines in sich selbst sterblich Verliebten empfindet. Auch glauben die Weiber, eine Mannsperson mit einem Jungferngesichte sey kein Mann, und eine schöne Mannsperson ist ihnen vielleicht verhaßt, weil sie schön ist: sie darf, dem Glücke, den Weibern zu gefallen, unbeschadet, sogar häßlich seyn; nur muß sie dieses Privilegium nicht, wie Pelisson, übertreiben."

Wie oft ekelt uns die wirkliche Welt an, und wir fliehen in die Welt der Einbildungskraft, um dieses Mißbehagen zu verscheuchen, und die Einförmigkeit zu verhüten. Die Einbildungskraft erfodert daher Kultur, die wir vorzüglich durch die Lektüre von Werken schöner Kunst erlangen können. Wenn wir die Ausbildung derselben ganz hintansezzen oder doch geringschäzzen, so werden wir Alltagsmenschen, besonders wenn wir den Genuß der freien Natur vermeiden und uns in große Städte begraben, wo die Menschen alle über einen Leisten geschnitten zu seyn scheinen, da die Mode und die unnatürliche Lebensart alle ursprüngliche Eigenheiten des Geistes abgestumpft und alle natürliche Keime erstickt hat. Die Dichter bieten uns zur Rettung und zur Erhaltung unserer Menschlichkeit eine Welt dar, die uns neues Leben einhaucht, die uns vor der Einseitigkeit, die uns auf dem Fuße nachfolgt, bewahrt, und uns zur Natur

zurückführet, von deren Pfade uns unsere gekünstelten Sitten und Einrichtung abgebracht haben. Man fühlt neue Kraft und erwacht zum neuen Genusse des Lebens und zu neuer Thätigkeit, wenn man sein Auge auf den ewigblühenden Gefilden der Dichtkunst weidet. Man erinnert sich seiner Menschheit wieder, wenn man die Natur in aller ihrer Pracht und Schönheit vor sich hingezaubert sieht. Der Dichter leiht der Natur, die gegen uns von den Geschäften des Tages Ermattete stumm ist, eine Sprache, die alle Saiten unsers Herzens in Bewegung sezt, und die Gefühle der Freundschaft, der Liebe, des Mitleides, des Edelmuthes erregt. Alles geht einen schleichenden Gang, wenn kein Feuer der Einbildungskraft in den Menschen lodert. Aber die wirkliche Welt lösche dasselbe durch ihr Einerlei und durch die Leiden und das Ungemach aus, das sie so reichlich ausspendet, sie macht die Menschen träg und kalt, und beraubt die Menschheit einer Triebfeder, die zu großen und heroischen Thaten antreibt. Nur die Lektüre der Dichter und der öftere Genuß der Natur unterhalten die Flamme und gießen Oel darein. Wer nicht an Dichtern Geschmack findet, kann ein guter Rechenmeister, aber kein großer Mann werden. Er wird nie etwas Kühnes unternehmen. Wer sich nicht an den Zaubereien der Einbildungskraft ergözt, lebt kein menschliches, sondern bloß ein Pflanzenleben. Er ist ein Spiel des blinden Mechanismus, und kein freier Mann, der sich das Schicksal unterthänig macht. Die Einbildungskraft sezt durch ihre Thätigkeit alle Kräfte des Geistes in Bewegung: der Verstand denkt spielend

und die Vernunft sucht das reizende Mannichfaltige zusammenzufassen, das die Einbildungskraft aufgeregt hat. Die Dichter, die Wortführer und Dollmetscher der Einbildungskraft, belehren und vergnügen uns zugleich. Ich will hier einige Stellen aus Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller und Andern einrücken, um meine Behauptung anschaulicher zu machen und durch Beispiele zu zeigen, wie gehaltreich und ideenerweckend gute Dichter sind.

„Eine der schwermuthsvollern und zu empfindlichen Seelen,
Die des Guten, das sie empfiengen, schnelle Vergesser,
Und Vergrößrer oder auch gar Erschaffer des Elends,
Dies nur denken, in dies mit grübelndem Ernste sich vertiefen;
Beor hatte sich von den Menschen gesondert, und lebte
In der Einsamkeit. Wie der Freudiggeschäftige gerne
Mit dem kommenden Tag' aufwacht, so scheucht' er den Schlummer
Gern um Mitternacht. An der Hütte fernem Eingang
Nähret er ein wenig Schimmer, wie Todtenlampen in Gräbern.
Jetzo hatt' er sein Brodt gegessen, sein Wasser getrunken,
Sich zu dem Grübeln gestärkt! — — So komm dahin denn wieder,
Wo du so oft schon warest, hinab, zerrüttete Seele!
Muß nicht Elend seyn? und müssens nicht einige tragen?
Ja, es muß, weil es ist! Und müßtens die Himmel nicht tragen!
Läg's nicht auf uns? Denn da muß es seyn; sonst wär's nicht geworden!
Aber warum? — So oft ich frag', antwortet mir keiner,
Weder im Himmel, und weder auf Erden: und so verschwindet
Mir der Trost, daß es seyn muß! Allein bei dem wankenden Troste
Darf mein belastetes Herz doch ringen nach dieser Antwort:
Warum sondert es einige Menschen sich aus? und faßt sie

Eisern an und hebet sie hoch aus dem Strom' und trift sie
Mit zermalmendem Arm? mich, mit zermalmendem Arme?
Ward ich nicht blind geboren? und lebt, ein Blinder, so lange,
Zwar gab er dem Auge den Tag u. s. w.

Klopstock.

Dem Sterbenden brechen die Augen und starren,
Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Antliz der Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er hört nicht mehr die Stimme des Menschen,
Nicht die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst kann nicht reden,
Kann mit bebender Zunge den bangen Abschied noch stammeln,
Athmet tiefer hinauf und kalter ängstlicher Schweiß läuft
Uiber sein Antliz; das Herz schlägt langsam, dann stehts; dann stirbt er.

Klopstock.

Der Gebrauch des Lebens.

Die vierte Ode Anakreons.

Hier im Schatten junger Myrten,
Hier, auf weiche Lotosblätter
Hingelagert, will ich trinken.
Amor, schürze dein Gewand auf!
Amor, reiche mir den Becher!
Denn das Leben flieht von hinnen,
Wie das Rad am Wagen hinrollt,
Und wann dies Gebein zerfallen,
Sind wir eine Hand voll Asche.
Hilft es dann, das Grab zu salben
Und mit Most den Staub zu tränken?
Salbe mich, weil ich noch lebe;
Krone mir die Stirn mit Rosen;

Lade meine Freundin zu mir!
Amor, eh' ich mich dort unten
In den Tanz der Todten mische,
Scherz ich Gram und Unmuth von mir.

Ein Ungenannter.

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch begränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken
Gab man höhern Adel der Natur.
Alles wieß den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer Liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das lezte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius

Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit
Und das ernſte Schickſal blickte milder
Durch den Schleier ſanfter Menſchlichkeit.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſezzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Auge Thränen nie benezzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebahr.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Haynen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seine Freund' erkennt Oreſtes wieder,
Seine Waffen Philokted.

Aber ohne Wiederkehr verlohren
Bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeſchworen,
Alle Bande, die ich ſelig prieß.
Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jezt beglücken,
Tauſch ich neue, die ich miſſen kann.

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick.
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, sind ich dort nicht mehr;
Durch die Walder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Jrd'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus umgestürzten Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Schiller.

„Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zum Paradiese schuf, wird mir jezt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschauete, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen begleitet, jene Thä-

ler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zukkender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreiete; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröfnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle, wie vergöttert, und die herrlichsten Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich als belebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammensichern und sich einnisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die

Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach! damals, wie oft habe ich mich mit Zittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

„Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jezt umgiebt.

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplaz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorübereilt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmlose Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der

Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Göthe.

„Ja wohl ist es Amor, rief die kleine Pasithea aus, als sie ihre Amme wegen ihrer Unvorsichtigkeit schalt, aber der beste, freundlichste Amor von der Welt.

Nicht der böse, ungestüme, wilde,
Der die Mädchen frißt!
Mütterchen, es ist
Ganz ein andrer, lachend, sanft und milde,
Auf den Blumen im Gefilde
Lag er schlummernd da;
Und wir banden ihn mit Blumenketten,
Eh' er sichs versah.
O! wie bat er uns! Allein wir hätten,
Wie er sagte, daß er Amor sey,
Ihn nicht losgemacht, wiewohl wir drei,
Er nur einzeln war, — er mußt' uns schwören,
Eh' er seine Arme frei bekam,
Uns kein Leid zu thun, und fromm zu seyn und zahm.
Und er schwur's; es war recht schön zu hören!
Und als ob wir seine Schwestern wären,

Liebt er uns und führt uns bei Cytheren,
Seiner Mutter, ein;
Und wir sollten, wenn wir artig wären,
Ihre Mädchen seyn!

Kinder, Kinder, rief die Amme, die nicht wußte, daß ihre Pflegkinder die Töchter einer Göttin waren; ihr habt euch hintergehen lassen! So lieblich er aussieht, so schlimm ist er.

Ihr denkt, er ist ein Kind,
Und süßer Unschuld voll, wie Kinder sind?
Verlaßt euch drauf, Er lockt euch nur ins Nezze!
Traut seinem schmeichelnden, glatten Geschwäzze!
Zu bald, zu bald gereut es euch!
Er ist der Nixe gleich,
Die unterm Schilf am Ufer lauschet
Und singt ihr Zauberlied,
Und kommt ihr, sie zu sehn, euch schnell entgegenrauschet,
Und euch hinab ins Wasser zieht."

„Nein, Amor, nein!
Nein, wir müßtens gar zu strenge büßen,
Wenn wir uns von Knaben küssen ließen!
Amor, nein, es kann nicht seyn!
Ein Kuß macht Schmerz,
Ich hört' es oft die Mutter sagen;
Es ist kein Scherz!
Er macht die Lippen hizzig
Und Kinn und Nase spizzig
Und fällt aufs Herz!
„Von Faunen, ja! das muß ich sagen,
Da macht er Schmerz.
Bei Amorn habt ihr nichts zu wagen,
Sein Kuß erquickt das Herz.
Versucht es nur! Ihr werdet Dank mir sagen."
Nein, wir müssen erst die Mutter fragen,
Es ist kein Scherz."

Wieland.

Der Frühling.

Siehe, mein Röschen, der Frühling iſt da;
Freuden die Fülle ſind ferne, ſind nah:
Blumen entſpringen,
Vögelein ſingen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklingen.

Laß uns beſuchen den ſeligen Plan,
Wo wir uns beide das erſtemal ſahn:
Blumen entſprangen,
Vögelein ſangen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklangen.

Aber ich wandelte traurig einher,
Fühlte die Freuden des Maien nicht mehr,
Blickte darnieder,
Blumen und Lieder
Waren dem liebenden Jüngling zuwider.

Jezzo nun Röschen mein Klagen erhört,
Und mir die Thränen in Lachen verkehrt,
Will ich des Maien
Doppelt mich freuen,
Alle verlorenen Freuden erneuen.

Ein Ungenannter.

Einſt, da ich eine Nacht, wie Erndtetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wenn öde Schatten uns das Unglück größer machen,
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Troſt verwarf,
Und ſprach in einem Ton, den es nicht tadeln darf:
Kurzſichtiger! der Gram hat dein Geſicht vergallet;
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet;
Mach deinen Raupenſtand und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geiſter fremder Art in andern Körpern wohnen!
Der Raum, und was er faßt, was heut und geſtern hat,
Menſch, Engel, Körper, Geiſt, iſt alles eine Stadt.

Du bist ein Bürger auch, sieh selber, wie geringe!
Und gleichwohl machst du dich zum Mittelpunkt der Dinge?
Wilst du, daß Gott dann selbst die ewigen Gesezze,
Die er den Welten schuf, aus Gunst für dich verlezze?
Soll, weil's ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein Stein,
Ein Fieber ohne Wuth, Gift ohne Wirkung seyn?

Haller.

In der wirklichen Welt giebt es eine Menge Thorheiten und Albernheiten, die zwar unsern Unwillen, aber nicht immer unsern Spott erregen, obgleich Satyre und Lachen allein die Thoren heilen kann: die Thorheit müßte denn Narrheit seyn, wo sie freilich ganz unheilbar wäre. Nicht jedem steht der Wiz immer zu Gebote, über den Affen in Menschengestalt zu spotten, noch weniger ist es immer erlaubt, dies in Gesellschaft zu thun. Man muß daher die Züchtigung der gesellschaftlichen Lächerlichkeiten der schriftlichen Satyre überlassen. Die Thorheiten würden noch weit zahlreicher seyn, wenn sie nicht die öffentliche Geißel fürchteten. Welch hehres Geschenk sind also Bücher! Den Thoren reichen sie Nieswurz, und den Unwissenden belehnen sie. Den frechen Bösewicht machen sie schüchtern und dem Tugendhaften flößen sie Muth ein, den Kampf mit den Ungeheuern inner- und außerhalb seines Gemüthes zu bestehen. Sie sind eine neue Welt, wo alles mehr den Winken der Natur gehorcht, als in der wirklichen Welt.

Bücher sind zum Lesen, und nicht zur Ausschmückung von Zimmern bestimmt. Glänzende Einbände sind Vorlegeschlösser, die wir nicht abzureißen wagen, denn wie leicht könnte der schöne Einband beschmuzt werden! Wer daher seine Bücher zum Lesen bestimmt, muß sie nicht in prächtige Gewänder kleiden. Ihr Inhalt bleibt ihm sonst ewig verschlossen. Sie müssen in einer Alltagskleidung auftreten, um zum täglichen Gebrauche zu dienen: prächtige Einbände sind Festtragskleider, die nur zum Glanze, und nicht zur täglichen Benuzzung bestimmt sind. Es ist ein Glück für die Kultur des menschlichen Geistes, daß wenige Bücher in Prachtausgaben erscheinen: denn diese machen ein Buch zu einem Zauberschloß, in welchem niemand zu wohnen, und das niemand zu öfnen wagt.

Eine zu große Anzahl von Büchern, die wir selbst besizzen, hält uns gemeiniglich von einem angestrengten Studium derselben ab. Wir machen es wie mancher Student, der seine nachgeschriebenen Hefte für seine auf der Akademie erworbene Gelehrsamkeit ansieht. Wir glauben uns der Mühe überheben zu dürfen, uns die Ideen Anderer durch Selbstthätigkeit zu eigen zu machen und in den Kopf zu bekommen, weil wir sie in unsern Büchern haben. Mancher hält sich daher schon für einsichtsvoll und gelehrt, wenn er eine zahlreiche Bibliothek hat. Nur nüzliche Bücher und Meisterwerke müssen unsere Gesellschafter seyn. Eine zu große Menge von Büchern flößt uns, wie jeder Uiberfluß, Ekel und Gering-

schäzzung auch des Vortreflichsten ein. Es entsteht Unlust, wenn zu große Massen geistiger Nahrung um uns herum aufgehäuft sind.

Wir lesen die Bücher, die wir selbst besizzen, immer am wenigsten, wenn wir an einem Orte wohnen, wo große Lesebibliotheken sind, und wo wir immer das Neueste aufsuchen können. Wir lesen immer erst diejenigen durch, die nicht unser eigen sind. Fremde Bücher nuzzen uns daher mehr als unsere eigenen. Wir verschieben die Lektüre der leztern immer auf die Zukunft, allein wann wird diese eintreten, und wann kommt die Stunde, wo wir uns an das Studium unserer eigenen Bücher zu machen Lust haben? — Es ist ein großer Fehler, ein lehrreiches Buch flüchtig durchzulesen: wir schöpfen die Brühe ab, und uns gelüstet nachher nicht wieder darnach, oder wir haben nicht Zeit darzu, und die treflichsten Schäzze der Natur- und Menschenkenntniß sind für uns verlohren, denn wir können uns selten überwinden, eine zweite Lektüre von einem Buche anzufangen, dessen Hauptinhalt uns schon bekannt ist: besonders trift dies loos Werke der schönen Kunst, die wir daher das erstemal mit der größten Aufmerksamkeit durchlesen müssen.

Man macht einen Unterschied zwischen guten und schlechten, nüzlichen und schädlichen Büchern, wodurch unterscheiden sie sich nun von einander? Jedes Buch ist gut, das unsere Einsichten vermehrt. Herrscht nun wohl ein gleich großer Grad von Kenntnissen unter den Menschen, oder ist jener nicht eben so verschieden, als diese? Kann man daher wohl sagen,

ein Buch sey absolut gut, ein anderes absolut schlecht, oder muß man ein Urtheil über die Güte desselben nicht vielmehr auf seine eigene Person beziehen, der das Buch nuzzen kann oder nicht? Der Unterschied besteht also in dem Mehr und Weniger. Alle Bücher sind gut, aus welchen etwas zu lernen ist, und auch das schlechteste macht uns auf Mängel und Lücken in unsern Kenntnissen aufmerksam, die wir vorher nicht bemerkt hatten, indem wir die Leerheit an Gedanken in einem Buche durch eigenes Nachdenken auszufüllen bemüht sind. Es ist daher ein absprechendes Urtheil, das wir fällen, wenn wir behaupten, ein Buch sey gänzlich unnüz, weil es uns nichts nuzt, da es doch immer Personen giebt, deren Verstandesfähigkeiten und Einsichten es angemessen ist, und die also ihren Vorrath an Kenntnissen daraus vermehren können. Der geistreiche Mann macht alles geistreich, und einem ideenleeren Kopfe kommt auch das geistreichste Buch leer und uninteressant vor. Wer nicht Lust zum Selbstdenken hat, dessen Aufmerksamkeit wird auch durch Wielands und Göthes Schriften nicht erregt.

Noch ungegründeter und auffallender ist der Vorwurf, den man manchen Büchern wegen des Schadens macht, den sie stiften sollen. Schildert uns ein Schriftsteller die Verdorbenheit der Sitten und die Schlechtigkeit der Denkungsart, wie man sie leider! nur zu oft in der großen und vornehmen Welt findet, so schreiet man gleich über die Schädlichkeit der Publizität und spricht das Verdammungsurtheil über den Verfasser und sein Buch aus, ob man sich

gleich nicht seine Laster und seine Verworfenheit öffentlich zur Schau zu tragen schämt. Warum legt man nicht seine eigene schändliche Gesinnung ab, und entsagt einem lasterhaften Leben, und warum arbeitet man nicht dahin, die Sitten der Menschen durch Unterricht und Beispiel, das die Herrscher geben müssen, zu verbessern und die verderbte Gesinnung zu veredeln?

Alles, was in der Welt sich blicken läßt, mag es Tugend oder Laster, Weisheit oder Thorheit seyn, darf den Stof zu einem Buche liefern, den man lehrreich und nüzlich für Tausende bearbeiten kann. Das Laster und die Thorheit ist überdies nicht zu liebenswürdig und einnehmend, daß es uns berücken und fesseln, und daß es nicht vielmehr in jedem unverdorbenen Gemüthe Abscheu und Verachtung erregen sollte. Wer schon verdorbenes Herzens ist, dem mögen solche Bücher schädlich seyn, wo die Welt in ihren Lüsten und mit ihren Ausschweifungen dargestellt ist, aber nicht dem Reinen, der auch das Unreine in Gold verwandelt. Giebt es Schändlichkeiten und Laster in der Welt, warum soll sie nicht jedermann kennen lernen? Werden sie öffentlich gebrandmarkt, so werden sie entweder gänzlich verscheucht werden, oder sie zeigen sich doch nicht mehr so öffentlich und treten nicht mehr mit so frecher Stirn auf, als sie es bisher thaten. Nur das verworfenste Geschöpf, das mit ihrem Körper ihren Unterhalt verdient, und sich jedermann zur Befriedigung seiner thierischen Begierden in die Arme wirft, hat keine Scheu vor dem Publikum mehr, je-

des andere wird gewiß vermeiden, ſeine Laſter und ſeine Schlechtheit ſo öffentlich zur Schau zu tragen. Man muß den Menſchen in allen Lagen kennen lernen, und auch in denjenigen, wo er am tiefſten geſunken iſt, weil uns alsdann die Furcht vor Schande und die öffentliche Verachtung (der kein Böſewicht und kein Laſterhafter entläuft), wenn auch nicht die Achtung gegen das Pflichtgebot ſelbſt, von dergleichen Abwegen abhält. Schrecken muß hier thun, was das Sittengeſez nicht bewirken kann. — Man muß die Irrgänge des menſchlichen Herzens kennen lernen; denn was man nicht kennt, in das kann man ſich ohne Wiſſen und Willen zu ſeinem größten Nachtheile verirren. Bücher alſo, die uns die Sittenloſigkeit der Welt treu und durch die Magie der Einbildungskraft darſtellen, ſind Warnerempel, die Tauſende von dem Verſuche, ſich zu entehren, abhalten. Sie brandmarken das Laſter, das vorher in dem höchſten Glanze prangte, und ſie verſcheuchen dasjenige in das Dunkel der Mitternacht zurück, welches vorher auf dem Throne ſaß. Nur das ſelbſteigene Laſter kann uns daher zu dem Wahne verleiten, als ob Verbote von ſolchen Büchern, worinn die Ausſchweifungen und die Thorheiten der Welt treulich geſchildert werden, die Tugend vermehrten und das Laſter verſcheuchten, die Sitten reinigten und die Denkungsart veredelten.

Noch ſonderbarer ſind die Vorwürfe, die man gewiſſen Büchern wegen der in ihnen enthaltenen für den Staat, den Glauben und die guten Sitten gefährlichen Meinungen macht. Man verbietet ſie,

weil man dasjenige, was unserer Denkart und unserer Gesinnung zuwider ist, für die öffentliche Meinung anstößig hält, und man belegt die Uibertretung dieser Verbote oft mit den härtesten Strafen; allein was fruchten sie, da sie allein Blindgläubigkeit und Herrschsucht für gerecht hält? Die verbotenen Bücher werden gelesen, und das Verbot würde also keinen großen Nachtheil haben, allein es giebt einen für die Kultur des menschlichen Geistes und für die Forschbegier nach Wahrheit weit nachtheiligern Einfluß, den solche Eingriffe in das Reich des Gewissens haben, und dies ist der Wahn, daß die jezt kursirenden Meinungen bloße lautere Wahrheit seyn, und daß man also das Suchen darnach ohne Schaden aufgeben könne. Durch die Verbreitung desselben errichtet man der Vernunft ein Ruhepolster, woherab sie anstatt zu zweifeln und zu forschen, stolz und verächtlich auf alles, was nicht mit den angenommenen Meinungen übereinstimmt, sieht, und es ungeprüft verwirft und dadurch dem Aberglauben und dem Unglauben, der Schwärmerei und dem Laster Thor und Thür öfnet. Der Skepticismus ist für den menschlichen Geist eine große Wohlthat, und glücklich sind die Sterblichen, in welchen der Trieb, bei allen nach Gründen zu forschen, das Grundlose zu verwerfen und das Uibersinnliche als unerkennbar nicht zu berühren, wohnt. Sie werden der Welt und sich größere Dienste leisten, als die Gläubigen, welche nie an Dingen, wofür man ihnen von Jugend auf eine heilige Scheu eingeflößt hat, zweifeln, und jeden verfolgen und hassen, der das Unsinnliche nicht in dem gefärbten Spiegel anschauet,

in welchem sie es zu besehen gewohnt sind. Hume hat einen Kant erzeugt, weil dieser den Wink verstand, den jener über die Anwendung des Grundsazzes der Ursachlichkeit hinwarf, und weil er an der bisherigen Methode zu philosophiren zu zweifeln wagte.

Viele glauben im völligen Besiz der Wahrheit zu seyn, aber wissen wir denn schon, was das Wahre in den Dingen sey? Und ist denn dasjenige für alle Menschen Wahrheit, was uns als solche vorkommt? Ist sie denn so gemein, daß man nur die Augen aufthun darf, um sie in ihrem vollen Glanze zu erblicken? Allein es giebt leider! der Wahrheiten so wenige für den, der nicht blindlings glaubt, sondern zweifelt, der nicht ein Fremdling in seinem Busen ist, sondern die Gesezze und die Grenzen seiner Vermögen kennt. Alles unser Wissen muß von Zweifeln anheben, und wir wähnen durch einen willigen Glauben in das Reich der Wahrheit eingegangen zu seyn? Wer noch nie gezweifelt hat, hat noch nie die Süßigkeiten einer selbst errungenen Wahrheit gekostet, und wer ihr nicht offen in das Gesicht zu sehen wagt, ist dieses Himmelskindes nicht werth. Der Gläubige hält alles für wahr, man mag ihm ein Ammenmährchen erzählen, oder die Wirklichkeit einer Erscheinung in der Außenwelt mit den triftigsten Gründen beweisen, beides hat bei ihm gleichen Werth. — Und bleiben wir immer dieselben, daß wir so hartnäckig auf der Wahrheit dessen bestehen, was wir ehemals für wahr hielten? Alles wandelt an uns, unser Körper und unser Geist. Unser Verstand wird

immer mehr ausgebildet und erlangt durch Uibung eine größere Fertigkeit im Reflektiren. Unsere Einsichten werden vermehrt, und wie sollte alles dasjenige noch Wirklichkeit und Wahrheit für uns bleiben, was wir ehemals dafür hielten? Unsere Denkungsart und unsere Gesinnung verändert sich, und tragen wir nicht oft diese in dasjenige hinein, was uns Wahrheit scheint?

Der Mensch scheint auf dieser Erde nicht zum Besitze der Wahrheit, sondern bloß zum Suchen darnach bestimmt zu seyn. Uns lacht heute die Flur an, die uns gestern eine Wüste schien, uns erquickt heute der Gedanke an einen moralischen Weltregenten, und morgen sind wir traurig, wenn wir den Gerechten leiden und den Bösewicht glücklich sehen; heute eröfnet sich eine herrliche Aussicht für unsere Wünsche, das Menschengeschlecht gebessert und beglückt zu sehen, morgen wallen wir in Finsterniß, weil ein Tag das Gute zerstörte, was Jahrhunderte kostete, um dasselbe aufzubauen. Sprechen wir daher niemals das Verdammungsurtheil über denjenigen aus, der anders denkt, und die Dinge anders ansieht, als wir, und der Sachen nicht glaubt, an welchen wir niemals gezweifelt haben. Keine Meinung ist schädlich, als der Glaube an Untrüglichkeit und der Wahn von der Ungebundenheit an das Sitten- und Rechtsgesez: und dennoch darf der Leztere weder verdammt noch gestraft werden, denn er ist eine Meinung; bloß die Handlungen, welche dieser Gesinnung gemäß das Recht des Andern kränken, verdienen Strafe. Die Men-

ſchen ſind inkonſequent, und ein Freigeiſt in moraliſchen Dingen iſt noch kein Held in böſen Thaten. Die menſchliche Natur verhütet das, was das Räſonnement für thunlich hält. Sie iſt mächtiger als alle Sophiſterei. Kezzereien bewahren den menſchlichen Geiſt vor Dumpfſinn und Schlafſucht: das Ungeheuere und Ungewöhnliche fodert ihn zu einer Thätigkeit auf, die in ihm der alltägliche Gang der Dinge nicht ins Leben rufen kann. Ein Wahn, auf welchen wir durch eigenes Nachdenken gekommen ſind, hat mehr Werth, als eine Hand voll Wahrheit, die uns ein Anderer als Allmoſen mittheilte, und ein Irrthum, der ein Werk unſerer eigen Selbſtthätigkeit iſt, macht uns glücklicher, als eine Menge ausgemachter Säzze, deren Evidenz uns nicht durch eigenes Nachdenken einleuchtend worden iſt. Nur Einſtimmigkeit unſrer Thätigkeit mit unſer Vernunft beglückt uns, Disharmonie vernichtet den Frieden unſers Herzens.

Die Ausdrücke, gute und ſchlechte, nüzliche und ſchädliche Bücher, ſind alſo relative Begriffe: was dem Einen nuzt, iſt dem Andern ſchädlich, was den Einen belehrt, iſt dem Andern ganz unverſtändlich. Warum verlangen wir daher lauter gute Bücher? Beſizzen denn alle Menſchen Kants Scharfſinn, Göthes Darſtellungsgabe und Wielands Menſchenkenntniß? Würden lauter ſolche Bücher, die wir gut nennen, geſchrieben, ſo würde die Anzahl der Leſer ſehr gering werden, und der Nuzzen der Lektüre ſehr eingeſchränkt ſeyn. Wer einen jezzigen Roman

von Cramer oder Spieß mit Wohlbehagen lieſt', findet ohne Zweifel wenig Vergnügen an Wielands und Göthes Schriften. Gäbe es daher keine Schriftſteller von der erſtern Art, ſo würde ihn alles Leſen anekeln, das, wenn es ihm jezt auch nicht eben viel Gutes lehrt, ihn doch von manchem Böſen abhält. Allein auch der ſchlechteſte Schriftſteller hat doch den Nuzzen, daß er den Geiſt beſchäftigt, und man kann hoffen, daß endlich doch Luſt zum Selbſtdenken in dem Leſer entſtehen werde. Er verſcheucht den Geiſtesſchlaf, wenn er uns auch nicht neues Leben einhaucht. Der Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Büchern beſteht darinn, daß jene einen poſitiven, dieſe einen negativen Gewinn *) gewähren. Jene vermehren unſere Einſichten durch den Schaz von Beobachtungen, welche ſie über die Menſchen und die Natur enthalten, dieſe werfen uns Spielzeug vor, das uns vor Langerweile bewahrt und gegen das Böſe ſchüzt.

Die Lektüre eines guten Buches verſchaft uns eben ſo viel Vergnügen, als daſſelbe unſere Einſichten vermehrt. Wenn wir folgende Stelle leſen, ſo werden wir ſowohl belehrt als vergnügt: „Beiſpiele ſind ſtärker als Worte, und giebt es nicht hohe poetiſche Thaten, denen das Feuer der Einbildungskraft ſo wenig entgegen iſt, daß es vielmehr eine dergleichen Geiſtes- und Herzensſtimmung bewirkt? Was iſt blendender Wortglanz gegen edle That! Durch dieſe wird man erſchüttert, überwältigt und lebendig überzeugt. Der Muth und der Troſt der Nothwendig-

*) Das heißt, vor Schaden ſichern.

keit, welcher Seelen von Inhalt und Nachdruck eigen ist — was hat der nicht ausgerichtet! wie viele bewundernswürdige Märtyrer gezogen! Nicht immer, nicht von jedem werden diese Thatenepopeen gefodert! — Doch kommt es im neuen Bunde durchaus auf moralische Sinnesänderung an; und wenn gleich diese allerdings durch kalt vorgetragene Grundsäzze angefangen wird, so giebt es doch Fälle, wo wir die Nachhülfe der Einbildungskraft und Glaubensstärkung bedürfen, um sie zu vollenden und in Werken darzustellen! Man sage nicht, Dichtkunst sey Heuchelei. Heißt sich gut ankleiden: heucheln? und ist Dichtkunst mehr oder weniger als Versinnlichung, als Menschwerdung der Grundsäzze der Seele? Mehr als Darstellung des innern Menschen — des Geistes, der in uns ist, ohne welchen keine Handlung verstanden und beurtheilt werden kann? Ein reines Herz und reine Gesinnungen adeln unser Thun, und weisen ihm seine Klasse an. — Thorheit vereinigt oft die, welche durch Gesinnungen getrennt waren: der Gesang stimmt Menschen zu einerlei Gesinnungen. — Was in der Krankheit frische Luft bewirkt, das leistet der sanfte Hauch der edelsten Empfindungen bei verstimmten Gemüthern. Recht und Gerechtigkeit übt man nicht nach Anleitung des finstern abschreckenden Gesezbuches, sondern nach dem Evangelio der Vorstellung, daß kein Mensch ganz böse sey, ob er gleich auch nicht ganz gut zu seyn die Ehre hat. — Gesang sollte bloß negativen Vortheil bringen, und den nicht befriedigen, der auf etwas Positives ausgeht? Mit nichten! Sprich; und du bist mein Mitmensch. Singe; und wir

sind Brüder und Schwestern. Ein Lied hilft arbeiten, und ist die beste Gesellschaft in der Einsamkeit; es versöhnt unsern Schutzgeist, wenn wir ihn durch eine Thorheit böse machten, und wenn er schon den Hut genommen hat, um wegzugehen, bleibt er doch, und sezt sich wohl gar nieder. Der Gesang ist der Schwur der Bruderliebe, des Menschenbundes; — ist Opfersprache: — man hört nur Eine Stimme, wenn Takt gehalten wird. — Er ist eine Morgen- und Abenddämmerung, wo es weder zu hell noch zu dunkel ist. Man wird durch den Inhalt eines Liedes allmählich — besponnen, würd' ich sagen, wenn man nicht hierbei an die Spinne denken müßte. So geht es mit den besten Vergleichungen! Sie sind muthigen Pferden ähnlich, die, ehe mans denkt, den stolzirenden Reiter zu Gottes Erdboden werfen. — Ein Lied bringt Thränen und trocknet sie. — Es ist ein Rauchwerk, das die Wolken theilt und zum Herrn dringt ungemeldet. — Die meisten Gedanken der Menschen, — sind sie nicht in dunkle Farben gekleidet? Spendet die Poesie nicht die besten, schönsten und angenehmsten Kleider? Geistig sind sie und weit leichter als die Gewänder, welche die Alten ihren Göttinnen umwarfen. — Will man wissen, wie der Dichter sich vom Mathematiker und Philosophen unterscheide? Der Mathematiker ist ein Götzendiener; gleich hat er eine Figur, die er sieht und anbetet: — ein goldenes Kalb, würden Spötter sagen; was sagen aber diese nicht alles! Nichtspötter würden erwägen, daß ein Mathematiker seiner Figuren halber beneidet zu werden verdient, weil er vermittelst ihrer

ſelten vergißt, was er einmal weiß. Er hat ſein Geländer, woran er ſich hält. Körperlich iſt er, der Dichter geiſtig: — er ſieht Geiſter, er ſchaft ſich Heerſcharen. — Selbſt wer ihn lieſt, wird begeiſtert, obgleich freilich nicht aus jedem Holze ſeiner Leſer ein Merkur, und aus jedem Golde ſeiner Leſerinnen ein Trauring Luthers wird. Der eigentliche Philoſoph hält ſich weder an Körper noch an Geiſt, hört und ſieht nichts als ſich ſelbſt, und iſt gemeiniglich ſo verrathen und verkauft, ſo verlaſſen wie ein Einſiedler, der nicht von einer Stelle kommt, der ſich ſelbſt ſchlägt, ſich mit ſich ſelbſt verträgt — und hinten und vorn im Audienz- im Wohn- und Schlafſtübchen überall nichts als ſein vervielfältigtes Ich hat. Der Philoſoph theilt ſeinem Syſtem ſeinen Namen mit und taufft ſeine Glocke; der Dichter thut Verzicht auf dieſe eigene Ehre. — Man ſagt, die Philoſophie könne oft zur Krankheit ausarten, und da giebt es kein probateres Mittel, als Poeſie. — Recipe, das Uiberſinnliche den Sinnen wenigſtens näher zu bringen, und dies iſt der Beruf des Dichters. Ein Philoſoph will der Seelenmann ſeyn, aber macht er ihn nicht oft blos? Er iſt die luſtige Perſon auf dem Engelstheater, bei aller Ehrbarkeit, die er ſich beizulegen pflegt. Der Dichter, ein höherer Chemikus der Seele, verwandelt die tiefſte abſtrakteſte Philoſophie in die Sprache des gemeinen Lebens. Durch dieſe höhere Seelenchemie findet der Dichter zuweilen den Stein der Weiſen, den die Philoſophie immer ſucht. In der ächten Philoſophie gelüſten freilich zuweilen Empfindungen und Gedanken gegen einander, und

dieſer Wettſtreit, der den Streit in uns zwiſchen Geiſt und Fleiſch, zwiſchen Verſtand und Willen zuweilen abbildet, macht die Poeſie zu einer ſo menſchlichen Sache, daß man mit Wahrheit ſagen könnte, der Menſch ſey im Gedicht getroffen. — Doch nicht nur uns ſelbſt brachte die Dichtkunſt uns näher, ſondern auch dem Unerforſchlichen, mit dem der Menſch vermittelſt ſeines Geiſtes verwandt iſt. — Der Dichtkunſt haben wir dieſe Entdeckung zu danken. Gottesdienſt entſtand nicht eher, als da der Kram der Ehrenbezeugungen unter den Menſchen anfieng; bis dahin war Gott Vater, Andacht hohes Andenken an ihn, und die Folge davon Erhebung und Anhänglichkeit an dieſen unſichtbaren Vater."

Es giebt Geiſter, welche Weisheit aus jeder Erſcheinung heraus zu zaubern wiſſen, und die aus jedem Klotze einen Merkurius ſchnitzen können. Sie beleben todte Maſſen, und alles wird unter ihren Händen zur lehrreichſten Schule. Die Erfahrung iſt ihnen eine weiche Maſſe, welcher ſie jede beliebige Geſtalt aufdrücken. Sie werfen ſpielend die weiſeſten Lehren hin, und ſcheinen die Erfahrung aller Zeiten gekauft zu haben. „Einfachheit und Kunſt, ſagt Hippel, das Reine vom Unreinen, den Segen vom Fluche, das Licht von der Finſterniß zu ſcheiden, iſt der Gipfel der Arzeneikunſt. Nicht in den erſten Dammgswegen, in das Weſen des Menſchen, in ſeinen Geiſt muß der Arzt wirken, und widrige Dinge durch einen Mittler verbinden, wie Leib und Geiſt durch die Seele. Mein Hausmittel zum langen Le-

ben iſt: Fange wenig an, und thue viel; genieße heute ſo, daß du morgen zum Genuſſe nicht unfähig wirſt; genieße geiſtig oder durch die Einbildungskraft, da ſchadet zu viel ſo leicht nicht. Lerne Widerſprüche auch von denen ertragen, die erſt deiner Meinung waren, und aus Nebenabſichten zurücktraten. Gehe langſam, allein ſicher. — Geduld iſt nicht Abſpannung; ſie kann die höchſte Anſtrengung werden. Je weniger Bedürfniſſe, deſto mehr Genuß; ein Diamant von vorzüglicher Größe gilt mehr als viele Scheffel Scheidemünze. Durch Enthaltſamkeit vermehrt ſich der Appetit; durch Kaſteien die Fleiſchesluſt. — Bei wenigen Bedürfniſſen kann man größer ſeyn als ein Fürſt. — Nicht von Stern und Band, Urtheil und Recht, Stock und Degen, vom innern Weſen der Dinge, und von der darauf gegründeten Meinung des Weiſen hängt die Ehre ab. Verliehrt man ſie nicht gemeinhin, wenn man ſie in den Gerichtshöfen durch drei Inſtanzen gewann? Die Juſtiz ſucht gemeiniglich Neſter, wenn die Vögel ausgeflogen ſind. Sie nimmt dir oft das Deine, um von dem, was des Andern iſt, dir ein Drittheil zuzuwenden.

Der Finanzer will Leibes-, der ſpekulirende Philoſoph Seelenluxus. — Menſchliche Allwiſſenheit iſt unerträglicher als Unwiſſenheit. Mit Praxis und Erfahrung anzufangen iſt der kürzeſte und ſicherſte Weg. Haſſe Keinen, liebe die Menſchen, ſey wie ein Biſchof Eines Weibes Mann: Keines oder

Vieler Mann seyn, ist schädlich an Leib und Seele. Erschrick nicht über jeden Knall, ärgere dich nicht über jedes Sandkorn, das unter deinen Sohlen knistert. Thue recht, scheue Niemand, gehe mit deinen Feinden so um, als ob sie deine Freunde werden können. Wer nicht zweifelt, weiß auch nicht; alles Gute ist der Rose gleich, die mit Dornen umgeben ist. Man kann unmöglich entscheiden, wenn keine Sachuntersuchung vorausgieng. — Unmäßiger Tadel ist erträglicher als unmäßiges Lob. — Faulheit ist das größte Laster. — Ein junger König und ein alter Minister sind gemeiniglich dem Staate nüzlicher als ein junger Minister und ein alter König. Gehe nicht auf fremden Füßen, denke nicht mit bezahlten Köpfen, verdiene dein Brod nicht mit deines Nächsten Händen; hör und sieh mit eigenen Ohren und Augen; so wird es dir wohlgehn und du lange leben auf Erden. Nur der ist frei, der die Freiheit des Andern ehrt. Leidenschaften stecken an; sie sind Tyrannen, die alles stürzen, was ihnen im Wege ist. Vergrößere dich nicht auf Kosten Anderer. Der Neid genießt eben so wenig das, wornach er strebt, als der Geiz: er schadet, wenn er gleich sich selbst nicht nüzzen kann. Weiche vor ihm, wie vor einer Kohle, die, wenn sie nicht brennt, doch schwärzt. — Freunde sind Zeitdiebe; Feinde lehren uns die Zeit auskaufen und uns in sie schicken. Freunde stärken uns im Guten, Feinde machen, daß wir Fehler meiden. Frühe Reue ist Herzens-, späte Reue ist Verstandesreue; wenn beide zusammen sind, wird es göttliche Traurigkeit, die niemand gereuet; Furcht macht den Geg-

ner dreust; Muth ist ein Schwerd, das nicht schlägt, doch das Schwerd des Thoren und Frevlers in der Scheide hält. — Es giebt Dinge, wo um Verzeihung zu bitten unverzeihlich ist. Eigensinn und Festigkeit ist zweierlei. Nicht verfeinerte List, Tugend ist die Quelle menschlicher Glückseligkeit. — Wir sind hier zu leben und zu sterben. Zu leben ist schwer, zu sterben ist leicht; doch niemand kann an den Tod weise denken, der nicht weise zu leben versteht. Es sind blinde Leiter, die alles nach einer Form haben wollen. Alle sollen leben wie sie und sterben wie sie; und doch giebt es Stufen in der Vollkommenheit und Freiheit. Der Freiheit? Allerdings. Von einer Art derselben heißt es im Geist und in der Wahrheit: je freier, desto vollkommener. Der Frevler ist ein Knecht des Todes sein Lebenlang; und so nichtswürdig sein Leben ist, so affenartig liebt er es. Was hat er mehr, als die Hand voll Leben, die dem Weisen nichts, dem Unweisen aber alles gilt? — Der Edle könnte sich fast freuen, die Ketten abzuschütteln, womit das Leben ihn fesselte; er weiß, es gilt das Land der Freiheit nach einem Wüstengange, wo ihm so selten Manna und Wachteln fallen und frisches Wasser aus einem Felsen sprizt. Freude stört, wie Leid, die Fassung; der Weise ist gleichgültig. Warum auch anders? Warum Unzufriedenheit mit einem Leben, auf das, wenn es besser wäre, eine ganz andere Welt folgen müßte, als die wir erwarten? Nicht der, der mit Geschenken dem Dürftigen hilft, nur der ist sein Wohlthäter, der ihn in die Verfassung sezt, sich selbst zu helfen. — Seht da die Pflicht

der Weisen; sie sind nicht da, zu helfen: zu trösten und zur Selbsthülfe Anlaß zu geben, ist ihre Pflicht. Wenn es der Weisheit gelänge, sich mehr Anhänger zu sammeln, und durch den seelenerhebenden Gedanken, die Pluralität auf ihre Seite zu bringen, könnte nicht manches Gute bewirkt werden, was jezt auf dem Acker felsiger Herzen erstickt und fruchtlos von wenigen Edlen ausgesäet wird? Alsdann freilich wird es verlohnen zu leben! Aber auch jezt — steht es denn so ganz schlecht mit dem Leben? Du klagst, die besten Plane werden, wenn nicht durch Bosheit der Menschen, so durchs Ungefähr vereitelt, das sich fürs Böse, und für Böse öfterer als fürs Gute, und für Gute erklärt. Wahr —! — Nur Schwärmer hoffen ohne zu zweifeln; der Weise zweifelt selbst noch, wenn seine Hofnungen fast völlig erfüllt sind. Er zweifelt — nicht um sich den vollen Becher der Freude, dieser Vollendung halber aufzusparen: nein, weil kurz vor dem Amen seines Planes alles noch scheitern kann. Und kommt es zum Amen — stürzt nicht ein Thor in einem Augenblicke um, was zehn Weise ihr Lebelang baueten? — Doch Lieber! weißt du, wenns Zeit ist, daß die Menschen von der Finsterniß zum Lichte und von der Thorheit zur Weisheit gelangen? Der größte Beweis, daß wir zu Leiden bestimmt sind, ist, weil Leiden, je größer, desto sicherer, zur Vollkommenheit bringen. Was willst du mehr, wenn du nur vollkommen wirst? Ist es ein Fehler, besser von Menschen zu denken, als man sollte, so ist es ein Fehler des Edlen, der mir lieber als Scheingerechtigkeit ist, die der Buße nie bedarf.

Man denke vom Leben was man will, giebt es nicht Staats- und Familienverhältniſſe, wo längeres Leben Glück und Ruhe auf Staat und Familien verbreiten kann? Doch giebt es kein größeres Unglück, als ſich ſelbſt überleben! — Wir werden Grabesritter, ohne aufzuhören Lebensritter zu ſeyn. Unzufriedenheit iſt die Univerſalkrankheit, woran der größte Theil der Menſchen ſtirbt: Zufriedenheit iſt Selbſtſchonung und das beſte Mittel, das Leben zu genießen. Nur wer weiſe entbehrt, genießt; wer nicht übertriebene Empfindung für die Sache ſelbſt nimmt, lernt ſich in Zeit und Welt ſchicken, auch wenn er die Menſchen ſo verändert finden ſollte, wie Sully den Hof nach Heinrichs IV. Tode."

Durch die Bücher hat der Menſch einen neuen Sinn erhalten, vermöge welcher er die Luſt- und Trauerſpiele der Welt im Ganzen überſehen kann, und die geheimſten Triebfedern der Spieler gewahr wird.

Die Schriftſteller ſind Bergleute, die ihre Ausbeute in ihre Bücher niederlegen. Hier giebt es nun Glücks- und Unglückskinder. Der geweihete Seher entdeckt jede Goldgrube. Einige hingegen fördern bloß Silber, Andere noch ſchlechtere Metalle zu Tage.

Ein guter Schriftſteller iſt der Geburtshelfer der Natur: er zieht alle die Geſchöpfe, womit dieſe ewig jugendliche und fruchtbare Mutter ſchwanger geht, ans Licht. Er iſt in ihre innigſten Geheimniſſe

eingeweiht; alle ihre Winke ſind ihm verſtändlich und alle ihre Regungen ſind ihm bemerkbar. — So lange wir noch nicht ſelbſt Bücher ſchreiben, ſehen wir einen Schriftſteller, der uns in ein Meer von Gefühlen taucht, der uns das Schauſpiel des Lebens lebendig und wahr darſtellt, der alles nach ſeinem Bedarf dichtet und erfindet, der die Schönheiten der Natur ſo lebendig auf das Papier zu zaubern verſteht, und der die Perſonen als wenn ſie leibten und lebten vor uns auftreten läßt, für ein höheres Weſen aus einer andern Welt an. Sobald wir aber uns ſelbſt in die Klaſſe der Schreibenden eingeſchlichen haben, halten wir ihn eben ſo wie uns für einen Erdenſohn. Mag dieſer Glaube nun von Neid, Ehrgeiz oder wirklicher Einſicht in die Natur der Sache herrühren, kurz, wir halten ihn, wenn er auch hoch über uns durch Kraft und That erhaben iſt, doch für unſers Gleichen. — Wir machen uns von jedem Schriftſteller, deſſen Buch wir, und zwar mit Vergnügen, leſen, ein Bild, das wir mit allen den Eigenſchaften ausſchmücken, auf welche uns die Geſinnungen ſchließen laſſen, die er in ſeinem Werke geoffenbart hat. — Anonyme Bücher gefallen uns nicht ſo ſehr als ſolche, deren Verfaſſer ſich genannt haben, und wenn ſie auch voll von neuen Erfahrungen und Bemerkungen ſind. Wir ſpühren ganz unwillkührlich in uns ein Mißbehagen: es ſcheint uns eine Perſon in der Geſellſchaft zu fehlen, die wir doch gern darin auftreten ſähen.

In der Ferne halten wir einen Schriftſteller, der Tugend mit Salbung zu predigen verſteht, für

einen Heiligen; in der Nähe ſchwindet die Täuſchung, er ſinkt zu einem Menſchen herab, wie wir und unſers Gleichen ſind: und den, der die Laſter und Ausſchweifungen der Menſchen con amore mahlt, halten wir für einen Auswürfling der Natur, und in ſeinem Umgange finden wir, daß er ein braver und edler Mann iſt.

Wir können uns nicht enthalten, Tugendpredigten, die uns in den Schriften der Geiſtlichen aufſtoſſen, für geheuchelt zu erklären; denn wir können von dem ſchwarzen Rocke nicht das Bild der Heuchelei und Verſtellung trennen, weil es ſo viele giebt, die zwar Tugenden predigen, aber nicht ausüben, die zwar das Laſter in ihren Schriften verdammen, aber daſſelbe doch ſelbſt in ihrem Lebenswandel liebgewonnen haben. Da die Geiſtlichen zwiſchen der Vernunft und der Offenbarung halbiren wollen, ſo können wir uns nicht enthalten, ſie als Wölfe in Schaafspelzen anzuſehen. Wir glauben, und zwar oft nicht mit Unrecht, daß ſie es mit beiden nicht aufrichtig meinen. Zwei ſolche widerſprechende Dinge laſſen ſich nicht mit einander verbinden, ſo lange wir an dieſe Naturgeſezze unſers Geiſtes gebunden ſind, welche das Weſen unſerer Vernünftigkeit ausmachen.

Einem Schriftſteller, der mit uns an einem Orte lebt, oder der mit uns aufgewachſen iſt, wollen wir nicht gern die Vorzüge zugeſtehen, die ihm die ganze Welt einräumt, und die ſeine Schriften wirklich beſizzen. Wir ſpüren immer an dieſen herum, bis wir eine Menge Fehler und Gebrechen an ihnen entdecken.

Der Neid und die Mißgunst machen uns gegen ihre Schönheiten blind, und gegen ihre Fehler geben sie uns Luraugen. Der Mensch will alles, womit er umgeht, zu sich herabziehen, und es mit sich auf den Fuß der Gleichheit stellen, um die Kränkungen zu vertilgen, die uns das Lob, das ihm Andere zollen, verursacht. Es ist daher für manchen Schriftsteller ein Glück, daß er von wenigen genau von Person gekannt wird.

Die Schriftsteller vertreten die Stelle der Propheten des Alterthums; sie ermahnen, warnen und strafen, aber wer giebt ihnen Gehör? Sie sind Prediger in der Wüste. Niemand leihet ihnen sein Ohr, außer wenn er seinen Leidenschaften geschmeichelt findet. Sie sind Seher der Zukunft, und verkündigen die Folgen vorher, welche das Thun und Treiben der Menschen und der Staaten unvermeidlich nach sich zieht.

Wem verdanken wir die Ausbreitung von Kenntnissen, die jezt in dem größten Theile Europens herrschen, und die Zerstöeung von einer ungeheuern Masse von Aberglauben, der sonst die Menschen unglücklich machte? Sind es nicht die Schriftsteller, die gleich Säeleuten immer Saamen zu neuen Entdekkungen und zu nüzlichen Kenntnissen ausstreuen? — Ihre Bücher werden unsere vertrautesten Freunde, wenn sie uns in der Gesinnung und Denkungsart ähnlich sind, wenn sie unsere Einsichten bereichern und unsern Verstand angenehm beschäftigen. Wir lieben aber nicht bloß die Schriften, sondern wir tragen auch unsere Liebe auf die Person ihrer Verfasser über.

Ein Buch, das uns gleichgültig läßt, macht uns auch nach der Bekanntschaft seines Urhebers nicht begierig: denn wir vermuthen an diesem eben so wenig Vergnügen zu finden, als an jenem. Hingegen ist der Verfasser eines interessanten und lehrreichen Buches während der Lektüre desselben unser steter Begleiter. Wir vertrauen ihm die Geheimnisse unsers Herzens an, denn wir werden auf Dinge in uns aufmerksam, deren Daseyn wir vorher nicht ahndeten, und wir gestehen uns Fehler und Unarten ein, mit welchen wir uns sonst vor Gericht zu treten scheueten.

Ein Schriftsteller muß den Gegenstand, über welchen er schreibt, mehr durchdenken und in einem bündigern Zusammenhange darstellen, als der Professor auf dem Katheder, der nur zu oft bloß seine tägliche Lektion hersagt, und nicht fragt, ob auch die Wissenschaft dadurch gewinne und ob sein Vortrag den Verstand seiner Zuhörer bilde und bereichere. Ich kenne akademische Lehrer, deren Vortrag man nach einem einmaligen Anhören gänzlich auswendig wußte, und beim zweitenmaligen Anhören desselben konnte man jederzeit sagen, welcher Gedanke, welcher Lieblingsausdruck, welches Späschen, welches Beispiel, und welcher Seitenblick jezt folgen werde. — Geistreiche Bücher geben uns immer neue Nahrung und bringen uns auf neue Ansichten der Dinge; daher sind sie immer lehrreicher und interessanter für mich gewesen, als Vorlesungen, die ein halbes Jahr dauern, und die man unter zahlloser Veränderung des Körpers und des Geistes hält und anhört. Die Menge

von Büchern, die jezt über alle Wissenschaften erscheinen, und worunter es oft sehr vortrefliche giebt, droht unsern Akademien den Tod, wenn sie nicht eilen, mit ihrem Zeitalter gleiche Schritte in der Kultur zu halten, und den Nuzzen des mündlichen Vortrags, wo mehrere Sinne zugleich beschäftigt sind, und daher dem Geist das Verstehen erleichtern, gegen den schriftlichen wieder in die Augen fallend machen.

Ein Schriftsteller sollte mehr Geist und Kenntnisse als gewöhnliche Menschen haben; denn er tritt als Lehrer des Publikums auf, und wer kann einem Einfaltspinsel oder einen unwissenden Thoren den Frevel verzeihen, dessen sich derjenige schuldig macht, der sich ohne Talente und Einsichten zum öffentlichen Lehrer aufwirft?

Unsere Schriftsteller entwickeln manches Genie, dessen Ausgang aus der Welt eben so unbekannt gewesen seyn würde, als sein Eintritt war, da es hingegen jezt durch dieses Lehrers Buch geweckt und genährt als Stern erster Größe leuchtet.

Wir schäzzen den Werth und die Größe eines Gelehrten nur nach seinen Schriften; wer nicht schreibt, scheint jezt in der gelehrten Welt nicht zünftig zu seyn, und wer ein Amt begehrt, den fragt man, was er geschrieben habe.

Genievolle Schriftsteller sind Sonntagskinder. Sie sehen neue Welten, deren Daseyn wir nicht einmal vermutheten, und bestimmen die Gesezze, nach welchen sie ihre Wirksamkeiten äußern. Was gemei-

ne Köpfe nicht für möglich halten, macht ihre Macht und ihr Scharfsinn wirklich. Kant suchte, und fand die Naturgesezze des menschlichen Geistes, und Lavoisier und Browne verursachen Revolutionen in der Chemie und in der Arzeneikunde.

Große Geister machen auf eine Zeitlang alles, was sich ihnen naht, zu ihrem Sklaven. Es ist also der Fortschritt in der Wissenschaft, worinn sie Entdeckungen gemacht haben, auf einige Zeit gehemmt. Man wagt nicht weiter zu gehen, und weder rechts noch links abzuschweifen, weil man sich der Gefahr einer gänzlichen Verirrung auszusezzen fürchtet, indem man sich in dem neuentdeckten Gebiete noch nicht ganz orientirt hat. Allein werfen sie auch durch die Uibermacht ihres Geistes dem freien Forschen Hindernisse in den Weg, so kann diese Lähmung doch nur kurze Zeit anhalten, weil dem menschlichen Geiste jede Last unerträglich ist, die ihm ein Fremdling aufbürdet.

Man spottet sehr oft über die Anhänger eines großen Mannes, als über sklavische Geister; sie sind aber nicht immer der verächtlichste Theil der Schriftstellerwelt: sie gehen doch mit der Aufklärung ihres Zeitalters fort; und tragen sie auch eine Zeitlang Fesseln, so ermannen sich doch viele bald wieder, und treten durch nüzliche Kenntnisse bereichert und durch neuen Muth belebt wieder auf den Schauplaz. Die Tadler dieser Anhänglichkeit sind oft weiter nichts als Bemändler ihrer eigenen Unwissenheit und Faulheit. Sie scheuen die Mühe, sich mit demjenigen bekannt zu

machen, was ein groſser Geist erfunden hat; sie thun vornehm, um ihre Armuth zu verbergen, und treten mit abgedroschenen Gemeinsprüchen auf, um sich den Ruf erfahrner Männer zu erwerben.

Originelle Denker und erhabene Geister bestimmen die Denkungsart ganzer Zeitalter. Mit Rouſseau fieng man vorzüglich an, über Erziehung zu philosophiren. Die Erscheinung von Werthers Leiden und des Siegwart machte alle Mädchen und Jünglinge liebekrank. Alles empfindelte und weinte. Man könnte diesen Zeitpunkt die Epoche der Thränen und einer heroischen Empfindelei nennen.

Wenn viele gute Schriftsteller in einem Zeitalter leben, so erregen sie ein eifriges Bestreben, sich durch Selbstdenken auszuzeichnen, ihr Wetteifer leistet daher der Menschheit herrliche Dienste. Unter jedem ihrer Tritte schieſsen Blumen auf. Die Kultur der Menschen gewinnt immer mehr Boden. Man wagt alles zu prüfen und zu bezweifeln. Nichts ist weder zu heilig noch zu profan, das man nicht mit der Fackel der Vernunft beleuchtete. — Denkende Männer, die ihre Gedanken durch Schriften mittheilen, sind Revolutionairs in der edelsten Bedeutung des Wortes. Sie sehen Mängel und Flecken, die ungeweiheten Augen verborgen sind. Sie reiſsen aber nicht bloſs nieder, sondern bauen auch wieder auf. Sie lernen den Menschen nicht bloſs ihre Bestimmung kennen, sondern zeigen ihnen auch die Mittel und Wege, dieselbe zu erreichen, sezzen die Einbildungskraft in Flammen, und feuern die Denkkraft an, den Kampf

zu beginnen, um das Unrecht und den Irrthum zu verscheuchen. Sie erregen Enthusiasmus, und welche Wunder kann dieser nicht in einem Zeitalter bewirken, wo er empfängliche Gemüther findet?

Ideenreiche und in eigentlicher Wortbedeutung parodoxe Schriftsteller sind das Salz des menschlichen Geistes: sie reizen und regen die Forschbegier auf, verbannen die Schlafsucht, und streuen den Saamen zu neuem Leben und zu neuen Thätigkeiten aus. — Die Menschen werden in ihrer Ausbildung nie bedeutende Rückschritte thun, sobald man das Mittel erfunden hat, die Gedanken auf eine leichte Art auszubreiten. Bücher und Schriftsteller sind daher die Stüzzen der Aufklärung und die Verbreiter und Erhalter gemeinnüzziger Kenntnisse.

Was folgt nun aus diesen hingeworfenen Bemerkungen? Daß viel daran gelegen ist, daß man wisse, wie man ein so wichtiges Instrument, als Bücher sind, handhaben muß, und wozu man diese liest. Ein Buch lesen, um bloß die Zeit zu tödten, ist Hochverrath an der Menschheit, weil man ein Mittel erniedrigt, das zur Erreichung höherer Zwecke bestimmt ist, und ein Geschenk mißbraucht, das man uns zu edlern Absichten gab. Ohne Gewinn für sein Herz und für seinen Kopf lesen, ist eine Sünde, die sich kein Mensch verzeihen sollte, so lange er noch seines Verstandes mächtig ist.

II. Was heißt Bücherlesen?

Die Bedürfnisse der Menschen vermehren sich mit den Fortschritten in der Kultur. Die äußere Natur hat nicht genug Befriedigungsmittel mehr; der menschliche Geist muß seine mannichfaltigen und unerschöpflichen Schäzze aussenden, um den Mangel an Nahrungsmittel zu ersezzen. Er muß Wünsche und Launen befriedigen, denen keine Kraft der Natur Gnüge thun kann. Wenn Trübsinn uns mürrisch macht, oder Langeweile peinigt, so greifen wir zu einem Buche, um heilenden Balsam in unsere Wunde zu giessen, deren Schmerz keine physische Arzenei heilt.

Der Eine liest, um sich die Zeit zu vertreiben, der Andere, um sich zu belehren; der Eine, um sich aufzuheitern, der Andere, um seine Körperschmerzen zu tödten. Die Menschen wollen sich durch Lesen wie durch einen Zauberschlag in eine bessere Welt versezzen. Sie bedienen sich der Bücher wie die Türken des Opiums. Sie träumen und dichten, und der Weltgang entspricht ihren Wünschen.

Was ist nun das Gemeinschaftliche bei allen diesen Bemühungen und Absichten? Alle Leser wollen entweder Gefühle, oder Begriffe oder Begehrnisse in ihrem Gemüthe rege machen. Wie muß man nun verfahren, wenn man beim Lesen diesen Zweck erreichen will? Es giebt Leser, welche bloß die Geschichte eines Romans interessirt, Andere beobachten sorgfältig das Entstehen und den Fortgang einer Leidenschaft. Einige merken auf die Haltung und Durch-

führung der Charaktere, Andere suchen die Bemerkungen auf, welche, sentenzenmäßig ausgedrückt, über die Welt und das Menschenleben, ausgestreuet sind. Haben nun solche Leser den Weg eingeschlagen, der ihnen allen Vortheil und den vollen Genuß der Lektüre gewährt? Das Erste, was man beim Lesen thun muß, ist, das Feuer der Einbildungskraft anzufachen, um den Vorstellungen Lebendigkeit einzuhauchen, und das Ganze sich anschaulich darstellen und es mit Reflexion überschauen zu können. Wenn diese Kraft unthätig ist und schläft oder nur schwach wirkt, so läßt uns das Buch kalt und untheilnehmend. Wir hangen lebenslos an einer ungeformten Materie, und quälen unsern Geist durch Leerheit und Langeweile, anstatt daß wir ihm einen wohlthätigen Genuß und sanfte Erquickung verschaffen sollten. Wir müssen das Buch, das wir lesen, durch unsere eigene Thätigkeit lebendig machen und zum Sprechen bringen, wie müssen wir es nun anfangen, wenn wir dies bewirken wollen? Wir müssen selbstthätig seyn und den Inhalt des Buches durch die Bewegungen unsers Gemüthes und durch die Thätigkeiten unsers Verstandes in uns erzeugen, um denselben uns verständlich zu machen. Unser Geist muß durch eigene Freiheit und Selbstthätigkeit die Saiten fortschlagen, die das Buch in ihm angeschlagen, und die Regungen lebendig erhalten, die es in ihm aufgeregt hat. Der Dichter, der uns die Natur mit allen ihren Reizen und in aller ihrer Herrlichkeit mahlt, der sie durch moralische Reflexionen belebt, und ihr menschlich Leben einflößt, muß uns nicht kalt und gefühllos lassen, wenn wir

Nuzzen aus dem Lesen ziehen wollen. Der Philosoph, der uns Aufschlüsse über die Regungen unsers Herzens giebt, und der den Vorhang vor den geheimnißvollen Operationen des menschlichen Geistes aufzieht, muß an uns nicht eine todte Maschine, noch einen Nachbeter, sondern einen freien und selbstthätigen Denker finden. Nicht das Buch muß uns eine Erklärung von dieser oder jener Erscheinung zu geben scheinen, sondern die Bewegungen unsers eigenen Gemüthes müssen den Verstand zum Reflektiren über seine Thätigkeiten nöthigen, und ihm die erzählte Thatsache durch sich selbst erklären. Wir müssen das in uns lesen, worüber nachzudenken uns ein Buch Gelegenheit giebt. Wir müssen die Erklärung von der Erscheinung, die uns zum Betrachten dargehalten wird, in uns suchen, und nicht in dem geschriebenen Buchstaben, damit der Mensch in uns lebendig sey, und damit wir die Menschen in und durch uns kennen lernen. Alles, was ist und geschieht, muß sich um unser Ich drehen, wie die Erde um die Sonne. Alles muß von uns als von seinem Urquelle ausgehen, was wir auflösen wollen. Lesen heißt daher nicht Begriffe, die uns von außen gegeben werden, auffassen, sondern den Stof dazu in sich selbst ins Leben rufen; es heißt nicht Buchstaben und Sylben zählen, sondern die mancherlei Zustände des menschlichen Gemüths in sich selbst verstehen lernen; es heißt nicht einzelne Eindrücke aufnehmen, sondern alles unter einen Gesichtspunkt zusammenfassen; es heißt nicht den Sinn der einzelnen Worte verstehen, sondern das Ganze überschauen, und darüber Reflexe-

xionen anzustellen. Das Buch, das wir lesen, darf uns nicht als Sklaven behandeln, sondern wir müssen als freies Wesen über seinen Inhalt herrschen. Wir müssen in uns die Thätigkeit hervorbringen, die erforderlich ist, um uns eine Reflexion, ein Gemälde, eine Charakterschilderung und eine Thatsache verständlich zu machen. Wir müssen uns von dem Stoffe des Buches nicht unterjochen lassen, sondern wir müssen ihn als Selbstdenker bearbeiten, und ihn als Eigenthum unsers Geistes behandeln. Unser Bestreben beim Lesen muß stets dahin gehen, uns über den Stof zu erheben, um ihn beherrschen zu können.

Es ist ein unnützer Zeitverlust und eine schmähliche Vernichtung unserer eigenen Selbstständigkeit, wenn wir uns beim Bücherlesen bloß leidend verhalten. Wir müssen stets, um unsern Charakter als Menschen zu behaupten, frei und selbstthätig auf die Materie desselben zurückwirken, um das Wahre oder Falsche beurtheilen und prüfen zu können.

Viele Menschen erlangen zeitlebens keine Festigkeit des Charakters, weil sie bloß amüsirt seyn wollen, und weil sie ein ewiger Spielball äußerer Eindrücke sind. Sie verhalten sich bei allen Einwirkungen auf ihr Gemüth bloß leidend, und wagen nie selbst zu denken und den Stof eigenthümlich und selbstthätig zu bearbeiten, den ihnen ein Buch oder das Menschenleben darreicht. Viele bringen sich durch Lesen um ihre Würde, weil sie charakterlose Bücher lesen, und sich an eine stete Passivität gewöhnen, die zwar ihrer Gemächlichkeit schmeichelt, aber ihnen alle

Achtung freier Wesen raubt. Das Lesen bringt Gefahr, wenn es bloß ein empfängliches, aber kein selbstthätiges Gemüth an uns findet. Wir müssen bei allem, was wir thun und leiden, herrschen; der Stof muß uns gehorchen, und die Freiheit unsers Geistes muß willkührlich über alles schalten, was sich uns zum Betrachten und Anschauen darbietet.

Da wir nun uns so oft beim Lesem bloß leidend verhalten, so verstehen wir vieles nicht: wir bleiben daher gleichgültig und unbelehrt bei der Lektüre der lehrreichsten Bücher. Wir verliehren die Lust zum Arbeiten und zu jeder Anstrengung unserer Kräfte. Wir scheuen jede Mühe und jedes Nachdenken, und fahren daher leichtsinnig über Stellen hinweg, deren Sinn uns nicht auf den ersten Blick einleuchtet, und wir mißdeuten den Verfasser, weil wir nicht die Kräfte in uns in Thätigkeit sezzen, die in ihm wirkten, als er sein Buch schrieb.

Wir klagen mit Recht über die herrschende Charakterlosigkeit unserer Zeitgenossen, allein sollte diese nicht auch mit davon herrühren, daß man so oft ohne volle Aufmerksamkeit liest, daß man sich so oft passiv verhält, und daß man sich nicht auf seine eigene Verstandeskräfte zu stüzzen wagt? Man denke sich den großen Haufen unserer Romanenleser, die ein saft- und kraftloses Gericht nach dem Andern verschlingen, um sich vor der unerträglichen Leere des Geistes zu retten. Sie sehen die Begebenheiten wie in einem Zauberspiegel kommen und verschwinden, wovon die Eine immer toller als die Andere ist. Da man we-

der Gesezmäßigkeit in den Ereignissen, noch Charakter an den auftretenden Personen bemerkt, so gewöhnt der Geist sich an Regellosigkeit, und wird sich selbst ein Fremdling. Er verliehrt alle Lust am Denken, weil man nie einen Wunsch oder eine Begierde aufkommen läßt, sich von dem, was vorgeht, selbst Rechenschaft zu geben. Die meisten fahren im Lesen fort, weil sie keinen Funken von Selbstthätigkeit und Energie in sich spüren. Die Thätigkeit des Geistes ist von der Masse von Eindrücken gänzlich erstickt: der Mensch vegetirt bloß und ahndet nicht, daß er zu etwas Bessern bestimmt sey, als zum Schlafen, zum Essen und Trinken. Der ewige Uiberfluß an Büchern unterdrückt in ihm allen Adel der Menschheit. — Unser Bewußtseyn darf bei der Lektüre nicht zerstreuet seyn, sonst können wir weder den Inhalt des Buchs fassen, noch unsere Kräfte ins Spiel sezzen. Sind wir nicht streng aufmerksam auf das, was wir lesen, so gewöhnen wir uns an Zerstreuung, und betrachten und sehen alles nur mit einem dunkeln Bewußtseyn. Ein solcher Zustand wird uns bald zur andern Natur. Wir müssen daher die Lektüre ganz inhaltsleerer Bücher vermeiden, weil sie uns kein Interesse einflößen. Denn da nun unsere Aufmerksamkeit durch solche Bücher nicht aufgeregt und angestrengt wird, so schweifen wir mit unserer Einbildungskraft wo anders herum, und verliehren die Besonnenheit. Wir sind bei allem, was wir unternehmen, zerstreuet, wir sind nicht bei Sinnen und sind in Gefahr, enmw der den richtigen Gebrauch unsers Verstandes gänzlich zu verliehren, da die Phantasie die wirkliche Welt ersezt, oder

uns nicht verſtehen zu lernen, und daher nur Bruchſtücke in unſern Kenntniſſen einzuſammeln. Die Zerſtreuung, die man jezt nicht ſelten unter den Menſchen bemerkt, ſcheint mir ihren Grund mit darinn zu haben, daß man oft gedankenlos lieſt, und daß man von einem Gegenſtande zu dem Andern überſpringt, ohne noch die Herrſchaft über denſelben errungen zu haben, und ohne ſich ſeiner ſelbſt als des ewig Beharrlichen und als Selbſtzwecks bewußt zu ſeyn.

Jedes Buch, das wir leſen, muß in uns die Kräfte in Thätigkeit ſezzen, die dazu gehören, eine gute Compoſition zu machen. Der Dichter muß unſere Einbildungskraft und unſern Verſtand, der Philoſoph unſere Vernunft beſchäftigen, um in uns ſelbſt die Operationen in Gang zu bringen, die zur Hervorbringung von irgend etwas nöthig ſind, und uns dadurch ſelbſt zum Gegenſtand der Reflexion zu machen. Die Erſcheinungen, die der Dichter malt, der Philoſoph erklärt, müſſen in unſerm Gemüthe hervorgerufen werden, wenn wir uns durch Leſen zur Selbſtthätigkeit und zur Freiheit empor ſchwingen wollen.

Der Leſer eines Buches muß das thun, was der Schauſpieler, der Künſtler iſt, thut. Er muß dem Schriftſteller nachhelfen: er muß das Selbſtdenken nicht aufgeben, ſondern er muß ihm vor- und nachdenken. Er muß nicht ein Sklav fremder Materialien werden, ſondern er muß als Selbſtherrſcher über ſie regieren. Sein eigenes Nachdenken muß der Aufgabe zuvoreilen, die ihm der Schriftſteller vorlegt. Immer muß er ſich fragen, giebt es nicht noch mehrere

Arten, die Urſache von dieſer oder jener Erſcheinung zu erklären, z. B. jemand hat eine fixe Idee, welches iſt der Grund davon? Löſt man die Frage von ihrer Entſtehung dadurch hinreichend auf, wenn man behauptet, derjenige falle in dieſe Geiſteskrankheit, der ſich gern und ſtets mit etwas beſchäftigt, was ſeinem Stolze und ſeiner Eigenliebe ſchmeichelt, der gern bei Gedanken verweilt, die ihn in ſeiner Einbildung weit über andere Menſchen, mit welchen er umgeht, erheben, der von Gewiſſensbiſſen gefoltert wird, mag nun die böſe That bloß eingebildet oder wirklich ſeyn, oder der einen Schmerz irgendwo fühlt, und ſich nicht von dem Gedanken losreißen kann, daß er von einer außerordentlichen Urſache erzeugt werde? Muß man nicht auch bei der Erklärung von dem Urſprunge fixer Ideen auf den Körper des Kranken Rückſicht nehmen, der ſich durch ſeine Lebensart eine gewiſſe Dispoſition zu dieſer Geiſteskrankheit zugezogen hat? Die Grillen, die ihn plagen, haben vielleicht ihre Urſache in ſeinem Körper, der unglücklicher Weiſe eine unbedingte Herrſchaft über den Geiſt erlangt hat, und ihn deſpotiſirt. Trug nicht auch die Erziehung und der Unterricht, den er genoß, dazu bei, indem man ihn nicht an Selbſtdenken und an Selbſtbeherrſchung gewöhnte? Hatte er nicht etwan öftern Umgang mit Schwärmern und vergrub er ſich nicht etwan in myſtiſche Bücher? War er nicht abergläubiſch oder ehrgeizig? War ſeine Einbildungskraft nicht etwan weit mehr ausgebildet, als ſeine übrigen Seelenkräfte, und erhielt ſie nicht dadurch die Oberherrſchaft über alle andere Thätigkeiten ſeines Geiſtes?

Trugen nicht etwan auch getäuschte Hofnungen, worauf er das Glück seines Lebens bauete, dazu bei? Genug! Es giebt dergleichen Fragen noch mehrere, um auf den Grund von solchen Ideen zu kommen. Man muß nur nicht ermüden, sich und Andere zu erforschen, und man darf den Muth nicht sinken lassen, wenn uns auch die erste Auflösung von einer Erscheinung nicht gelingt. Wir müssen muthig auf dem Pfade des Reflektirens und der Selbstthätigkeit fortgehen: endlich wird uns der Sieg gewiß zu Theil werden, wenn wir uns seiner würdig gemacht haben.

Was man also liest, muß man selbst in sich ins Leben rufen: denn was man nicht in seinem eigenen Gemüthszustande findet, kann man sich nicht verständlich machen. Oft gefällt uns das beste Buch nicht, weil wir nicht in der Stimmung sind, worin das Buch geschrieben ist. Launige Schriften müssen wir in Stunden der Ruhe, und nicht im Getümmel der Leidenschaften lesen, wenn wir ihnen Geschmack abgewinnen wollen. Sterne gefällt uns nicht, sobald unser Gemüth von Stürmen hin und hergeworfen wird, und Thümmel befriedigt nicht unsere Erwartung, wenn wir trübsinnig, traurig und nicht vergnügt an die Lektüre seiner Werke gehen. Klopstock hingegen behagt uns auch, wenn es in uns tobt: denn wir sehen das Leiden der handelnden Personen als ein Mitleiden an, das man uns zollt, und das die Ungewitter in unserm Busen stillt.

Lautes Lesen vertritt die Stelle eines Spazierganges. Die Anstrengung, die es uns kostet, sezt unser Blut in Bewegung, verhütet die Stockung der Säfte, und verscheucht Krankheiten und Mißvergnügen. Bei regnigtem Wetter oder bei ungesunder Witterung, oder in Krankheit müssen wir daher zum Lautlesen unsere Zuflucht nehmen, um dadurch die Vergnügungen und die Wohlthätigkeit eines Spazierganges im Freien zu ersezzen, den uns jezt ein ungünstiges Geschick versagt.

Wenn wir eine Sprache, sowohl die Muttersprache, als jede fremde, gut sprechen und verstehen lernen wollen, so müssen wir öfters laut lesen, damit sich unser Gehör an die Töne gewöhne, und domit das Ungewöhnliche derselben nicht uns im Sprechen hindere. Es kann jemand ein großer Kenner einer Sprache seyn, und doch die Worte des Andern beim Sprechen nicht verstehen, weil er die Töne nicht unterscheiden, und einzeln auffassen kann. Er will ganze Reihen übersehen, geräth dadurch in Verwirrung, und kann das Gesagte nicht begreifen.

Wer mit Affekt und Eindringlichkeit sprechen lernen will, muß öfters laut lesen, weil er bei dieser Art von Lektüre in den Sinn des Buches tiefer eindringen muß, und jeder Empfindung ihren Ton zu geben sucht. Er bemüht sich, die Töne wieder zu geben, die in ihm das Buch angeschlagen hat. Die Lektüre von inhaltsreichen Büchern erweckt überdies noch einen Wechsel von Gefühlen, Begriffen und Begehr-

niſſen, der uns den Ausdruck leicht macht, weil er unſern Geiſt angenehm unterhält. Er iſt Seelenſpeiſe, die unſere Kräfte ſtärkt und ihnen Luſt zu neuen Anſtrengungen einflößt.

Durch lautes Leſen kann man ſeine fehlerhaften Sprachorgane verbeſſern, wenn man nur die Töne langſam, nachdrücklich und deutlich ausſpricht. Demoſthenes vervollkommnete ſeine Sprachorgane durch Schreien: uns leiſtet lautes Leſen dieſelben wohlthätigen Dienſte.

Im Stehen zu leſen iſt für den Kopf und für die Füße nachtheilig; jener bekommt den Schwindel, dieſe fühlen eine unnatürliche Schwäche, und wir ſind faſt nicht im Stande, uns ſelbſt zu tragen. Dies rührt ohne Zweifel davon her, daß wir die beiden Endpunkte unſers Körpers zugleich heftig anſtrengen, und anſtatt die Lebenskraft auf einen Punkt zu ziehen, ſie theilen, und dadurch ſchwächen.

Das Leſen von Büchern, die nicht allzu vieles Nachdenken erfodern, befördert den Schlaf. Wer alſo nicht gleich einſchlafen kann, wenn er ſich niederlegt, und durch die Begierde und den Willen zu ſchlafen, den Geiſt noch mehr beunruhigt und beſtürmt, muß ſich in Schlaf leſen. Unſer Geiſt vergißt ſeinen eigenen Zuſtand, wenn er durch ein Mannichfaltiges, das herbeizuſchaffen ihm keine Mühe koſtet, angenehm und leicht beſchäftigt wird. Unſere Aufmerkſamkeit wird durch die Schwierigkeiten der Auflöſung einer Aufgabe nicht zu ſehr angeſtrengt; und erweckt der

Stof, den uns das Buch liefert, unſer Intereſſe und unſere Neugierde nicht allzu ſehr, ſo ſtreuet Morpheus bald ſeine Schlummerkörner auf uns herab, und wir ſinken unvermerkt und ſanft in ſeine Armen. Hätten daher auch ſchlechte Bücher keinen andern Nuzzen, als daß ſie uns in Schlaf einwiegten, ſo wäre ihr Vortheil für denjenigen nicht gering, deſſen Geiſt, ewig unruhig und umhergeworfen, alle körperlichen Kräfte verzehrt.

Lautes Leſen nach Tiſche iſt eben ſo ungeſund, als ein angeſtrengter Spaziergang. Wir entziehen dem Magen die zur Verdauung nöthigen Säfte, und fühlen daher Mattigkeit und Mißbehagen.

Die ſchwerſte Probe des Lautleſens iſt die Lektüre von Schauſpielen. Wir müſſen dabei alle Charaktere annehmen und uns in alle Launen ſchmiegen; unſere Stimme und unſere Affekten müſſen den auftretenden Perſonen entſprechen, und unſere Leidenſchaften müſſen ſich in alle Farben kleiden. Bald Liebe, bald Haß, bald Gutmüthigkeit, bald Menſchenſcheu, bald Heroismus, bald Feigheit, bald Stolz, bald Herablaſſung muß in unſerm Buſen abwechſeln. Wer iſt aber ſeiner ſo mächtig, daß er immer alle Töne ſeines Geiſtes anſchlagen kann, und daß er immer unumſchränkter Herr ſeiner Leidenſchaften und Gefühle iſt? Oft überwältigt uns die Laſt unſers Körpers, und wir erliegen der Materie. Wem gönnte das Schickſal das Talent, immer allen alles zu ſeyn, und wer kann ſich ſtets ſo ganz vergeſſen, daß er ſich ſeiner

Persönlichkeit entäußernd, immer fremde Charaktere mit Ausdruck und Wahrheit darstelle?

Philosophische Schriften dürfen nicht laut gelesen werden, weil uns das Vernehmen der Töne an dem Uiberschauen des Ganzen hindert. Wir vergessen, was wir gelesen haben, und denken immer nur an das, was gegenwärtig ist. Wir können daher weder die Folgerichtigkeit, noch die Wahrheit der behaupteten Sätze prüfen.

Es ist viel daran gelegen, daß man langsam, vorzüglich wichtige Schriften, lese, weil man sonst leicht Gedanken übersieht, und das Ganze nicht begreift. Man kann endlich kein Buch mit Nutzen lesen, weil man sich an ein leichtsinniges Darüberhineilen auch über die schwersten Punkte gewöhnt hat.

III. Was versteht man unter der Kunst, Bücher zu lesen?

Alles, was der Mensch thut, thut er nach Regeln. Wenn er die Regeln, nach welchen er bei seinem Handeln verfährt, genau kennt, so besitzt er Wissenschaft. Er weiß, welche Mittel er anwenden muß, um irgend etwas auszuführen und um einen Zweck zu erreichen. Allein es kann jemand von allem dem genau unterrichtet seyn, was zur Wirklichkeit einer Sache erfoderlich ist, z. B. was dazu gehört, den Wahnsinn eines Menschen zu heilen, und gleichwohl nicht im Stande seyn, diese Kur auszuführen. Es

iſt daher nicht genug, Wiſſenſchaft zu beſitzen, ſondern man muß auch eine Fertigkeit erlangt haben, die Regeln, die man kennt, anzuwenden. Man muß ſich Kunſt erwerben. Unter Kunſt verſteht man alſo die Geſchicklichkeit, die Regeln zur Erreichung irgend einer Abſicht in Ausführung zu bringen. Kunſt iſt hier nicht der Natur, ſondern der Wiſſenſchaft entgegengeſezt: jene iſt Praxis, dieſe Theorie. Jene gründet ſich auf ein Thun, dieſe auf ein Wiſſen; jene kann erſt auf dieſe folgen, wenn man nicht ſtümperhaft verfahren will. Es giebt Quakſalber in allen Wiſſenſchaften: ſie ſind diejenigen, die ſich bloß einige Handgriffe und Fertigkeiten in der Ausübung eines Geſchäftes erworben haben, ohne die Regeln zu kennen, nach welchen ſie verfahren müſſen.

Das Bücherleſen als Kunſt gedacht, ſezt alſo Wiſſenſchaft voraus. Welches ſind nun die Kenntniſſe, die ihr vorausgehen müſſen? Der Gegenſtand, auf welchen man durch Bücherleſen wirken will, iſt der Menſch, deſſen Natur und Anlagen man daher kennen muß. Es iſt alſo nöthig, wenn eine Anweiſung zur Kunſt zu leſen vollſtändig ſeyn ſoll, einen kurzen Abriß von den Vermögen des Menſchen zu geben, damit man weiß, auf was man wirken ſoll, und die verſchiedenen Wirkungsarten und Geſezze derſelben darzuſtellen, damit dieſe durch den dazu gehörigen Stof in Thätigkeit geſezt werden können. Nicht die Sinnlichkeit denkt, ſondern der Verſtand; nicht dieſer iſt der Urquell von Ideen, ſondern die Vernunft. Der Verſtand urtheilt, die Vernunft ſchließt.

Nicht der Wille giebt die Gesezze, die er befolgt, sondern die praktische Vernunft. Der Geschmack ist von dem Genie verschieden: das Geschmacksurtheil unterscheidet sich von dem Erkenntnißurtheile, das theoretische Erkenntnißvermögen von dem praktischen. Wenn man also durch Mathematik den Geschmack bilden, oder durch Wielands Oberon konsequentes Denken befördern, oder durch Kants Kritik d. r. V. die Einbildungskraft ausbilden wollte, so würde man verkehrt verfahren.

Jede Kunst und jede Wissenschaft hat ihre eigenthümliche Anlage in der menschlichen Natur, welcher sie das Daseyn verdanken, und auf welche sie wieder in Andern zurückwirken, um derselben Leben und Thätigkeit einzuhauchen und sie zu vervollkommnen. Aber man muß nicht allein die Anlagen und Kräfte des Menschen, und den Stof, womit sie beschäftigt und geübt werden können, sondern auch den Zweck jeder Wissenschaft kennen, den sie im menschlichen Gemüthe zu erreichen vorzüglich geschickt ist. Durch schöne Kunstwerke bildet man den Geschmack und erweckt das Genie; durch Mathematik übt man das Vermögen der Aufschauungen und die Denkkraft, durch Geschichtserzählungen das Gedächtniß, durch lebendige Darstellungen in den schönen Künsten die Einbildungskraft, und durch moralische Schriften die praktische Vernunft. Wer eine solche Kenntniß besizt, hat Wissenschaft. Er ist in der Theorie erfahren, aber noch nicht in der Anwendung derselben geübt.

Allein was hilft alle Theorie, wenn ſie nicht in Praxis übergeht! Wir verlangen daher nicht bloß Kenntniß der Regeln, ſondern auch Fertigkeit in dem Gebrauche derſelben zu allerlei Zwecken. Wie erwirbt man ſich nun eine ſolche Geſchicklichkeit? Man muß ſich an Selbſtthätigkeit gewöhnen, und ſeine Kräfte üben. Man muß ſtets auf den Verſuch ausgehen, ſelbſt zu denken und ſelbſt aus eigener Entſchließung zu handeln. Alle Theorie iſt nur zur Praxis da, die ihr erſt Werth ertheilt. Es kann jemand ein kluger und weiſer Mann in der Theorie, und doch ein Böſewicht in der Praxis ſeyn: er kann alles dasjenige kennen, was zu einem guten und rechtſchaffenen Leben erfodert wird, allein er befolgt die Foderungen nicht, welche ihm das Geſez ſeiner Vernunft auferlegt. Er weiß, aber thut nicht, was er ſoll. Es kann daher jemand wiſſen, wie und wozu er ein Buch lieſt. Er kennt den Zweck des Leſens, und die Mittel, durch welche er denſelben erreichen kann, allein er iſt dennoch ein Stümper in dieſer Kunſt, weil er die Regeln, die er kennt, nicht in Ausführung zu bringen weiß, und weil er nicht abſichtlich zur Erreichung des Zwecks der Lektüre Thatſachen und Reflexionen zuſammen lieſt. Er erlangt daher keine Geübtheit und erwirbt ſich nicht den Takt, der ihn endlich ſtets zum gewünſchten Ziele führt.

Was verſteht man denn alſo unter der Kunſt, Bücher zu leſen? Man begreift darunter die Fertigkeit und Geſchicklichkeit, die mancherlei Zwecke, welche die Lektüre der einzelnen Wiſſenſchaften und der

ſchönen Künſte hat, zu erreichen. Sie iſt die erworbene Leichtigkeit, die Regeln anzuwenden, welche die Abſicht des Leſens vorſchreibt. Da nun keine Kunſt angeboren wird, ſo muß man ſie ſtudiren, und dieſelbe ſich alſo durch Uibung eigen machen. Aber hierzu iſt Anweiſung nöthig, damit man nicht etwan, durch Irrgänge ermüdet, verzweiflungsvoll den Zweck ganz aufgebe, oder, auf Abwege geführet, das richtige Ziel verfehle und anſtatt Roſen zu pflücken Diſteln erndte. Man muß wiſſen, worauf unſer Bemühen gehen ſoll, und man muß die Mittel kennen, wodurch man ſeine Abſicht erreichen kann. Jeder kann in jeder Kunſt, wenn auch nicht Original, doch ein geſchickter Nachbildner werden, wenn er nur weder Fleiß noch Anſtrengung ſcheuet.

Die Kunſt zu leſen iſt alſo eine Geſchicklichkeit, das Wiſſen praktiſch zu machen, und leicht die Zwecke zu realiſiren, welche ſich der Leſer vorſchreibt. Jederman kann ſie ſich erwerben, wenn er nur nicht auf der Laufbahn der Uibung ermüdet, ſondern muthig in der Kenntniß ſeiner ſelbſt und der ihn umgebenden Welt fortſchreitet. Sie wird daher nicht durch Paſſivität, ſondern durch Freiheit errungen. Man muß kämpfen, wenn man ein vollkommener Künſtler werden will, man muß die Natur in ihrer geheimen Werkſtätte belauſchen, wenn man die Palme des Sieges erlangen will. Allein wie fängt man dies an? Man muß geſchmackvolle und originelle Schriftſteller leſen, und die Schönheiten in der Natur aufſuchen. Man muß ſich von jenen begeiſtern

lassen, und dieser eine menschliche Sprache leihen. Die Natur außer uns erweckt wieder die Natur in uns. Künstelei aber und Unnatur straft uns grausam; wir weichen in unserm Denken, Fühlen und Thun von dem Pfade der Wahrheit und des Rechts ab, und werden an Kopf und Herzen verkrüppelt.

IV. Welches ist der Zweck des Lesens?

Der Mensch handelt und denkt nicht allein nach Regeln und Gesezzen, sondern er hat auch bei allem seinem Thun und Lassen eine Absicht, die er erreichen will, ob er sich gleich derselben nicht immer deutlich bewußt ist. Wenn wir daher jemand etwas unternehmen sehen, dessen Absichten wir nicht errathen können, so geben wir uns alle Mühe, den Grund, warum er etwas thut, zu erforschen. Wir beurtheilen alle menschlichen Handlungen nach diesem Maaßstabe, und wir können uns nicht überwinden, zu glauben, daß jemand, der thätig ist, etwas beabsichtige, das keinen Zweck habe. Den Vernünftigen und Unvernünftigen, den Besonnenen und den Leidenschaftlichen, den an Verstand Gesunden und den Wahnsinnigen unterwerfen wir einer solchen Kritik, weil wir vermöge unserer Naturanlagen genöthigt sind, zu erforschen, woher diese Erscheinung rühre, und wozu sie diene.

Jeder Leser eines Buches muß also einen Zweck haben, weshalb er dasselbe liest. Nun kann es zwar

seyn, daß er sich nicht immer Rechenschaft über sein Thun und Lassen zu geben gewohnt ist, und daß seine Zwecke nicht immer vernünftig sind; genug, seine That weiset doch auf etwas hin, mag nun dies etwas Vernünftiges oder Unvernünftiges seyn. Was ist also der Zweck des Lesens? Zweck ist ein Gedanke oder ein Wunsch, den wir uns zu verwirklichen bestreben. Es besucht jemand fremde Länder, um seine Kenntnisse zu vermehren. Er untersucht daher alles sorgfältig, was ihm aufstößt. Die Menschen und die Natur sind ihm willkommene Erscheinungen, die er zu ergründen und die er kennen zu lernen bemüht ist. Der Traurige will sich zerstreuen und den Gram aus seinem Gemüthe verscheuchen, er stürzt sich daher in das Gewühl der Menschen oder er hängt sich an die Brüste der Natur und saugt Vergessenheit seiner Leiden und seiner Kümmernisse ein. Alles das, wegen dessen er etwas unternimmt, sind Zwecke, welche sich sein Wille zu erreichen vorsezt. Das Gebiet der Zwecke gehört in das Reich der Freiheit. Der Mensch kann sich daher allerlei Zwecke vorsezzen, und sie, wenn er Lust und Kraft dazu hat, erreichen. Er kann alles thun, was er will, wenn es nur weder unvernünftig noch widerrechtlich ist.

Wenn der Mensch liest, so will er eine Wirkung in sich hervorbringen. Sein Gemüth ist der Gegenstand, worauf sein Bemühen abzielt. Was will er nun in seinem Gemüthe bewirken? Er will seine Kräfte in Thätigkeit, und in ein angenehmes Spiel sezzen, aber warum will er seinen Geist anstren-

gen und seinen Kopf oft eine peinliche Marter anthun? Er ist sich der Pflicht bewußt, daß er seine Kräfte ausbilden soll, damit er sowohl seine Pflichten als Mensch erfülle, als auch für die Welt die Tauglichkeit erlange, die ihn einen gehörigen Spielraum für seine Thätigkeit auszufüllen geschickt mache. Er will also durch alles Thätigseyn zweierlei erreichen: erstlich er will seine Pflicht zu thun, und zweitens der Welt und sich zu nuzzen tauglich werden. Damit er nun diese Absichten erreiche, muß er seine Kräfte üben, sich Kenntnisse und Einsichten erwerben, und sich Fertigkeiten zu allerlei Beschäftigungen zu eigen machen.

Kann man nun durch Bücherlesen diesen Zweck erreichen? Bücher verlangen Nachdenken; der Mensch muß also seine Denkkrafe anstrengen, um den Inhalt derselben zu begreifen. Durch diese Anstrengung übet er den Verstand und die Vernunft. Bücher geben ihm Kenntniß von demjenigen, was die Welt ehemals war, und was seine Gattung für Schicksale erlitten hat. Er wünscht diese Thatsachen nicht allein zu erfahren, sondern auch in seinem Gemüthe zu behalten, er übt also sein Gedächtniß. Die Thaten der Menschen erregen entweder seinen Unwillen oder erhalten seinen Beifall. Billigung und Mißbilligung sind eine Aeußerung seiner moralischen Natur, er übt dadurch und läutert und macht also sein moralisch Gefühl lebendig. Er stärkt sich in der Liebe zum Guten und im Hasse zum Bösen, wenn er jede That, die er sieht, hört und liest, würdigt, und sie nach ihrem moralischen Werthe oder Unwerthe beurtheilt. Er

wird dadurch moralisch mündig, und seine Vernunft erlangt die Herrschaft über alle andere Vermögen seines Geistes. Bücher vergnügen und gefallen seinem Geiste. Sie stellen ihm die Welt verschönert und die Handlungen der Menschen mit aller Lebendigkeit und Wahrheit dar. Seine Einbildungskraft wird angenehm und leicht beschäftigt, und dadurch zu immer gröſsrer Thätigkeit angereizt, und immer mehr in Stand gesezt, ganze Reihen von Erscheinungen mit allem Nachdrucke und aller Wahrheit aufzufassen und wieder darzustellen. — Bücher enthalten Plane, die man zu dieser oder jener Absicht vorschlägt, wir werden gezwungen, ihre Ausführbarkeit und ihre Nüzlichkeit zu beurtheilen, wir erwerben uns dadurch Klugheit und Einsicht, und werden tauglich gemacht, alles was ist und geschieht nach seiner Nüzlichkeit oder Schädlichkeit zu richten. Die malerischen Szenen, die uns der Dichter giebt, und die Anschauungen, in welchen der Mathematiker seine Aufgaben darstellt, üben unsere Sinnlichkeit, und wir werden dadurch geschickt, sowohl allerlei Eindrücke in uns aufzunehmen, als auch alles wieder zu versinnlichen. Unsere Begriffe erlangen Lebendigkeit, und unsere Anschauungen Deutlichkeit.

Die Bücher üben also die Anlagen, die uns die Natur mittheilte. Der Zweck also, warum wir Bücher lesen, muß dahin gehen, daß unsere Kräfte vervollkommt und ihre Thätigkeiten erhöhet werden, daß wir alle unsere Anlagen ausbilden und sie selbstthätig machen, und daß wir in allen Dingen selbstständig

werden. Sie sind eine Erziehungsanstalt für uns, die uns zugleich zu Lehrern dient, und die uns auch Stof zur Uibung im Uiberflusse liefert.

Jemand, der von allen seinen Kräften einen selbstbeliebigen und freien Gebrauch machen kann, ist ein vollkommener Mann. Bücherlesen befördert also die Vollkommenheit unserer Kräfte. Ein vollkommener Mann ist frei; er beugt sich weder vor dem Schicksale, noch vor den Menschen. Freiheit giebt Würde, und diese vergöttert unser Daseyn. Wir werden also durch einen zweckmäßigen Gebrauch, den wir von den Büchern machen, veredelt und freier, wir werden von der Erde zum Himmel erhoben, von dem Irrdischen losgerissen, und schon in diesem Leben genießen wir den Vorgeschmack unserer Unsterblichkeit.

Alles hat der Mensch mit den übrigen Geschöpfen der Natur gemein. Er wird wie sie geboren, und das Loos der Vergänglichkeit trift ihn so, wie sie. Die Selbstthätigkeit ist ihm allein eigen. Aus freier Willkühr kann er sein Schicksal bestimmen. Er seufzt nicht unter einer eisern Nothwendigkeit. Er ist losgebunden von den Fesseln des Instinctes, der die unvernünftige Schöpfung leitet, und durch Freiheit Schöpfer seines Daseyns und seines Schicksals. Wie wichtig ist es daher für den Menschen, alle Mittel kennen zu lernen, die ihm frühzeitig diese Hoheit eigen machen, und die ihm den Weg zeigen, auf welchem er seine Bestimmung erreichen kann! Das Bücherlesen giebt ihm hierzu sowohl Materialien, als An-

weisung, wie er den Zweck seines Lebens auf dieser Erde erkämpfen soll. Bücher führen ihn in das Heiligthum ein, und lassen ihn die Hoheit ahnden, welche auf ihn wartet, wenn er tapfer streitet.

Alles also, was wir lesen, muß auf eine größere Ausbildung unserer Gemüthskräfte hinzielen. Kopf und Herz muß durch Lektüre gewinnen, und beide müssen durch Freiheit in Einklang gesezt werden. Der Mensch ist der Mittelpunkt, um welchen sich alles sein Bestreben drehen muß. Er ist Selbstzweck, über welchen nie etwas geht, und welchen zu ehren er bemüht seyn muß. Oft in den Stunden der Mitternacht, wenn Einsamkeit und Stille um uns hergelagert ist, und wenn alles in Todesschlummer begraben liegt, erbauet uns ein Buch, und macht uns edler und selbstständiger, als wir vorher waren.

„Kann denn aber das Bücherlesen nicht noch andere Zwecke, als jenen der Kultur der Anlagen und Kräfte des Menschen, haben?“ Wir wollen uns durch Lektüre eine Menge Kenntnisse erwerben, allein was nuzzen diese, wenn wir sie nicht brauchen und wenn wir nicht das Heil der Menschheit durch sie befördern können? Wer kann nun mit seinen Kenntnissen Nuzzen schaffen? Derjenige, der von allen seinen Kräften einen selbstthätigen Gebrauch macht, und der sich willkührlich zur Erreichung allerlei Zwecke bestimmen kann. Nicht derjenige ist für die Welt brauchbar, der voll Kenntnisse gepfropft, und Sklave der eingesammelten Materialien ist, sondern derjenige, dessen Kräfte frei und selbstthätig wirken, der Herr alles

Stoffes ist, und der immer weiß, wozu das oder jenes da ist, der sich über die eingesammelten Kenntnisse erhebt und sie nur als Ausgebemünze betrachtet. Mancher hat durch die Einsammlung von Kenntnissen alle Selbstthätigkeit seines Geistes erstickt, hat dieser nun den Zweck der Lektüre erreicht? Er hat einen großen Vorrath von Materialien in sich aufgehäuft, ist er dadurch tauglicher zu großen Unternehmungen worden? Wagt er kühner der Gefahr entgegen zu gehen, die sein Leben bedroht? Besizt er den Muth, allenthalben seine Pflicht zu thun, wenn auch ein Schwerd über seinem Haupte schweben, und ihm mit Vernichtung drohen sollte, sobald er der freien Willkühr eines Bösewichts nicht gehorchte? Sagt er allenthalben die Wahrheit, wo es seine Pflicht erfodert, wenn sich auch ein grausenerregender Abgrund des Verderbens vor ihm öfnen sollte? Nein! er ist feig, weil er nie das herrliche Labsal gekostet, sich durch Freiheit über alles Irrdische und Vergängliche zu erheben, und weil er nie den Versuch gewagt hat, sich dem blinden Schicksale entgegen zu sezzen, wenn es ihn auch vernichten sollte. Nur derjenige führt große und edle Thaten aus, der sich von seiner angebornen Trägheit losgerissen, und der sich Energie erworben hat, der alle Begebenheiten beherrscht, und alle Materialien, die sich ihm zum Untersuchen darbieten, selbstthätig bearbeitet. Es lohnt der Mühe nicht, sich durch Lesen viele Kenntnisse einzusammeln, und von allen Erscheinungen sowohl in der Natur als in der Menschenwelt eine Erklärung auswendig zu wissen, wenn der Geist nicht Selbstthätigkeit und

Freiheit errungen hat, und wenn er sich nicht kühn über die Wolken emporzuschwingen wagt, wenn Donner um ihn krachen, und wenn Tod und Verderben um ihn hergelagert ist. Seine Gesinnung muß Adel, sein Verstand Selbstthätigkeit, sein Gefühl Energie, und sein Charakter Selbstständigkeit aus der Bücherwelt davontragen, wenn er nicht Zeit und Mühe umsonst verschwendet haben will.

Ein Mensch, der sich zwar viele Kenntnisse, aber keine Selbstthätigkeit erworben hat, hat eben so wenig moralischen Werth, als Brauchbarkeit für die Welt, die alle Augenblicke mit neuen Erscheinungen schwanger geht, die zu einer richtigen und treffenden Beurtheilung Geübtheit des Verstandes erfodern, der bei ihm durch die Massen, die das Gedächtniß beherbergt, wie bezaubert ist: denn man muß im Urtheilen eine große Fertigkeit besizzen, wenn man in den Stürmen der Welt, oder auch in ihrem alltäglichen Schneckengange die tauglichsten und wirksamsten Mittel wählen will. Man muß sich daher durch Freiheit und Selbstbeherrschung einen gewissen Takt zu erwerben suchen, um jeder Erscheinung gleich im Gesichte ansehen zu können, welches Geistes Kind sie ist, und man muß sich eine Fertigkeit im Combiniren verschaffen, um jedes Gift gleich durch ein Gegengift unwirksam zu machen. Es war kein Zeitalter geschickter, Geisterseher und Geisterbanner zu erziehen, als das Unsrige. Keines gebar noch je solche Ungeheuer, und keines sah noch solche Wunder, die uns wider Willen zum Nachdenken fortreißen. Und welche Früchte trug es?

Leichtgläubigkeit und Blindheit; man glaubt das Unglaublichste, und sieht das Wirklichste nicht, — die Wirksamkeit menschlicher Meinungen — die Unverwundbarkeit und die Unsterblichkeit von Ideen. — Selbstthätigkeit muß das Ziel seyn, worauf alles Studiren und alles Lesen gerichtet seyn muß. Im Selbstdenken geübt, im Beurtheilen treffend, im Fühlen lebendig und zart, und im Handeln voll Kraft, ist die Palme der Gelehrsamkeit.

Der Zweck des Lesens ist also nicht die Erwerbung von großen, aber müßigen Kenntnissen, sondern eine selbstthätige, willkührliche und vernünftige Anwendung derselben. Das Lesen soll keine Stockung in der Thätigkeit unsers Geistes verursachen, sondern unsere Kräfte erhöhen und vervollkommen. Es soll uns dem Instinkte der Natur und Gewohnheit entreißen, und uns Freiheit im Denken und Handeln verschaffen.

„Vielleicht aber kann man das Amüsement als Zweck des Lesens ansehen, zumal da das menschliche Leben mit so viel Ungemach überhäuft ist, und uns mit so viel Elend heimsucht, und da die Blüthe des Lebens schon den zerstörenden Wurm in sich verbirgt? Warum sollten wir also nicht eilen, das Leben zu genießen und der Freuden so viele zu kosten, als Natur und Kunst uns anbieten? Warum sollte bei einer so trüben Aussicht unser Bestreben nicht stets darauf gerichtet seyn, den Leiden eine Stunde nach der Andern wegzustehlen, und sie frölich hinzubringen.“ Ich weiß nicht, ob sich jemand, der irgend jemals eine Ahndung

von seiner Bestimmung durch Selbstthätigkeit und Freiheit gehabt hat, dazu verstehen würde, sein Leben zu verspielen, seine Zeit flüchtigen Freuden zu opfern, die uns endlich eben so lästig werden, als die Uibel, womit das menschliche Leben umringt ist. Mag immer eine Modedame ihr Leben auf diese Art verprassen und ein unbesonnener Jüngling Geld und Zeit verwüsten, hat denn ein Leben, das bloß dem Vergnügen und dem Zeitvertreibe geweihet ist, einen Werth? Aller Werth muß erkämpft werden. Wir dürfen weder träumen noch vegetiren, wenn wir unsers Daseyns werth seyn wollen. Durch ein Leben voller Freuden und Unthätigkeit gewöhnen wir uns an eine Passivität, die uns zu den Thieren erniedrigt. Das Lesen ist ein Gift für Geist und Körper, wenn es uns bloß amüsiren soll. Es wiegt alle unsere Kräfte in einen Todtenschlaf, und wir sind auf ewig verlohren, wenn wir uns nicht in die Fülle des Lebens und der Thätigkeit stürzen, und den Entschluß fassen, eher unterzugehen, als das Ringen nach Selbstständigkeit aufzugeben. Man verkennt die erhabene Bestimmung der menschlichen Natur gänzlich, wenn man ihr eine Kost vorsezt, die bloß auf Vergnügen abzielt.

Ein Lesen, womit man bloß die Zeit vertreiben will, ist unmoralisch, weil jede Minute unsers Lebens mit Pflichten angefüllt ist, die wir ohne uns zu brandmarken nicht vernachlässigen dürfen. Es muß uns beim Lesen ein höheres Ziel vorschweben. Wir müssen stets nach einer größern Tauglichkeit unserer Kräfte für uns und Andere ringen, damit die Persönlich-

keit triumphire und den Plaz erhalte, der ihr unter den menschlichen Anlagen gebührt. Energie der Denkkraft und Selbstständigkeit des Charakters, und nicht Amüsement, ist Zweck des Lesens.

„Der Mensch kommt unwissend auf die Welt, und wächst in Unwissenheit auf, und geht so zu Grabe, wenn er nicht unterrichtet wird, könnte also nicht Belehrung Zweck der Lektüre seyn?" Belehrung ist entweder ein Einsammeln von Kenntnissen zur Erklärung von Erscheinungen, wobei man sich mehr leidend als selbstthätig verhält, oder der Erwerb von Einsichten durch Selbstdenken, wozu uns die Bücher nur den Stof liefern, den wir aber frei auffassen und selbstbeliebig bearbeiten. Belehrung in der ersten Bedeutung ist mit der schon oben angeführten und als Zweck der Lektüre verworfenen Gelehrsamkeit einerlei. Sie macht uns eben so wenig brauchbar für die Welt, als nüzlich für uns selbst. Wir durchwandern das Leben als Lastthiere, die sich nie bewußt werden, wozu man ihnen denn etwas aufbürdet. In der zweiten Bedeutung hingegen ist sie so viel als Kultur aller unserer Anlagen: denn diese läßt sich nicht ohne einen für uns stets vorhandenen Stof denken, der uns zu diesem oder jenem Gebrauche zu Gebote steht. Durch Kultur erlangen wir allerlei Einsichten und werden in Stand gesezt, über alle vorkommenden Erscheinungen frei zu reflektiren, wenn wir sie auch nicht immer erklären können sollten: denn wir haben zugleich mit der Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke Selbstthätigkeit zur beliebigen Bearbeitung der Materialien errun-

gen. Wir beſitzen die Fertigkeit, über alles, was uns aufſtößt, ſelbſt zu denken. Wir gehen nicht auf fremden Füßen, und wir haben nicht nöthig, uns auf Anderer Beiſtand zu verlaſſen. Wir können zwar irren und fallen, aber beides geſchieht durch unſere eigene Thätigkeit, weil Irren und Fehlen ein unvermeidliches Loos unſerer Natur iſt. Allein wir haben doch Hofnung, daß wir endlich den Irrthum vernichten und zur Anſchauung der Wahrheit gelangen werden. Wir leſen, um uns Empfänglichkeit für Wahrheit zu erwerben. Es iſt uns bei allem Studiren darum zu thun, immer ein offenes und empfängliches Gemüth zu behalten, um Endeckungen, die man in unſerm ſpäteſten Alter macht, uns bekannt machen und prüfen zu können. Woher kommt es, daß viele unſerer angeſehenen Philoſophen Kants Schriften nicht verſtehen? Sie haben ſich gewiſſe Gedanken eingeprägt, und eine gewiſſe Darſtellungsweiſe zu eigen gemacht, die mit ihnen ſo verwachſen iſt, daß ſie bei ihnen zur Natur worden iſt, anſtatt daß ſie ſich bloß durch Studiren die Kraft zum freien Selbſtdenken erwerben hätten ſollen. Sie ſind daher gegen alles Neue eingenommen, weil es ihnen ſchwer, wenn nicht unmöglich, zu faſſen iſt. Sie vermiſchen bei der Auffaſſung der Gedanken Anderer ſtets ihre eigenen und können daher natürlicher Weiſe nichts als Ungereimtheiten und Widerſprüche entdecken. Hätten ſie bei ihren Reflexionen ſtets ihr eigenes Gemüthe zu Rathe gezogen, und die Erſcheinungen der menſchlichen Natur in ſich aufgeſucht und aufgelöſt, ſo würden ſie ſich eine immer rege Empfänglichkeit

nebſt einer immer wirkſamen Thätigkeit errungen haben.

Der würdigſte und edelſte Zweck, warum man alſo Bücher lieſt, und der allein vor dem Richterſtuhle der Vernunft beſtehen kann, iſt die Erweckung und Ausbildung aller Anlagen, und die Vervollkommnung aller Kräfte des Menſchen. Das Leſen ſoll ihn empfänglich, und nicht verſchloſſen, für alles, was um ihn iſt, machen: er ſoll durch daſſelbe Beherrſcher, und nicht Sklave der äußern Eindrücke werden. Es ſoll ihn adeln, und nicht erniedrigen, es ſoll ſeinem Gemüthe die Kraft geben, ſich zum Himmel zu erheben, und ſich nicht an den Staub feſſeln zu laſſen. Es ſoll alle ſeine Thätigkeiten humaniſiren, und ſein Leben nicht brutaliſiren. Es ſoll ihm der Paſſivität und Trägheit entwöhnen, an welche ihn die Materie nur zu ſehr feſſelt. Es ſoll Ideen in ſeinem Buſen erwecken, um ihm ſowohl Hochachtung gegen ſeine Natur, als Liebe zur Gerechtigkeit einzuflößen. Es ſoll ihn in der Welt der Ideale eben ſo einheimiſch machen, als in der Welt der ſinnlichen Anſchauung: denn der Menſch iſt vermöge ſeiner Natur ein Amphibion, er kann und ſoll in zwei Elementen leben, und er erwirbt ſich nur dadurch Würde, daß er in der ſinnlichen und überſinnlichen Welt zu Hauſe iſt. Er iſt ein Kind des Himmels und der Erde; beide trägt er in ſeinem Buſen, und es kommt nur auf ihn an, den Genuß von beiden mit einander zu verbinden. Die Gottheit gab ihm die Welt der Ideale oder den Himmel auf dieſe Erde mit, um ſich in dieſem Labyrinthe

sowohl nicht zu verirren, als unter dem Ungemache dieser Welt nicht zu erliegen. Der Mensch steht daher niemals größer, als im Ungewitter: sein Haupt gen Himmel gerichtet verachtet er den Tod, der seine tödtlichen Pfeile auf ihn abdrückt, und seine Göttlichkeit fühlend erwartet er ruhig die Vernichtung seines irrdischen Daseyns. Er wirft seine irrdische Hülle, wie ein abgetragenes Kleid, ab, und er behandelt den Körper als Instrument, das er nur so lange achtet, als es Brauchbarkeit hat. Solche Gesinnungen kann und muß das Lesen in uns erregen, um sowohl die unserer Natur eigene Thätigkeit ins Leben zu rufen, als um auch unser irrdisches Daseyn aus dem allein richtigen Gesichtspunkt — als Schule der Erziehung — ansehen zu lernen.

Wenn wir uns aber durch das Lesen kultiviren und vervollkommnern sollen, so müssen wir sowohl die Anlagen und Kräfte des Menschen, als auch die Mittel, wodurch er dieselben zweckmäßig ausbilden kann, kennen lernen. Wir müssen daher seine ursprünglichen Vermögen aufsuchen, und uns mit den Gesezzen bekannt machen, nach welchen sie wirken, um im Stande zu seyn, das menschliche Gemüth als den Gegenstand, auf welchen gewirkt werden soll, zweckmäßig zu behandeln, und nicht den Versuch zu machen, eine Anlage in Thätigkeit sezzen zu wollen, ohne vorher eine Andere erweckt zu haben, von welcher jene den Stof zu ihrer Thätigkeit erhält, und nicht die Thorheit zu begehen, den Geschmack durch Mathematik, die praktische Vernunft durch die Technolo-

gie, die Einbildungskraft durch die Naturlehre ausbilden zu wollen.

V. Welche Vermögen und Kräfte besizt der Mensch von Natur?

Wir müssen bei dieser Untersuchung in uns selbst zurückkehren, und uns selbst zum Gegenstande unsers Nachdenkens machen. Wir müssen die Regungen unsers Gemüthes belauschen, und alle Wirkungen desselben auffassen, um eine vollständige Charte von der Welt in uns liefern zu können.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Reflexion über sich selbst viel Interesse gewährt, aber welche Schwierigkeiten hat der Forscher, welcher alle Aeußerungen seines Gemüthes und ihren Grund aufsuchen will, zu überwinden? Welche Hindernisse muß er aus dem Wege räumen, ehe er seinen Geist, welchen durch Gewöhnung bloß das Aeußere fesselt, auf sich selbst aufmerksam macht, und ehe er Ordnung und Licht in das verwirrte und dunkle Chaos seines Innern bringt? Die Erscheinungen des innern Sinnes, als des Gebietes des Philosophen, sind auf einer steten Flucht, und eine augenblicklich unterbrochene Aufmerksamkeit zerstört oder verändert das ganze Resultat des Nachdenkens. Wer erhascht also die flüchtigen Gedanken, die kaum geboren, nicht mehr sind? Wer sieht die Motiven des Willens? Wer ergreift die Veranlassung zu diesem oder jenem Urthei-

le und zu dieser oder jener Verirrung und Ausschweifung? Und wer erleuchtet das dunkle und verwirrte Gebiet der Gefühle? Das alles kann der Mensch besiegen, wenn er nur den Muth, über sich nachzudenken, nicht sinken läßt, und mit immer größerer Begierde und immer erneueter Anstrengung die Reihe der Erscheinungen verfolgt. Immer muß er sich die Frage aufwerfen und zu lösen suchen: was ist der Mensch und was soll er seyn? Ein moralisches Interesse muß sein Nachdenken über seine Natur leiten, weil die Achtung gegen sich selbst und seine hohe Bestimmung ihm neue Kraft und neuen Muth, sich kennen zu lernen, einflößt.

Der Gegenstand, womit wir uns also jezt beschäftigen, und dessen Geheimnisse und Räthsel wir enthüllen und lösen wollen, ist die Natur des Menschen und ihre ursprünglichen Anlagen und Kräfte. Was ist der Mensch? Unser Selbstbewußtseyn ist der Führer, der uns bei der Zergliederung unserer Selbst begleiten muß.

In unserm Gemüthe werden wir Gefühle, Empfindungen und ein thierisches Begehren gewahr. Wir nehmen äußere Eindrücke auf, und verhalten uns dabei leidend. Sobald wir anfangen, über uns nachzudenken, sind diese Erscheinungen das Erste, was uns im Bewußtseyn entgegenkommt. Wir müssen daher einen Grund aufsuchen, um uns ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit zu erklären? Welches sind denn nun die Bedingungen unserer Gefühle und Empfindungen? Und was gehört darzu, daß wir ein thie-

risch begehrendes Wesen sind? Der Mensch, als ein der Empfindungen fähiges Wesen, muß eine Anlage darzu haben. Anlage heißt der Grund der Möglichkeit und der Wirklichkeit einer Thätigkeit, die als solche von jeder andern spezifisch verschieden ist. Worinn besteht denn nun die Anlage, die wir suchen? Bei den Thieren werden wir gewahr, daß sie ein Spiel der äußern und innern Eindrücke und Erscheinungen sind. Jeder Gegenstand, der ihnen aufstößt, lenkt und zieht sie mit sich fort. In unserm Gemüthe springt uns dieselbe Erscheinung in die Augen. Wir empfinden die äußern Gegenstände, wir fühlen unsere innere Beschaffenheit, und wir begehren oder verabscheuen ein Objekt und einen Zustand, je nachdem der Eindruck, welchen er auf uns macht, beschaffen ist. Vergnügen und Schmerz sind die Ursache des Begehrens und des Verabscheuens. Unsere Sinne werden durch angenehme Eindrücke geschmeichelt, das Gefühl unsers innern Zustandes gewährt uns Lust, und wir wünschen eine fortwährende Dauer dieser Lage. Was ist denn der Grund aller dieser Erscheinungen, und warum wünschen wir das Angenehme und verabscheuen das Unangenehme? Der Mensch hat einen Trieb zum thierischen Leben, und dieser sezt eine Anlage darzu voraus, welche der Grund des Empfindens, Fühlens und Begehrens enthält. Denn diese Aeußerungen haben alle das Gemeinschaftliche, daß sie eine Befriedigung des thierischen Lebens gewähren: man sieht sie daher mit Recht als Wirkungens eines Vermögen und einer Kraft an.

Welches ist denn diese Kraft und dieses Vermögen? Der Mensch besitzt eine Anlage für die Thierheit, die, in Wirksamkeit gesetzt, eine thierische Kraft heißen kann. Ihre ursprünglichen Aeußerungen schränken sich auf die Selbsterhaltung, Fortpflanzung und Vergeselligung des Menschen ein. Zu ihrer Thätigkeit ist keine Wirksamkeit der Vernunft nöthig. Sie verrichtet ihr Geschäft und erreicht ihre Naturbestimmung an den Banden des Instinktes, der sie durch Nothwendigkeit zur Ausführung ihrer Aufgaben zwingt. Den Trieb zur Selbsterhaltung, zur Fortpflanzung und zur Gesellschaft mit Andern nährt und feuert die mechanische Selbstliebe an. Der Mensch kann als thierisches Wesen nicht wählen noch irren, denn alle seine Thätigkeiten werden nothwendig bestimmt. Der Thierheit gehört nun die Sinnlichkeit, die Eindrücke von äußern und innern Gegenständen aufnimmt, und das mechanische Gedächtniß, das den Stof zum menschlichen Leben aufbewahrt, an. Als thierisches Wesen besitzt also der Mensch Sinnlichkeit und Gedächtniß.

Die Thierheit erwacht zuerst bei dem Menschen. Sie wirkt nicht durch Freiheit, sondern sie wird unwillkührlich zum Leben und zur Erreichung ihrer Bestimmung gezwungen. Der Mensch empfindet und begehrt als Thier, was ihm unmittelbar durch einen äußern oder innern Eindruck gegeben ist. Er kann aber und soll diese Anlage, weil sie ihm die Materialien zu seinen Vergnügungen und zum Erwachen seiner übrigen Anlagen zuführt, ausbilden und ihre Em-

pfänglichkeit erhöhen. Durch Betrachtungen der Natur und durch Lektüre der Dichter muß er die äußern Sinne und das Gefühl schärfen, und was gewährt ihm mehr Wonne, als ein reines und reizbares Gefühl für die Natur und für die Kunst? Durch die Anlage für die Thierheit ist der Mensch ein lebendes Wesen in der Sinnenwelt, dessen Thätigkeit sich auf Selbsterhaltung, Fortpflanzung und Vergeselligung beschränkt.

Der Mensch empfindet, fühlt, begehrt und verabscheuet aber nicht allein, sondern er denkt auch über die Gefühle und Empfindungen, über den Genuß und die Begehrungen und über die Materialien darzu nach. Er vergleicht ihre Menge, er lernt durch Erfahrungen ihr Verhältniß und ihre Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit für die Befriedigungen seiner Thierheit kennen. Er wählt daher unter mehrern Gegenständen, er vergleicht die größern oder geringern Vergnügungen, die sie ihm gewähren, er forscht ihrer Dauer nach und bedient sich bei diesen Aeußerungen einer Kraft, deren Thätigkeit und Zweck von der Thierheit verschieden ist. Der Mensch hat daher nicht bloß eine Anlage für die Thierheit, sondern auch eine besondere für die Menschheit, die ihn als ein lebendes, aber auch zugleich als ein vernünftiges Wesen charakterisirt. Die Thierheit strebt nach Genuß, die Menschheit nach dem Denken, Urtheilen und Schließen.

Vermöge der Anlage für die Menschheit vergleicht der Mensch seinen Zustand und die Art seines

Daseyns mit der Beschaffenheit Anderer. Er hat daher die Begierde, sich in der Meinung Anderer einen Werth zu geben, und sich vor ihnen auszuzeichnen. Er will niemand eine Uiberlegenheit über sich gestatten, daher entsteht der Hang, sich über Andere zu erheben, sich mehr zu erwerben, als sie, und ihnen in der Ergreifung und in der Besiznahme von irgend einem Gegenstande zuvor zu kommen. Dieser Trieb aber, sich vor Andern auszuzeichnen, ist keine Wirkung der mechanischen, sondern der vergleichenden und vernünftigen Selbstliebe, welche ein Sporn zur Kultur und zum Erwerb von Tauglichkeit und Fertigkeit seiner Anlagen zu allerlei Absichten ist, die ihm einen Vorzug vor Andern und eine Aussicht auf Ehre und Vortheil versprechen. Durch die Thätigkeit der Anlage zur Menschheit raffiniert er über alle Arten des Genusses und der Auszeichnung von seines Gleichen, und sucht sich durch Selbstthätigkeit zu erwerben, was ihm der Instinkt verweigert. Man darf nur auf sich in früheren Jahren, wenn diese Anlage erwacht, aufmerksam seyn, so wird man den unbandigen Hang in sich gewahr werden, sich Ehre, Vorzüge und Ansehen über Andere zu erwerben, und durch alle Mittel, welche die Gelegenheit herbeiführt, und welche die Geschicklichkeit und List des Geistes ausfindet, sich Ruhm und Macht zu verschaffen. Man fragt dabei nicht nach der Rechtmäßigkeit, sondern bloß nach der Zweckmäßigkeit der Mittel, man will nicht gerecht, sondern nur klug seyn, man will nicht dem Sittengesezze huldigen, sondern gierige Neigungen und hastige Leidenschaften befriedigen.

Was gehört nun darzu, ſich und ſeinen Zuſtand mit Andern vergleichen zu können, woraus die Begierde nach Auszeichnung und Anſehen entſteht? Die Denkkraft vergleicht unſern Zuſtand und unſere Lage mit der Beſchaffenheit des Daſeyns anderer Menſchen, und der eigennüzzige Trieb ſpornt das Begehrungsvermögen, ſich durch ſeine Aeußerungen die Vorzüge, die Annehmlichkeiten und den Glanz, den wir an Andern wahrnehmen, und wodurch Andere hervorragen, zu erwerben, um ihnen nicht in der Vergleichung nachzuſtehen. Die Anlage für die Menſchheit äußert ſich daher durch ein Denken, das aber noch im Dienſte des Eigennuzzes ſteht, und das nach Eigenſchaften trachtet, die in der Meinung, und oft in den Vorurtheilen der Menſchen einen Werth haben. Sie erhält ihren Stof durch äußere Gegenſtände und durch den innern Zuſtand, der ihr durch die Sinnlichkeit gewährt wird, und ſucht den Ehrgeiz, die Habſucht, den Neid u. ſ. w. damit zu befriedigen. Die Kultur der menſchlichen Kräfte gewinnt außerordentlich durch die Wirkſamkeit dieſer Anlage, aber die Würde des Menſchen geht, wenn ihre Foderungen allein befriedigt werden, gänzlich verlohren: denn jezt fragt der Menſch bei allem ſeinem Thun und Laſſen bloß nach dem, was ihm nüzlich iſt, was ihn glücklich macht, und was ihm Anſehen und Macht giebt.

Jezt leitet ihn nicht mehr der Inſtinkt: er hat ſich durch Selbſtthätigkeit von ſeinen Banden losgeriſſen, der Eigennuz hat ihn der eiſernen Nothwendigkeit untreu gemacht, und die Denkkraft, durch Be-

gierden und Leidenschaften angefeuert, führt die Herrschaft über sein Leben. Er hat sich von den Fesseln der Thierheit losgewunden, und ist eine Beute der Zügellosigkeit einer eigennüzzigen Denkart worden. Er hat zwar eine höhere Stufe der menschlichen Kultur erstiegen, aber er hat an Energie und Ruhe eingebüßt, was er an Geschicklichkeit, Klugheit und Einsicht gewonnen hat. Er wird jezt von den tobenden Wellen der Leidenschaften herumgetrieben, und findet weder Ruhe noch Rast, denn die Neigungen und Begierden, welchen er jezt dient, sind unersättlich. Je mehr er sich dem Ziele ihrer Befriedigung zu nähern glaubt, desto weiter entfernt er sich von denselben, weil der Genuß durch das Erwachen der Vernunft unendlich vermannichfaltigt wird, und weil unsere Wünsche durch die Thätigkeit derselben zu Ideen erhoben werden.

Alles Denken ist nun entweder ein **Urtheilen** oder ein Schließen. Die eigenthümlichen Kräfte der Anlagen für die Menschheit sind also **Verstand** und **Vernunft**, die **Urtheilskraft** und ein **Reflexionsvermögen**, das **Gedächtniß** und die **Einbildungskraft**.

Aus den Thätigkeiten der Anlagen für die Thierheit und die Menschheit entspringen noch mehrere Vermögen und Kräfte, die wir hier anführen müssen. Sie borgen den Stof und ihre Thätigkeit von beiden, und wirken durch beider Vereinigung. Diese Vermögen sind der **Geschmack** und das **Genie**. Jener **urtheilt**, dieses **wirkt schöpferisch**, jener ist die Fähigkeit, über Natur und Kunst zu urthei-

len. Seine Produkte ſind die Gefühle des Schönen und Erhabenen. Denn durch die Bildung, welche man dem Geſchmack giebt, erlangt man nicht allein Fertigkeit in äſthetiſchen Urtheilen, ſondern erhöht auch ſeine Empfänglichkeit für das Schöne und Erhabene. Das Genie iſt das Talent, wodurch die Natur der Kunſt die Regeln giebt. Es iſt der Schöpfer neuer Erſcheinungen, und macht neue und originelle Verbindungen aus den ſchon vorhandenen Materialien. Beide Vermögen werden vorzüglich durch die ſchönen Künſte in Thätigkeit geſezt und ausgebildet. Beide verbinden die Thierheit mit der Menſchheit, ſie veredeln jene und erhöhen die Thätigkeit dieſer. Sie gewähren uns ein Vergnügen, das weder das Thier noch die Gottheit genießen zu können ſcheint.

Aber der Menſch empfindet, fühlt, begehrt, denkt, ruft das Vergangene zurück, und ſtellt es lebendig dar, beurtheilt das Schöne und Erhabene nicht allein, ſondern ſtellt ſich auch ſelbſt ein Geſez für ſeinen Willen auf, das er durch Freiheit entweder befolgt oder übertritt. Jede Handlung des Menſchen iſt dem Richterſtuhle dieſes Geſezzes unterworfen, keine iſt moraliſch gleichgültig, ſondern jede hat moraliſchen Werth oder Unwerth. Wir fühlen daher bei jeder Handlung, wenn wir in unſern Buſen ſchauen, und über unſere Maximen reflektiren, Achtung oder Verachtung unſerer ſelbſt. Wir ſchäzzen uns, wenn wir gut handeln, und wir ſind mit uns unzufrieden und machen uns die peinlich-

sten Vorwürfe, wenn wir uns eines Unrechts bewußt sind. Wir müssen den Mann, der die Tugend über alles schäzt, achten, und hingegen den, der dem Laster fröhnt, verachten. Was ist denn nun die Ursache dieser Achtung und Verachtung, und warum sollen wir das Gute thun und über alles lieben, und das Böse vermeiden und hassen? Wir haben ein Gesez in unserm Busen, das sich von allen andern unterscheidet, und das weder das Angenehme noch das Nüzliche begehrt, und das nicht allein Richter, sondern auch Leiter aller unserer Handlungen ist. Wir sollen diesem Gesezze gehorchen und es stets durch Freiheit zur Maxime unsers Wollens machen. Woher kommt nun diese Anfoderung an uns, und wie können wir auch derselben Gnüge leisten? Wir haben eine Anlage, die nicht allein unabhängig von jedem sinnlichen Eindrucke, und von der Macht jeder Begierde ist, sondern die sich auch selbst ein Gesez giebt, und dasselbe durch Freiheit befolgt oder übertritt, und uns dadurch nicht allein zu einem vernünftigen, sondern auch der Zurechnung fähigen Wesen macht. Dies ist die Anlage zur Persönlichkeit, welche sich durch Gesezgeben für den Willen und durch Befolgen oder Uibertreten des Gesezzes der Vernunft äußert. Wir besizzen praktische Vernunft und freien Willen und wir können, was wir sollen und nicht sollen, was wir dürfen und nicht dürfen. Unser Wille ist Schöpfer einer neuen Welt und giebt durch seine Thätigkeit unserm Leben Werth oder Unwerth. Die praktische Vernunft stellt ein Gesez für den Willen auf, das dieser stets befolgen

soll, und das man das Sittengesez nennt. Wir sollen gut und gerecht handeln, und wir sind uns auch bewußt, daß wir dieser Forderung Folge leisten können, allein ist dieses Bewußtseyn nicht Täuschung? Sind wir wirklich Urheber unserer Handlungen, und sind wir nicht vielmehr Sklaven der Nothwendigkeit? Täuscht uns nicht etwan die Erhabenheit dieses Gesezzes und stürzt uns durch seine grossen Foderungen in den Wahn, als seyen wir freie Wesen? Enthält die Freiheit des Willens keinen Widerspruch? Der Mensch hat einen doppelten Charakter, er steht unter dem Gesez der Nothwendigkeit und der Freiheit. Jenes macht ihn zu einem sinnlichen, dieses zu einem moralischen Wesen, und er hat daher einen sensibilen und intelligibilen Charakter. Jenem gehorcht er, weil er muß, diesem weil er soll und darf. Vermöge jenes begehrt er, was angenehm ist und also seinen Neigungen und Begierden schmeichelt, oder seinem Verstande zweckmäßig scheint oder was ihm nach der Einsicht seiner Vernunft die größte Menge und die längste Dauer der mannichfaltigsten Genüsse gewährt, vermöge dieses will er, was durch Vernunft geboten oder verboten, erlaubt oder unerlaubt ist. Als sinnliches Wesen ist er Natur, als moralisches Intelligenz, und als solches ist er von allem Zwange thierischer Neigungen losgesprochen. — Alles unser Philosophiren muß von der Erfahrung und von Thatsachen ausgehen und sich mit der Erforschung ihrer Möglichkeit und ihres Grundes enden. Wir haben gesehen, daß der Mensch ein empfinden-

des und begehrendes, ein denkendes und vergleichendes, und ein sich selbst Gesezze gebendes und dieselben durch Freiheit befolgendes Wesen ist, wir müssen daher eben so viele Anlagen als Gründe des Daseyns jener Erscheinungen annehmen. Diese Aeußerungen sind spezifisch verschieden, denn keine läßt sich aus der Andern ableiten, und jene Anlagen sind ursprünglich, weil sie zur Möglichkeit der menschlichen Natur gehören, und der Mensch in seinem Wirken an sie gebunden ist. Den Anlagen für die Thierheit und für die Menschheit folgt er aus Nothwendigkeit, der Anlage zur Persönlichkeit aus Freiheit. Die Gesezze jener beiden kann er nicht verfehlen, aber doch in ihrer Anwendung irren, allein dies geschieht nicht aus Willkühr. Jeder Irrthum ist daher schuldlos, aber das Gute und Böse, das er durch den Gebrauch der Persönlichkeit thut, macht ihn schuldlos oder schuldig. Jede freie Handlung hat also Werth oder Unwerth, erwirbt dem Thäter entweder Achtung oder Verachtung, und macht ihn entweder der Belohnung oder der Strafe würdig.

Wie verhalten sich nun diese Anlagen in ihren Wirkungen zu einander? Welche muß der Andern unter- oder beigeordnet werden, oder hat ihr Gebrauch gleichen Werth? Je freier und selbstthätiger eine Kraft wirkt, desto größer ist der Werth, der ihr zukommt, und je weniger sie bei ihren Aeußerungen einen äussern Stof nöthig hat, desto höher ist der Rang, den sie in der Reihe der menschlichen Anlagen einnimmt. Die Anlage für

die Thierheit nährt und erhält sich gänzlich von Stoffen, die ihr anders woher als aus ihrer Natur gegeben werden. Sie fesselt den Menschen an die äußere Natur, und erhält sein Daseyn in dieser Welt. Durch die Gemeinschaft mit seiner Gattung erfüllt er die Zwecke seines thierischen Lebens. Zur Fortpflanzung hat er das Zusammenleben mit Andern nöthig, zur Erhaltung seines Lebens muß er die äußere Natur um Nahrung und Hülfe ansprechen, und zur Befriedigung des Triebes zur Gesellschaft bedarf er die Gemeinschaft mit seines Gleichen.

Der Gebrauch und die Befriedigung der Anlagen für die Menschheit macht den Menschen zwar noch von Andern und von der äußern Natur abhängig, aber er ist doch im Stande, alle Materialien selbstthätig zu verarbeiten, und seine eigene Thätigkeit zur Erreichung seiner Zwecke frei zu gebrauchen. Durch diese Anlage schreibt er dem Gange der äußern und innern Natur Gesezze vor und macht sich durch Reflexion selbst zum Gegenstande seines Nachdenkens. Im Selbstbewußtseyn erforscht er die Natur und die Arten seiner Wirkungen, dringt in das Dunkel ein, das die Thätigkeiten seines Geistes einhüllt, und erhält Aufschluß über die Wirkungsarten seiner Kräfte. Zum Vergleichen mit sich hat er andere Menschen nöthig, aber zur Erkenntniß seiner Natur ist er sich selbst genug. Er darf nur wagen, sich aufmerksam und immer zu beobachten, und über die Natur seines Geistes und seiner Wirkungen zu reflektiren, so reißt er sich nach und nach immer mehr von dem Zwange der äuf-

sern Natur los. — Die Anlage zur Persönlichkeit erhebt ihn endlich über allen Zwang der Natur empor, und spricht ihn von aller Nothwendigkeit frei. Sie macht ihn zu einem Wesen, das sich selbst ein Gesez für den Willen giebt, und dasselbe auch aus Freiheit übertritt oder befolgt. Da nun die Befolgung dieses Gesezzes dem Menschen Würde giebt, da alle andern Anlagen durch den Gebrauch der Persönlichkeit Werth erhalten, und alle menschlichen Kraftäußerungen den Foderungen der Vernunft untergeordnet werden sollen, so führt die Anlage zur Persönlichkeit über alle Andern die Oberherrschaft, und stellt das höchste, freieste und selbstständigste Gesez im Menschen auf. Die Thierheit nährt sich von der äußern Natur, die Menschheit bearbeitet die Materialien der innern und äußern Welt, und die Persönlichkeit macht die Foderung an jene beiden, zur Beförderung ihres Zweckes beizutragen und sich unter ihr Gesez zu schmiegen. Als Thier empfindet der Mensch und fühlt Vergnügen oder Schmerz, als Mensch denkt er und genießt Freude, labt sich entweder am Nuzzen oder flieht das Schädliche, und stärkt sich durch die Empfindung des Schönen und Erhabenen, und als Person handelt er frei nach selbstgegebenen Gesezzen und zieht sich durch seine Willenshandlungen entweder Achtung oder Verachtung zu.

Die Sinne und das Gedächtniß haben wir mit den Thieren gemein; auch der Verstand und die Phantasie scheinen diesen nicht abgesprochen werden zu können, denn der Hund erfleht Hülfe bei

den Vorübergehenden, wenn etwan sein Herr ermordet worden ist, er kehrt in das Wirthshaus zurück, das er vor kurzem verlassen hat, und nöthigt den Wirth, mit ihm zu gehen, um ihn zu dem Leichnam seines Herrn zu führen, er bellt im Traume und zankt sich. Die einzigen Vermögen, die uns allein eigenthümlich sind, sind die Vernunft und der freie Wille. Diese machen unsern Charakter aus, diese müssen wir daher stets durch Thaten zu offenbaren bemüht seyn, wenn wir nicht Andere an uns irre machen wollen. Durch Freiheit und Selbstthätigkeit müssen wir zeigen, daß wir unsere Pflichten als Menschen erfüllen.

VI. Auf welche Art und durch welche Mittel kann der Mensch seine Anlagen und Kräfte entwickeln und ausbilden?

Es ist nur zu oft der Fall daß man Leute findet, die nur einseitig ausgebildet sind, und daher alles verachten, was nicht in ihre Wissenschaft oder Kunst oder Gewerbe einschlägt. Niemand ist intoleranter in seinen Urtheilen, als derjenige, der etwan eine Kraft seines Geistes auf Kosten aller übrigen vervollkommt hat. Der Dichter vergöttlicht die Einbildungskraft, der Philosoph die Vernunft, der Geschäftsmann den gesunden Menschenverstand, und der Epikuräer die Sinnlichkeit. Der Kaufmann sieht

stolz auf den Gelehrten herab, dieser verachtet den Künstler, die Gelehrten selbst bemitleiden sich unter einander, und alle glauben dem Range, der Würde und der Nüzlichkeit nach weit über einander erhaben zu seyn. Der Mathematiker findet keinen Geschmack an der Dichtkunst, der Dichter an der Mathematik, der Jurist an der moralischen Religionslehre, der Theolog an der Rechtslehre, und die Handwerker unter den Gelehrten schätzen nichts als ihre Brodwissenschaft, und sehen Philosophie und schöne Künste als einen entbehrlichen Flitterstaat an. Woher kommt es nun, daß man nichts höher als sein gelehrtes Handwerk achtet? Der Grund liegt in der einseitigen Kultur der menschlichen Kräfte: denn wären diese von allen Seiten ausgebildet, so würde man die Wissenschaften nach dem nahen oder fernen Verhältnisse schäzzen, in welchem sie mit der praktischen Vernunft, d. i. mit dem Entzwecke des menschlichen Lebens stehen. Alle Wissenschaften und Künste sind in der Thätigkeit der menschlichen Anlagen und Kräfte und in der äussern Natur gegründet: diejenigen also, die kein Bedürfniß zum Erwerbe solcher Kenntnisse und Fertigkeiten antreibt, haben die Anlage noch nicht in sich ausgebildet, die vorzüglich bei dem Studium dieser oder jener Wissenschaft oder Kunst thätig ist, und welcher diese ihr Daseyn verdanken. Der Jüngling findet kein Vergnügen an methaphysischen Untersuchungen, weil seine Vernunft noch im Schlafe begraben liegt: selten liest das Alter Dichter, weil es entweder die Kultur der Eilbildungskraft gänzlich vernachlässigt, oder weil die Zeit und die Erfahrung das

Feuer derselben ausgelöscht hat. Uibersinnliche Vorstellungen sind den meisten Menschen unbegreiflich, weil sie ihre Vernunft nicht ausgebildet haben. Sie versinnlichen daher die Gottheit auf die gröbste Weise. Sie verwandeln sie in einen alten Mann mit einem grauen Barte und mit einem Heilgenscheine um die Stirn und die Seelenunsterblichkeit denken sie sich als eine Auferstehung der Leiber. Der Mensch formt alles nach seinen Bedürfnissen. Er zieht das Uibersinnliche zu sich herab, weil er sich durch Kultur nicht zu demselben emporgeschwungen hat. Der Mensch aber soll sich nicht einseitig, sondern allseitig ausbilden, weil er durch die Selbstthätigkeit aller seiner Kräfte erst im Stande ist, allen seinen Pflichten als Mensch und Bürger Genüge zu thun. Wie muß er es aber anfangen, wenn er diese Absicht erreichen und eine allseitige Kultur erlangen will? Er muß seine Anlagen und ihre Verschiedenheiten, und den Stof, der für dieses oder jenes Vermögen gehört, kennen lernen. Er muß wissen, in welcher Ordnung sie erweckt, geübt und ausgebildet werden müssen. Er muß sich mit den Gesezzen bekannt machen, welche dieser oder jener Anlage eigenthümlich sind, und nach welchen dieselbe wirkt. Die Regeln, die er nunmehro beobachten muß, sind folgende: 1) er muß seine Anlagen und Kräfte absichtlich üben; 2) er muß zweckmäßig dabei verfahren; 3) er muß erst Gefühle in sich rege machen, ehe er auf die Gedankenjagd ausgeht; 4) er muß immer für eine große Menge und Mannichfaltigkeit des Stofs zur Uibung seiner Anlagen sorgen; 5) er muß etwas wagen, wenn er sich auch verirren sollte; 6) er muß seine Urtheile und

Meinungen an jene der Andern halten, um sie zu prüfen, ob sie mit ihnen übereinstimmen oder nicht; 7) er muß schriftliche und mündliche Unterhaltungen suchen, um durch Wechsel dem Uiberdruß und Ekel vorzubeugen und alle Sinne zu üben; 8) er muß sich immer fragen: was bedeutet diese Erscheinung? Woher ist sie? Wie wurde sie wirklich? Wozu dient sie? Kann deine Meinung, so wie deine Handlung, allgemeingültig seyn? 9) Er muß alles, was ist und geschieht, aus Naturursachen zu erklären suchen und niemals seinen Untersuchungen eine Zauberwand vorschieben.

Der zweckmäßige und unermüdete Gebrauch aller Anlagen und Kräfte ist also dasjenige Mittel, wodurch der Mensch sich kultiviren kann. Durch Uibung und Selbstthätigkeit erlangt er Bildung und Kenntnisse; durch Wagstücke lernt er selbst gehen, und durch Verirrungen geht er in das Reich der Wahrheit ein. Der Mensch muß seine Sinnlichkeit ausbilden und seine Sinne reizbar und für allerlei Eindrücke empfänglich machen, was muß er nun thun, wenn er seine Absicht mit einem glücklichen Erfolge gekrönt sehen will? Alle Gegenstände der Natur und Kunst vervollkommnen die Sinnlichkeit. Er muß daher die Natur fleißig beobachten, ihre Mannichfaltigkeit und ihren Reichthum aufsuchen, ihrer Ordnung und ihrer Schönheit nachspüren, und alle die malerischen Szenen, die sie in so reicher Fülle geschaffen hat, studiren. Er muß sich im Nah- und Fernsehen und Hören üben. Er muß seine Gesichtspunkte verändern,

sie bald verkleinern, bald vergrößern. Er muß sich durch die Annehmlichkeiten der Sänger der Natur und durch die Reize und Genüsse, die ihm eine romantische Szene gewährt, berauschen, und sich immer offnen Sinnes für die Gegenstände der Natur erhalten. Er darf bei dieser Uibung seiner Sinne nur wollen, und sie werden eine Vollkommenheit erreichen, die seinem Verstand eine ungeheuere Menge von Materialien zum Nachdenken giebt, und die ihm zahllose Freuden, vielleicht aber auch Leiden, die er aber durch die Kultur seiner moralischen Natur besiegen kann, gewährt.

Er muß aber nicht allein die Natur, sondern auch originelle und gute Dichter — die Propheten und die Sprecher der Natur — studiren. Er muß sich ihre Schilderungen verständlich machen, sich ihre Gemälde einprägen, und lebhaft versinnlichen, er muß ihre Ideen zergliedern, und wieder zusammensezzen. Er muß den Hauptgedanken, den der Dichter verfolgt, aufsuchen, er muß seiner Ideenverbindung nachgehen, das Passende oder Unschickliche seiner Bilder prüfen, und das Ganze vor- und rückwärts überschauen, und durch seine Einbildungskraft in seinem Gedächtnisse abdrücken. Schreitet er bei dieser Uibung von Naturgemälden zu geistigen und reflektirten fort, fängt er seine Lektüre mit ganz einfachen natürlichen und sinnlichen Schilderungen und Gemälden an, so wird er seine Sinne reizbar und sein Gemüth für alles in und außer sich empfänglich machen. Idyllen und Fabeln sind vorzüglich zur Bildung, Belebung und Schärfung der Sinne geschickt. Sie mah-

len die Natur ab und hauchen ihr geistiges Leben ein. Wir bewundern die Unschuld des Hirtenlebens und die Klugheit und Weisheit der Thiere, und erquicken das Herz durch die Sinne, und den Verstand durch das Herz. Ich will hier eine Idylle, einige Fabeln und Lieder einschalten, wo die Außenwelt treulich, zwar verschönert, dargestellt, aber gleichwohl wenig durch den geistigen Hauch der Einbildungskraft belebt ist.

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berge herauf und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Myron ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das Purpur gestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das von sanften Morgenwinden bewegt am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel standen Inseln gleich daraus empor, mit ihren rauchenden Hütten und mit ihrem bunten herbstlichen Schmucke im Sonnenglanze; gelb und purpur, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch und in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verlohren. Staunend stand er lange so, aber in frommer Begeisterung nahm er jezt die Leier von der Wand und sang:

Möcht' ich, ihr Götter, möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude, und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feierlichem Schmuck.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüth; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber doppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit süßer Freude erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne verschwand? Ja, da ich als Braut dich in mei-

ne Hütte führete, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern sezten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen, und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte und alles, was ich pflanze, und alles, was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzückt mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und wenn der Winter um unsere Hütte stürmt; dann beim Feuerheerde an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben; dann erst fühl' ichs, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreize der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Sylbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Ihr seyd die Freude unserer Jugend und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm ich vom Fel-

de oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder wo ich bei der Wartung der Heerde kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnizte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil ich dann, o Daphne, in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jezt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf dem Arme; schön war sie, wie der Thaubenezte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daß du uns liebst.

Jezt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück.“

Geßner.

Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Idylle einige Vorstellungen von Gegenständen verkommen, die nicht in der Anschauung dargestellt werden können, und die also nichts zur Bildung der Sinne beitragen: allein sie geben dem Ganzen doch mehr Leben und Abwechselung, als der Anblick bloßer Naturgegenstände. Sie vergeistigen dasselbe, denn sie sind Produkte der übersinnlichen Welt. Unschuld und Tugend lassen sich nur durch Vernunft begreiflich machen, aber nie mit der Deutlichkeit in der Sinnenwelt darstellen, daß

dieselben auch Gegenstände der sinnlichen Anschauung würden, wie der belaubte Hain, die wallenden Saaten und die blumigten Hügel. Ich will daher hier ein Stück aus Voſſens Luiſe einschalten, worin fast nichts als Naturgegenstände dargestellt sind.

„Also wandelten beide durch Gras und blühende Kräuter
Langsam; heisere Grillen umschwirrten sie; und wie erblödet
Sannen sie, flohn den begegnenden Blick und redeten wenig.
Als sie nunmehr oft seufzend das schwültere Thal durchwandert.
Unten am Zaun, wo die Quell aus dem Sandberg roth und morastig
Zwischen binsigen Hügeln und Schafthalm träger hinabfloß;
Jezt an der leitenden Hand des Jünglings hüpfte die Jungfrau
Furchtsam über die Steine, gelegt für die Schritte des Wandrers,
Trat auf den Steg und hob das eine Füßchen mit Vorsicht
Uiber den hohen Zaun; enthüllt bis zur Blume des Zwickels,
Ordnete scheu das Gewand und schwang wie ein Reh sich hinüber.
Dann durch Haselgebüsch den ausgeregneten Pfad auf
Stiegen sie, welcher sich schräg hinbog um den alternden Ahorn.
Dort nun begann tiefathmend das rosenwangig Mägdlein:
Stehn wir ein wenig still? Mir klopfet das Herz! Wie erfrischend
Uiber den See die Kühlung heraufweht! und wie die Gegend
Ringsum lacht! Da hinab langstreifige, dunkel und hellgrün
Wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen gesprenkelt!
O wie es wühlt, weitschauernd mit grünlichem Dampf durch den Rocken!
Dort das Dorf im Gebüsche, so stolz und freundlich gelagert
Am herschlängelnden Bach und der Thurm mit blinkendem Seiger,

Oben das weiße Schloß in Kastanien! Vorn auf der Wiese
Röthliche Küh'; und der blaue gebogene See mit der Waldung!
Dort die Schober des Heus, dort Mähende! Aber wir selbst hier,
Von Buchweizen umblüht, im Gesums eintragender Bienen!
Schaut doch umher, ihr Kinder, und freuet euch! Hören Sie Beste:
Heute bringt uns Mama großmächtige spanische Erdbeern;
Wohl so süß, wie mir deucht, sind Felderdbeern und balsamisch.
Kommen Sie dort in den Busch; da stehen sie röther wie Scharlach.
Also Luis', ablenkend zum sonnigen Thal des Gebüsches,
Rechts, wo die Hecke das Feld einfriedigte. Hurtig vor ihnen
Hüpfte der Knab' und verließ das grünliche Himmelspferdchen,
Das mit glänzenden Schwingen auf Farrenkraut sich gesezt."

Diesem Bruchstücke, da es aus seinem Zusammenhange herausgerissen worden ist, können wir freilich nicht das Interesse abgewinnen, das uns das Ganze einflößt. Allein hier ist es nur als Bildungsmittel der Sinnlichkeit herausgehoben worden, um zu zeigen, von welcher Natur die Gegenstände seyn müssen, wodurch wir unsere Sinne üben wollen. — Uiberhaupt verlangen wir, sobald unser Verstand und unsere Vernunft ausgebildet sind, daß die Naturschilderungen durch moralische Szenen und Reflexionen belebt werden. Matthison, der Naturmaler, gefällt uns in die Länge nicht, weil die Phantasie, um die einzelnen Bilder zusammen zu fassen, zu sehr angestrengt wird, und endlich unter der Masse der sinnlichen Vorstellungen erliegt. Wir fühlen Ermüdung

und Langeweile, weil Herz und Verstand zu wenig Nahrung bei bloßen Naturgemälden, die nicht durch menschliche Thätigkeit belebt werden, finden.

Zevs und das Pferd.

Vater der Thiere und der Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zevs, man will, ich sey eines der schönsten Thiere, womit du die Welt geziert hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte nicht gleichwohl verschiedenes an mir zu bessern seyn?

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sey? Rede, ich nehme Lehre an: sprach der Gott und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versezte Zevs; gedulde dich einen Augenblick! Zevs mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stof, und plözlich stend vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsezzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zevs; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zevs fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so dauere du fort, neues Geschöpf. — Zevs warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — und das Pferd blicke dich nie ohne zu schaudern.

Lessing.

Die Kazze, eine alte und eine junge Maus.

Kazze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!

Kazze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht,
Ich geh' — —

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Kazze.

Auch dieſes Zuckerbrod und andre ſchöne Sachen
Geb ich dir, wenn du kommſt.

Junge Maus.

Was ſoll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Alte Maus.

Kind, ſag ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird ſie mir denn thun? Welch ehrliches Geſicht!

Kazze.

Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!
Sie würgt mich. Ach, die Garſtige!

Alte Maus.

Nun iſts zu ſpät, nun dich das Unglück ſchon betroffen.
Wer ſich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Willamov.

Die Gegenſtände der leztern Fabeln ſind noch mehr aus dem Kreiſe der Sinnlichkeit genommen, als die Gegenſtände der Erſtern. Wir ſehen alles vor unſern Augen vorgehen. Kein Ausdruck und kein Gedanke iſt aus einer andern, als aus der Sinnenwelt genommen. In den erſten Fabeln entrücken Zevs und das Machtwort ſeiner Schöpfung die Handlung einigermaßen aus unſerm Geſichtskreiſe, und die Fa-

bel macht daher auf die Sinne nicht den Eindruck, als die Leztere: denn nicht alle können sich einen Jupiter, noch weniger seine Allmacht sinnlich und genau in der Anschauung vorstellen.

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwazzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jezzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Baume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeyen,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,

Der Bauerknecht hebet die Liese,
In hurtiger Wendung, empor.

Hagedorn.

Alles ist in diesem Gemälde aus der Sinnenwelt aufgefaßt und deutlich und anschaunlich dargestellt. Wir übersehen die ganze Szene; alles geht vor unsern Augen vor und alles ist voller Leben und Bewegung. Unsere Sinne sind gefesselt, und unser Verstand ist bemüht, die einzelnen Vorstellungen in ein Ganzes zusammen zu fassen. Er verbindet daher eine Anschauung nach der andern, und ein Bild nach dem andern, und der schöpferische und freudebringende Frühling steht vor uns da. Unsere Sinne werden durch seine Reize angezogen, neu belebt, gereizt, geübt, und für alle Eindrücke empfänglich gemacht.

Wer seine Sinne üben will, muß oft Kunstwerke anschauen, sich dieselben zergliedern und sie wieder zusammensezzen. Er muß durch dergleichen Anschauungen das Feuer und die Kraft zum Dichten in sich beleben und in der Einsamkeit eine neue Welt um sich herzaubern. Er muß Musik hören, Gemälde sehen, und durch die Sinnlichkeit zugleich andern Vermögen seines Geistes Stof zu geben suchen. Nicht allein aber die Welt der Dichtung, sondern auch Beispiele von Handlungen aus der wirklichen Welt, die lebhaft, getreu und deutlich dargestellt werden, tragen zur Ausbildung der Sinnlichkeit bei. Sobald uns eine Erzählung oder eine Szene interessirt, scheuen

wir keine Mühe, ihre Bestandstücke einzeln zusammen zu lesen und sie in ein Ganzes zu verbinden. Unsere Sinnlichkeit, als der Vorhof zum Verstand, ist daher stets offen, sobald uns ein gehaltreicher Stof zum Nachdenken einladet. Wir verschaffen dadurch unsern Sinnen eine größere Fertigkeit und Gewandtheit in der Auffassung der Gegenstände, denn alles muß durch die Sinne eingehen, was der Verstand bearbeiten will.

„In Sicilien war, so wird im Fürstenspiegel erzählt, um die Zeit des Aufruhrs der Grachen das Elend der dort befindlichen Sklavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis auf das Höchste gestiegen. Einer der gefühllosesten Wüthriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sklaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreßte, und mit dem anbrechenden Morgen bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsezlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefodert.

Unter diesen unerträglichen Leiden war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Eltern dafür verschlossen

war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersezte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sklaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoffe, bis in alle drei Spizzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus; er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Eunus, sollte über den Damophilus ein förmliches Gehör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen auftreten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sklaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende; sie stürzten über ihren Tyrannen her und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher: denn sie fiel in die Hände ihrer Sklavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften und sie dann nach ersättigter Rache auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Be-

Univ. Bibl. München

weiſe der Dankbarkeit, der Liebe und der Ehrerbietung. Ihr ſo oft erwieſenes Erbarmen war in Aller Herzen: das Lob ihrer Menſchlichkeit, ihrer Tugend auf allen Lippen. Das geringſte Vergehen wider ſie mit Wort oder That würde auf das empfindlichſte ſeyn geächt worden. Man beſchloß, ſie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Eltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorſtehenden wüthenden Krieges zu entfernen: durch ein ſichres Gefolge brachte man ſie hinweg nach Catana und überlieferte ſie dort unberührt in die Hände ihrer Verwandten." —

Hat denn aber die Kultur der Sinnlichkeit eine ſo große Wichtigkeit? Alles, was wir nicht durch ſie angeſchauet oder empfunden haben, exiſtirt nicht für uns. Sie iſt der Lieferant für den Verſtand, und wir können ſelbſt die Ideen der Vernunft nicht anders in uns ins Leben rufen, als daß wir ſie uns aus ſelbſteigener Kraft durch den innern Sinn vorſtellen. Wir müſſen uns von dem, was in uns angeboren iſt, den Stof ſelbſt geben, und durch eigene Thätigkeit unſere Sinne beleben. Alle unſere Kenntniſſe, alle unſere Einſichten, alle unſere Gefühle und Begehrniſſe ſind zwar nicht ganz ihr Werk, allein ſie müſſen doch dabei thätig ſeyn, und es iſt alſo ſehr viel daran gelegen, daß wir die Sinnlichkeit nähren und pflegen, damit wir nicht ins Blaue philoſophiren und nicht bloß nach weſenloſen Schatten haſchen, ſondern den gehaltreichen Boden der Erfahrung ergründen und eine rei-

che Ausbeute erhalten. Man muß sinnlich thätig seyn, wenn man seinen Gedanken Leben, Wahrheit und Energie geben will, und man muß die Kräfte der Sinnlichkeit stärken, wenn man durch seine Vorstellungen Eindruck auf Andere machen, und der Menschheit würdige Freuden genießen will. Ihre Empfänglichkeit schüzt unsern Verstand gegen Trägheit und unsere Gedanken gegen Einseitigkeit und Leerheit. Unsere Meinungen werden weder phantastisch noch unbegreiflich, wenn wir ihnen durch die Sinne zu Hülfe kommen. Durch die Gebildetheit der Sinne eröfnen wir uns einen großen Wirkungskreis, hängen uns mehr an die Natur, schäzzen die Künste, und verschönern und verherrlichen unser ganzes Daseyn. Durch sie schließt uns die Natur viele ihrer Geheimnisse auf, und durch sie fühlen wir, daß unser Leben kein Traum, sondern Wirklichkeit ist.

Der Mensch muß auch durch die Thätigkeit der Sinne die Phantasie erwecken, beleben und bilden, wie fängt er dies nun an? Er muß dasjenige, was er gesehen und gehört hat, oft in seinem Gedächtnisse erneuern und sich mit Lebhaftigkeit und Energie vorstellen, obgleich die Gegenstände der Zeit und dem Orte nach weit von ihm getrennt sind. Durch die Versinnlichung des Abwesenden und Vergangenen übt und vervollkommt er die Phantasie. Vorzüglich aber trägt zur Ausbildung dieses Vermögens die Lektüre von Dichtern bei, die die Natur mahlen, ihre Farben mit kräftigem Pinsel auftragen, und die Gegen-

stände derselben in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit auf die Leinwand hinzuzaubern verstehen. Man muß sich daher stets angelegen seyn lassen, solche Dichtergemälde im Ganzen und im einzelnen zu betrachten, keinen Charakterzug, kein Bild, keine Schönheit, keine Deutung und kein Wink darf für uns verlohren gehn. Wir müssen uns ganz in die Person des Dichters verwandeln; wir müssen mit ihm erfinden, beobachten, schildern und mahlen. Gemälde aus der Phantasienwelt, aus dem Feenreiche u. s. w. beleben und stärken unsere Phantasie und machen sie geschickt, sich, wie durch einen Zauberstab, bald diese, bald jene Szene vorzustellen und mit allen Schönheiten und allem Zauber auszuschmücken.

Wir müssen aber nicht allein die Phantasie, sondern auch die Einbildungskraft ausbilden, die sich von jener dadurch unterscheidet, daß sie neue Verbindungen von Ideen und Gegenständen macht, und als Schöpfer auftritt, während jene Erfahrungen und Anschauungen, die schon da gewesen sind, wieder vergegenwärtigt und lebhaft darstellt. Durch die Ausbildung beider gewinnt der Mensch an Kraft und Energie des Charakters und an süßen Genüssen von Freuden. Wodurch kann er nun die Einbildungskraft erwecken und bilden? Er muß beim lesen der Dichter und beim Anschauen der Natur selbst dichten, er muß das Angeschauete in neue Verbindungen bringen, er muß sich bestreben, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, und eine neue Welt zu schaffen. Er muß immer selbstthätig seyn, und den Flammen der Ein-

bildungskraft Nahrung geben: ist alsdann ein Funken Genie in ihm verborgen, so wird derselbe hervorspringen und als Fackel die Welt beleuchten. Arm an Phantasie ist niemand, außer wer sich durch seine Trägheit und Schwelgerei selbst zum Bettler verdammt: arm aber an Einbildungskraft durch die Schuld der Natur möchten wohl mehrere seyn: denn wie wenige besizzen die göttliche Kraft — Genie — und wie wenig haben den Muth, sie unter Dornen und Disteln hervorzuziehen! Einigen versagt es auch das Glück, diese Kraft zu nähren und zu pflegen. Wenn aber auch die gütige Natur nicht allen Sterblichen einen Genius als Erbgut auf diese Erde mitgab, der aus Nichts eine Welt schaft, der allmächtig die Fluren belebt, die Wälder verschönert, und selbst eine Wüste in einen reizenden Aufenthalt verwandelt, so können sie doch durch die Berührung von Werken desselben ihre Phantasie erwärmen und durch die Ausbildung dieser, wenn auch nicht den Mangel an Einbildungskraft ersezzen, doch diesen nicht allzu fühlbar und allzuschmerzlich machen. — Vielleicht aber liegt dieser schöpferische Genius tief vergraben, man muß daher darauf losarbeiten, seine Entwickelung zu erleichtern. Man muß die Hinderniße wegräumen, die ihm den Austritt versperren. Man muß kühn im Dichten und ein Wagehals im Denken seyn, und ihm Gelegenheit zu seinen Aeußerungen geben. Man muß ihn durch die Werke des Genies von Andern erwärmen und beleben, und seiner Freiheit und Wirksamkeit durch eine sorgsame Pflege zu Hülfe kommen.

Wie muß man es nun anfangen, der Einbildungskraft Leben und Thätigkeit einzuhauchen, und ihre Schöpferkraft hervorzurufen? Mir scheint zu dieser Todtenerweckung kein wirksamer und zweckmäßiger Mittel zu geben, als die Lektüre erfinderischer, geist- und sinnreicher, origineller, kühner und gewaltiger Dichter. Wenn wir folgendes Gemälde lesen, scheint uns selbst etwas an der Kraft und dem Genius zu beleben, der sie hervorbrachte: Als Judas,

der schwarze Verräther
Seines göttlichen Freundes, als er den kommenden Tod sah,
Dem den Gerechten die Priester entgegen führten; erhub er
Schnell sich und eilt auf Gabbatha zu. Die stürmende Menge
Hielt ihn mächtig zurück, er mußte sich wenden. Jezt floh er
Zu dem Tempel. Es hatte dahin, aus Sorge für Aufruhr,
Kaiphas Priester gestellt. Der Verräther wußt es. Er gieng schon
In den schweigenden Hallen der hohen Tempelgewölbe.
Als er die hangende Hülle des Allerheiligsten sahe,
Wandt er sich weg, ward bleicher und zitterte laut! Dann erhub er
Sich zu den Priestern und sprach mit wütender Reue: da habt ihr
Euer Silber! (und warfs zu ihren Füßen!) der Fromme,
Den ich verrieth, sein Blut iſt Blut der Unschuld! Das kommt nun
Uiber mein Haupt! Er sprachs und rollt' die ofneren Augen,
Gieng, und eilte davon, floh der Menschen Anblick und riß sich
Aus Jerusalem, stand, jezt gieng er! jezt stand er! jezt floh er!
Schaute mit wildem Antliz umher, ob er Menschen erblickte.
Als er keinen erblickte, der Stadt nun stummes Getöse
Ganz sich dem Ohre verlohr, beschloß er zu sterben! Sie kann nicht,
Nein, sie kann, nach dem Tode, nicht fürchterlicher mich fassen
Diese namenlose Qual! Zu entsezliche Qualen, o würket,

Wüthet, so lang ihr noch könnt! Wenn dies Auge sich zuschließt und alles
Diesem Ohre verstummt; so seh' ich kein Blut nicht, so hör' ich
Seine brechende Stimme nicht mehr! — Doch der auf Horeb
Sprach ja: du sollst nicht tödten! — Er ist mein Gott nicht! Du gebietest,
Laut gebietest du mir den Tod! Ich gehorche! So stirb dann,
Stirb, Verlorner! — Du bebst? Hier stürmts! Noch einmal empöret
Sich das Leben in dir! es ringt, zu leben. Verräther!
Du willst leben? Gebraudmarkt von allen, die jemals verriethen,
Du? — Er breitet vor mir wie ein weit eröfnetes Grab sich
Fürchterlich aus! Er ist der bängste der bangen Gedanken,
Die ein Sterbender jemals empfand: Ich hab ihn verrathen!..
Stirb! Die Seele, die dir nach dem Tode noch elend zurück bleibt,
Tödte sie auch! O die du in mir, als wärst du unsterblich,
Dich erhebst, vernimm dein Schicksal, Seele des Todten!
Sieh, ich verwünsche dich auch der Vernichtung! So sprach er und schaute
Starrend hin und mischte zur tiefgestürzten Verzweiflung
Gegen den, der ewig ist, Rache! Dem Gang des Verworfnen
Folgten Ithuriel und der Todesengel Obaddon.
Als Ischariot stillsteht und nun mit jeder Geberde
Mehr dem Gerichte sich weiht; spricht in feuriger Eil zu Obaddon
Seraph Ithuriel: sieh er geht zum Tode! Noch einmal
Wollt' ich ihn sehn, denn ich war sein Engel. Jezt laß' ich den Sünder
Dir und der Rache! Zwar bin ich sein Hüter gewesen; doch nimm ihn,
Feierlich übergeb ich dir, Todesengel, das Opfer!
Nimm ihn, er opfert sich selbst, und führ ihn zum ewigen Tode!
Wie es geschehen soll, davon weißt du des Richters Befehl auch.
Aber ich hülle mich und wende mein Antlitz! Er eilte
Mit dem fliegenden Worte davon. Ischariot wählte

Schon den Ort des Todes sich aus. Da Obaddon den Hügel
Sah, trat er auf die Spitze des Hügels, hub dann die Rechte
Mit dem flammenden Schwerd empor und hielt sie gen Himmel;
Sprach die feierlichen Worte, die Todesengel dann sprechen,
Füllt ein Mensch der Empörungen Maaß und tödtet sich selber:
„Tod! bei dem furchbaren Namen des großen Unendlichen! Tod, komm
Uiber den Mann von Erde! Sein Blut sey über ihn selber,
Siehe du löschest die Sinne dir aus. Der Tod und das Leben
Lagen vor dir, daß du wähltest. Du Sterblicher! wähltest den Tod dir!
Sonne verlisch! und Todesangst, komm, und thue dich weit auf,
Grab! und nimm ihn, Verwesung! Sein Blut ist über ihm selber!“
Judas vernahm des Unsterblichen Stimme. So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen
Meilenferne Gewitter die Ceder den Wolken entstürzen.
Und er rief in der Wuth der Verzweiflung: Ich kenne das Rauschen
Deiner Stimme zu wohl! Du bist der todte Messias!
Du verfolgst mich und foderst dein Blut. Hier bin ich! hier bin ich!
Judas rief mit starrendem Blick und erwürgte sich. — Staunend
Trat Obaddon selber zurück, da er starb. — Die ergriffne
Schwankende Seele, sie schütterte dreimal noch, als ihm sein Herz brach.
Aber das viertemal trieb sie der Tod von der Sterbenden Stirne
Siegend empor. Sie schwebte dahin. Leichtfließende Geister
Folgten ihr aus dem Leichname nach und zogen sich schneller,
Als Gedanken um sie und wurden zum schwebenden Körper,
Daß er mit hellern Augen den Abgrund erblickte, mit feinerm
Und geschreckterem Ohr den Donner des Richters vernähme.
Aber doch wars ein Körper, unausgeschaffen, voll Schwäche,

Nur den Qualen empfindlicher und menschenfreundlicher von Bildung.
Jezzo hatte sich von der Betäubung des Todes die Seele
Schnell besonnen, indem begann sie zu denken. Ich fühle
Wieder? Wer bin ich geworden? Wie leicht hinschwebend erheb ich
Mich in die Höhe! Doch sind das Gebeine? Das sind nicht Gebeine!
Aber das ist doch ein Leib! Noch seh ich dunkel! Wer bin ich?
Aber . . . entsezlich ist mein Gefühl! Ich fühl, ich bin elend!
Bin ich Judas, der starb? Wo bin ich? Wer ist auf dem Hügel:
Jene lichte Gestalt, die immer furchtbarer hergranzt?
Warst du, mein Auge, dunkel geblieben! Aber sie wird stets
Heller! noch heller! ach fürchterlich heller! Auf, Judas, entfliehe!
Weh mir! Es ist der Richter der Welt! Ich kann nicht entfliehen! . . .
Und das ist mein abscheulicher Leichnam! Jezt schwebt er verzweifelnd
Dicht am Boden. Erhebe dich! Rief vom Hügel Obaddon,
Schwebe nicht erdwärts! Ich bin der Richter der Welt nicht. Ich bin nur
Einer der Boten von ihm, der Todesengel Obaddon!
Hör dein Urtheil! Es ist dein Erstes; und trübere folgen:
„Ewiger Tod dir! Du hast den Unerschaffnen verrathen,
Und dich wider Jehova empört und selbst dich getödtet!
So sazt der, der in der gefürchteten Rechte die Wagschal,
In der Linke den Tod hält: Es ist kein Maaß, so sie aufmißt,
Keine Zahl, die sie zählt, die Qualen, die auf des Verräthers
Haupt sich sammlen! Erst zeig ihm am Kreuz, den blutenden Mittler,
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ ihn zur Hölle."

Also sagte der Engel das Urtheil. Der bebende Schatten
Wurde dunkler vor Schrecken, und folgte von ferne dem Seraph.

Klopstock.

„Ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift michs; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Szenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Abend mußt' ich hinaus. Es war plözlich Tauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ach mit ofnem Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete tief hinab! hinab! und verlohr mich in der Wonne mei-

ne Qualen, meine Leiden da hinab zu stürzen! dahin zu brausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht und alle Qualen zu enden? — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Willhelm! wie gern hätte ich mein Menschseyn darum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überschwemmt, kaum daß ich die Weide erkannte! Willhelm! Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verstört jezt vom reißenden Strome ihre Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wiesen und Ehrenämtern! Ich stand! — Ich scholte mich nicht, denn ich habe Muth zu sterben. — Ich hätte — Nun sizze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen stoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinsterbendes, freudeloses Daseyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Goethe.

Hat jemand Anlage zum Dichter oder Künstler, so werden sich seine Talente dazu gewiß durch eine fleißige und durchdachte Lektüre der Erstern und durch ein

öfteres geiſtiges Beſchauen der Werke der Leztern entwickeln. Er wird, durch dieſe Muſter angefeuert und begeiſtert, nach einer Vollkommenheit ringen, die ihn ſelbſt ſchon im Staube vergöttlicht, und die Andern wieder zum Zunder dient. Kunſtwerke, die Produkte des Genies ſind, haben das Eigene, daß ſie wieder das Genie, wo es etwan im Schutte vergraben liegt, erwecken und ausbilden. Sie bezaubern den Glücklichen, der durch ſeinen Willen hernach wieder Meiſterwerke ſchaffen kann, die eine Welt in Erſtaunen ſezzen. Sie gießen Leben in das empfängliche Gemüth und flammen das Feuer an, das alles um ſich läutert und den bloßen Staub in das reinſte Gold verwandelt. Sie erwecken die ſchlafenden Kräfte und theilen auch dem Armen eine Gabe von ihrem Uiberfluſſe mit.

Der Verſtand kann nicht denken, wenn er keinen Stof durch die Sinne erhalten hat. Dieſe wekken ihn und füllen gleichſam ſeine Denkformen mit Materialien an. Hat daher die Sinnlichkeit nur einen geringen Grad von Kultur erreicht, ſo können wir auch unſern Verſtand noch wenig beſchäftigen und üben: iſt aber jene thätig, ſo wird auch dieſer durch den Andrang der äußern Gegenſtände gezwungen, auf ſie aufmerkſam zu ſeyn, über ſie zu reflektiren, ſie mit einander zu vergleichen und ihre Uibereinſtimmung mit ſeinen Geſezzen und ihre Tauglichkeit zu allerlei Abſichten zu beurtheilen. Das Verbinden und Trennen, das man mit den Gegenſtänden der Anſchauung

vornimmt, bildet den Verstand. Vorzüglich aber gelingt unser Unternehmen, wenn wir für eine große Mannichfaltigkeit des Stofs sorgen, der zugleich Neuheit hat und also unsere Wiß- und Neubegier aufreg'; wenn wir ein stets aufmerksamer Beobachter der Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt sind, über ihre Ursachen und über ihren Zweck nachsinnen, und sollten wir auch glauben, völlig Aufschluß darüber erlangt zu haben, doch nicht aufhören, nachzufragen, ob es nicht noch andere Gründe ihrer Erklärung und andern Absichten ihres Daseyns geben könne. Alle Stoffe aber, die den Verstand zur Uibung gegeben werden, müssen ein Produkt der Sinnenwelt seyn: denn in diesem Element ist er allein einheimisch, jedes andere schleudert ihn aus seiner Bahn, und stürzt ihn in Verirrung und Schwärmerei. Alles menschliche Thun und Lassen muß unser stetes Studium seyn. Wir müssen die Triebfeder desselben ausfindig zu machen, und die Neigungen und Leidenschaften der Menschen und ihre Wirkungen und Ausbrüche kennen zu lernen suchen. Wir müssen ihre Charaktere studiren und die Merkmale derselben, die wir ansichtig werden, unter einander vergleichen, ihr Zusammenbestehen in einer und derselben Person prüfen, und einen Blick in das menschliche Herz thun. Folgende Charakterschilderung des Geistesabwesenden, die La Brüyere giebt, enthält lauter Merkmale, deren Stof durch die Sinne gegeben wird, und kann also für den Verstand eine gehaltreiche und ermunternde Uibung seyn.

„Menalk kommt an einem Morgen herunter, öfnet seine Hausthüre, um auszugehen, macht sie aber wieder zu, weil er gewahr wird, daß er seine Nachtmüzze noch auf hat. Da er sich weiter untersucht, findet er, daß er erst halb rasirt ist, daß ihm der Degen an der rechten Seite steckt, daß ihm die Strümpfe auf den Füßen hangen, und daß er sein Hemd noch nicht in die Hosen gestopft hat. Nachdem er sich angekleidet hat, fährt er an den Hof, kommt ins Vorzimmer, und da er ganz steif unter einem Kronleuchter weggeht, bleibt seine Perücke an einem der Arme hängen, und schwebt baumelnd in der Luft. Alle Hofleute erheben ein Gelächter, Menalk lacht lauter als irgend jemand, und sieht sich herum, über wen sie sich lustig machen. Da er wieder an das Schloßthor herunter kommt, findet er eine Kutsche, sieht sie für die Seinige an, und springt hinein, und der Kutscher fährt fort, weil er nicht zweifelt, daß er seinen Herrn fahre. Sobald er still hält, steigt Menalk aus, geht durch den Hof, steigt die Treppe hinauf, läuft ohne Umstände durch alle Zimmer, legt sich auf ein Ruhebette, und bildet sich ein, er sey zu Hause. Der wahre Herr kommt endlich auch, Menalk steht auf, ihn zu empfangen, und nöthigt ihn zum Sizzen; er spricht, fällt in Gedanken, und spricht dann wieder. Der Herr des Hauses wird dann des Spiels überdrüßig, und weiß nicht was er denken soll. Menalken gehts eben so, und er hofft jeden Augenblick, daß sein unverschämter Gast endlich seinem langweiligen Besuche ein Ende machen werde. Die Nacht kommt heran, wo alsdenn Menalk end-

lich mit vieler Mühe aus seinem Irrthume gerissen wird.

Wenn er im Bret spielt, fodert er ein volles Glas Wasser und Wein; die Reihe ist an ihn zu werfen, er hat den Würfelbecher in der Einen und das Glas in der andern Hand, und da er sehr durstig ist, und doch nicht gern Zeit verliehren will, verschluckt er beide Würfel und gießt zu gleicher Zeit seinen Wein ins Bret. Er schreibt einen Brief, und schüttet Sand aus dem Dintenfasse drüber; er schreibt noch einen, und verwechselt auf beiden die Adresse; ein Edelmann empfängt den Einen und liest, als er ihn erbricht, folgendes: Sobald Ihr dies empfanget, mein ehrlicher Jacob, so sorgt unverzüglich dafür, so viel Heu anzuschaffen, daß ich diesen Winter damit auskomme. Sein Verwalter erhält den Andern, und erstaunt, als er liest: Gnädiger Herr! Ewr. Gnaden Befehle habe ich empfangen und mit gebührender Unterthänigkeit ꝛc. ꝛc. — Ist er bei einem Traktament, so sieht man die Stücken Brod um seinen Teller her beständig zunehmen, und die übrigen Gäste müssen ihrer entbehren, sowohl als ihrer Messer und Gabeln, die Menalk ihnen nicht lange läßt.

Zuweilen bringt er des Morgens seine ganze Familie auf die Beine, giebt allen etwas zu thun, und geht am Ende aus dem Hause, ohne auf seinen Wagen oder auf sein Mittagsessen zu warten, und dann sieht man ihn in jedem Theile der Stadt, nur

gerade an dem Orte nicht, wohin man ihn wichtiger Angelegenheiten wegen bestellt hatte. Man sollte ihn oft für alles andere halten, als was er wirklich ist; für einen ganz stupiden Menschen, denn er hört nichts; für einen Narren, denn er spricht mit sich selbst und macht hundert Grimassen und Bewegungen mit seinem Kopfe, die ganz unwillkührlich sind; für einen Hochmüthigen, denn er sieht einen steif an, und achtet gar nicht darauf, wenn man ihn grüßt: die Wahrheit ist, seine Augen sind offen, aber er gebraucht sie nicht und sieht keinen Menschen, so wenig als sonst etwas, das um ihn ist. Er kehrte einst von seinem Landhause in die Stadt zurück, seine eigenen Bedienten kamen auf den Einfall, ihn zu berauben, und es glückte ihnen; sie hielten ihm eine Fackel vors Gesicht, und befahlen ihm, seine Börse herzugeben; er thats, und als er nach Hause kam, erzählte er seinen Freunden, er sey von Straßenräubern angefallen und geplündert worden; sie fragten ihn nach den Umständen: Fragt meine Bedienten, sagte Menalk, denn sie waren dabei!"

Der Zerstreute ist in dieser Charakterschilderung ganz nach dem Leben gemalt. Wir sehen ihn stets etwas anders thun, als was er sollte. Stets seiner Besonnenheit beraubt, in einen Wirwarr seines eigenen Gemüths versunken und stets das Vorige vergessend, wird er von jedem gegenwärtigen Eindrucke der Vergangenheit entrückt. Alle Eigenschaften, womit La Brüyern seinen Charakter schildert, sind sinn-

lich, und können als Muster zur Uibung unsers Verstandes dienen, sobald wir es nur wagen, die Schilderung im Ganzen und Einzelnen zu betrachten.

Es ist aber nicht genug, daß unser Verstand eine Fertigkeit im Denken erlange: auch unsere spekulative Vernunft erfodert Kultur. Was müssen wir nun thun, wenn wir diesen Zweck erreichen wollen? Der Verstand reicht der Vernunft den Stof, den er schon bearbeitet hat: der Verstand ist das Vermögen zu urtheilen, die Vernunft das Vermögen zu schliessen. Die Vernunft dringt durch alle ihre Operationen auf Allgemeinheit und Unbedingtheit. Sie sucht den ersten Grund von allem, was da ist, auf: sie forscht nach der ersten Ursache der Welt und unsers Denkens. Alles ihr Bemühen geht dahin, Einheit und Zusammenhang in die Masse unserer Kenntnisse zu bringen. Wir müssen uns daher im Schliessen üben, wir müssen nach den lezten Gründen der Erscheinungen in und ausser uns dringen, wir müssen in unserm Nachforschen bei Erscheinungen nicht eher nachlassen, als bis wir ihre Ursache entweder gänzlich aus der Sinnenwelt verdrängt oder doch bis an die Grenze derselben verwiesen haben. Wir müssen Stoffe aufsuchen, die nicht mehr in der sinnlichen Welt zu Hause sind, sondern jenseits derselben liegen. Gottheit, Seele, Freiheit, sind Gegenstände, die unsere Vernunft üben und ihre Kultur befördern. Wir müssen daher mit der Erforschung von Erscheinungen anfangen, die, sobald wir ihre Ursachen ergründen wollen,

uns jenseits dieser Welt tragen. Auch Gedichte, worinn Ideen enthalten sind, deren Gegenstände über die Sinnenwelt hinaus liegen, sind Beförderungsmittel der Ausbildung der Vernunft. Sobald wir einen Jupiter denken, verweisen wir ihn in eine andere Welt und entreißen ihn dem Kreise sinnlicher Gegenstände. Er ist uns, wie Jehova, ein Wesen einer übersinnlichen Welt: wir werden also durch die Vorstellung desselben über die Welt der Erscheinungen hinausgehoben und sehen ihn als den mächtigen Donnerer, den Bestrafer des Bösen und den Belohner des Guten an. Folgendes Gedicht von Goethe, dessen Gegenstände freilich meistentheils in der Sinnenwelt zu Hause sind, verweist uns doch schon auf eine andere Welt, indem darinn von Wesen die Rede ist, welche nicht mit uns in einer Welt leben, sondern über den Wolken weilen, und über der Menschen Schicksale nach despotischen Launen entscheiden.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zevs,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhen;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts ärmeres
Unter der Sonne, als euch, Götter!
Ihr nahret kümmerlich

Von Opferfeuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Knabe war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrongten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thranen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwan,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich

Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Lebt und webt es doch stets in der Natur. Es schläft
Nie die Kraft, die den Schooß unsrer gesegneten
Großen Mutter befruchtet
Und der Säugenden Brüste schwellt.

Von dem leisesten Strahl, welcher den Morgen hellt,
Regt die Rüstige sich, schaffet und zeugt und würgt
Bis die blaßeste Rose
In den Locken des Abends welkt.

Auf thauduftender Flur schlummert die Mitternacht:
Seine wolkige Bahn wandelt der müde Mond,
Ringsum gähnet die Schöpfung,
Rastlos waltet die Schöpferin:

Flüstert dorten im Schilf, plätschert im Rohr des Sumpfs,
Tränkt die Saaten mit Thau, duftet im Fliederbusch,
Gurgelt heiser im Frosche,
Flötet gellend im Wachtelschlag,

Summt die Bäume hindurch in den zehntausenden
Goldner Käfer, belebt Völker von tanzenden
Mücken, schwirrt in der Grille
Flügel, donnert im Wasserfall,

Wälzt vom schwüleren Süd dunkel und feierlich
Sich in Wettern herauf, prasselt aus kämpfenden
Wolken, zuckt im Nachtblitz,
Stürmt im wandelnden Wirbelwind.

O du Ewigkeit her alles umarmende,
Alldurchdringende Kraft! sage, wie nenn ich dich?
Wunderfame! wer bist du?
Riesgesehen! wo hausest du?

Nimmer sinkenden Flugs keuchst du die Schöpfung durch,
Kochst der Schachten Metall, rüttelst den Ozean,
Wälzst Basalte zu Domen,
Hohlst krystallene Grotten aus;

Aus dem Staube herauf rufst du die Pflanzenwelt,
Golden wallet die Saat, blaulich der ferne Mond,
Sonn' an rauschet die Feder.
Würzig duftet das Veilchenthal.

Stoffe einigest du, giebst dem Atom Gefühl.
Jubel füllen den Wald, Jubel die blaue Luft,
Schau, es wimmelt im Tropfen!
Schau, das Sandkorn bevölkert sich!

Leben nimmer gezählt preisen dich Künstlerin,
Leben jeglicher Art, Kondor und Kolibri,
Straußpolype und Flußpferd,
Riesenmuschel und Räderthier:

Aber lauter denn sie preist dich des Menschen Geist,
Dich der Kante Vernunft, dich der Gesang Homers,
Dich der Zirkel des Newton,
Dich der Pinsel des Raphael.

Ahnd' ich Wahrheit? Bist du jenes unendliche,
Unbegreifliche Ding, welches des Denkers Flug
Zu ersliegen, der Hymne
Schwung umsonst zu erschwingen ringt?

Bist du Gottheit? Bist du's welcher die Myrias
Menschenzunge besingt, den der Maander Zevs,
Den der Jordan Jehova,
Den Isanen der Ganges grüßt?

Schwindelnd sieh' ich am Rand deiner Unendlichkeit;
Eins nur faß' ich: ich bin deiner Unendlichkeit
Mitgenosse, bin Tropfe
Deines ewigen Flammenborns.

In des flammenden Borns Silbergerieſel fleußt
Einſt der Tropfe zurück, freut ſich der Einigung
Und durchrollet der Welten
Allumgürtenden Ozean.

Der ganze Inhalt dieſes Gedichts weiſt auf das Unendliche hin. Uiber der Sinnenwelt wirkt die allmächtige Kraft, die dieſelbe ſchuf, belebt und regiert.

Wir hängen nicht mehr am Boden, sondern werden über die Wolken emporgehoben. Wir wollen den Grund von allem wissen, was da ist. Wir suchen die erste Ursache alles Daseyns auf, und werden der Endlichkeit entrückt. Ideen werden in uns erweckt, eine neue Kraft wird in uns thätig, der Verstand reicht zur Auflösung dieser Aufgaben nicht mehr hin, denn er ist an Raum und Zeit gefesselt, die Vernunft tritt auf den Schauplaz, übersieht das Endliche und Unendliche, und scheuet sich nicht, den lezten Vorhang vor allem, was im Verborgenen wirkt, wegzuziehen.

Hat man den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Natur und ihre Kräfte kennen gelernt, so muß man dieselben auch in teleologischer Rücksicht betrachten. Wir müssen fragen, wozu ist denn alles da, was wir sehen, und in welcher Verbindung steht alles, was webt und lebt? Was hat die ganze Schöpfung für einen Zweck? Wozu lebt das Wundergeschöpf — der Mensch — und in welchem Verhältniß steht er zur Natur? Allenthalben werden wir die Wirkungen einer mächtigen Weisheit gewahr: alles zeigt uns die Spuren eines allwaltenden Verstandes, der für das Würmgen im Grase und für die Ceder auf dem Libanon sorgt, der den Menschen in den heißen Sandwüsten Afrikas und in den Eisfeldern des Nordens erhält. Welche Größe, welche Güte des Welten Schöpfers und Erhalters erblicken wir nicht, wenn wir alles so zweckmäßig zur

Erhaltung lebender Wesen eingerichtet finden! Diese Regelmäßigkeit, diese Weisheit in der Natur reißt uns zur Bewunderung und zur Anbetung hin. Wir werden immer wißbegieriger, und immer größer wird unsere Lust zum Reflektiren über die Natureinrichtungen in und außer uns. Wenn wir sehen, welch eine Wohlthat das Rennthier für die kalten Gegenden und das Kameel für die Sandwüsten Asiens und Afrikas ist, und wenn wir fast allenthalben eine weise Zweckmäßigkeit gewahr werden, so schließen wir aus der Analogie des menschlichen Verstandes auf einen grossen und mächtigen Verstand außerhalb der Welt, der alles weislich geordnet hat, und der alles regiert und erhält. Unser Geist geräth in eine moralische Stimmung, und beugt anbetend sich vor dem unbekannten Wesen, das durch seine Allmacht und Weisheit alles so vortreflich zum Wohle und zur Bildung der Menschen geordnet hat. Durch solche Betrachtungen üben wir die teleologische Urtheilskraft und bahnen uns den Weg zur moralischen Kultur. Die Bewunderung der Zweckmäßigkeit in der Natur hat etwas Moralisches, und macht uns die Tugend liebenswerth. Das Forschen nach Endursachen ist eine Vorbereitung zur Kultur der Anlage für die Persönlichkeit. Wir gewöhnen uns an Gesezlichkeit, die der Vorhof der Tugend ist. „Diejenigen Pflanzen, sagt Klügel, die sich vor andern auszubreiten geneigt sind, werden leicht andere verdrängen, worauf gewisse Thierarten zur Nahrung angewiesen sind, und dadurch das richtige Verhältniß zwischen beiden Naturreichen stören. Nimmt daher eine Pflanzenart zu sehr überhand, so

findet sich eine Thierart ein, die den üppigen Wuchs derselben vermindert. Fängt z. B. das Gras unserer Wiesen an, die übrigen nöthigen Kräuter zu verdrängen, so ziehen ganze Heere der sonst nur sparsamen Grasraupen an und verderben den schönen Teppich, womit der Boden geschmückt war. Haben sie ihre Bestimmung erfüllt, so fällt eine große Menge von Krähen, Raben und Aelstern über sie her, welche eine so große Verheerung unter ihnen anrichten, daß sie in den folgenden Jahren nur einzeln gefunden werden. Der Verlust des Grases wird durch eine mannichfaltige Menge von Blumen ersezt, die in dem nächsten Sommer die Wiesen bedecken. — So würden sich auch die Fichten und Tannen, wegen ihres vielen Samens, übermäßig vermehren, wenn nicht eine kleine Schabe in die Tannen- und Fichtenzapfen ihre Eier legte, aus deren jedem eine Larve auskriecht, die das Samenkorn zerstört. Damit aber diese Schabe nicht zu viel verwüste, so legt eine Schlupfwespe ihre Eier in die Larve derselben, die nun der Larve jener wieder zur Nahrung dienen muß. Auf die Larve dieser Schlupfwespe legt wieder eine andere, dem bloßen Auge kaum sichtbare Wespe, ihre Eier in eben der Absicht wie jene. So führt ein Thier die Aufsicht über das andere, daß es sich nicht zum Schaden der übrigen zu sehr ausbreite."

„So könnte man behaupten, sagt Kant, das Ungeziefer, welches die Menschen in ihren Kleidern, Haaren oder Bettstellen plagt, sey nach einer weisen Naturanstalt ein Antrieb zur Reinlichkeit, die für sich

schon ein wichtiges Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist: oder die Moskitomücken und andere stechende Insekten, die die Wüsten von Amerika den Wilden so beschwerlich machen, seyen so viele Stacheln der Thätigkeit für diese angehenden Menschen, um die Moräste abzuleiten und die dichten den Luftzug abhaltenden Wälder licht zu machen und dadurch, imgleichen durch den Anbau des Bodens, ihren Aufenthalt zugleich gesünder zu machen. — So wie einige den Bandwurm dem Menschen oder Thiere, dem er beiwohnt, gleichsam zum Ersaz eines gewissen Mangels seiner Lebensorgane beigegeben zu seyn urtheilen, so würde ich fragen, ob nicht die Träume (ohne die niemals der Schlaf ist, ob man sich gleich nur selten derselben erinnert) eine zweckmäßige Anordnung der Natur seyn mögen, indem sie nämlich bei dem Abspannen aller körperlichen bewegenden Kräfte, dazu dienen, vermittelst der Einbildungskraft und der großen Geschäftigkeit derselben (die in diesem Zustande mehrentheils bis zum Affekte steigt) die Lebensorgane innigst zu bewegen; so wie sie auch bei überfülltem Magen, wo diese Bewegung um desto nöthiger ist, im Nachtschlafe gemeiniglich mit desto mehr Lebhaftigkeit spielt; daß folglich ohne diese innerliche bewegende Kraft und ermüdende Unruhe, worüber wir die Träume anklagen, die doch in der That Heilmittel sind, der Schlaf selbst im gesunden Zustande wohl gar ein völliges Erlöschen des Lebens seyn würde."

Allein diese Uibung der teleologischen Urtheilskraft ist noch nicht zur Kultur der Anlage der Persönlichkeit hinreichend: wir müssen auch alles menschliche Thun und Treiben nach dem Sittengesezze beurtheilen. Bei allen menschlichen Handlungen müssen wir uns fragen: ob wir wohl damit zufrieden seyn würden, wenn man uns das anthäte, was wir jezt einem Andern anthun sehen? Sowohl die guten, als die bösen Thaten der Menschen, ihre Tugenden und ihre Laster, müssen stets eine Uibungsschule für unsere praktische Vernunft seyn: sie müssen unsern Geist in einer steten Thätigkeit erhalten, und wir müssen stets darauf hinarbeiten, den Abscheu gegen das Unrecht und die Achtung gegen das Recht in uns lebendig und thätig zu erhalten und dieselben zu vermehren. — Die Natur ist uns in der Bearbeitung und Kultur der Anlage für die Persönlichkeit selbst zu Hülfe gekommen: unwillkührlich verachten wir den Bösewicht, der die Rechte des Andern grausamerweise kränkt; und unwillkührlich fühlen wir Hochachtung gegen denjenigen, der dem Nothleidenden beisteht, den Unglücklichen rettet, und die Persönlichkeit aller Menschen ehrt. Gute Handlungen flößen uns Enthusiasmus ein, und wir werden selbst tugendhaft.

Alle Ereignisse in der politischen und moralischen Welt, die ganze Weltgeschichte, das Betragen der Menschen gegen einander, und die Rechtsverwaltung der Staaten sind eine vortrefliche Bildungsanstalt für unsere praktische Vernunft. Nichts, was Menschen angeht, muß uns gleichgültig seyn, wenn

wir Fortſchritte in unſerer moraliſchen Kultur machen wollen. Derjenige iſt ein Böſewicht, der ruhig zuſieht, und kein mißbilligendes Urtheil fällt, wenn Tauſende von Menſchen auf die Schlachtbank geführt werden, die Unſchuld gebrandmarkt, das Recht verſpottet, und die Menſchheit verläſtert wird. Er iſt der gefährlichſte Egoiſt, dem es nur an Gelegenheit fehlt, ſich ſelbſt durch dergleichen Schandthaten zu brandmarken. Alles, was Menſchen thun, muß uns intereſſiren, und wir müßten alles vor das Forum unſerer Vernunft ziehen, und uns immer fragen: kann eine ſolche Handlungsweiſe, als wir jezt erblikken, allgemein ſeyn, und für jederman als gültig angenommen werden? Kann das Menſchengeſchlecht, wenn jederman ſo verführe, nach dem Geſezze der Gleichheit noch beiſammen beſtehen? Wird derjenige, dem wir etwas zufügen ſehen, dabei als ein ſelbſtſtändiges und freies Weſen (als Perſon) geachtet und wird ſeine Vernunft als ſelbſtgeſezgebend und ſein Wille als ſich ſelbſtbeſtimmend angeſehen? Und wenn man gegen uns ein ſolches Betragen beobachtete, als wir jezt gegen einen Andern wahrnehmen, würden wir daſſelbe wohl billigen? Würden wir wohl wünſchen, daß jederman ſo handeln möge, wie wir jezt handeln? Beurtheilen wir auf dieſe Art alle Handlungen der Menſchen, und ziehen wir alle Thaten vor einen ſolchen Richterſtuhl, ſo wird unſere Vernunft erweckt und gebildet, unſer moraliſches Gefühl lebendig und geſchärft, und wagen wir ſelbſt, hier und da einmal das Gute aus der Abſicht zu thun, daß es Menſchenpflicht iſt, ſo erlangt unſer Wille Kraft

und Stärke, und beſiegt alle Hinderniſſe, die ihm die Menſchen und die Natur in den Weg wälzen. Fortiter aude! muß die Maxime unſrer moraliſchen Belehrung ſeyn. Alles Gute, was geſchieht, muß in uns nicht bloß müßige Zuſchauer, ſondern thätige Theilnehmer finden. Wir müſſen immer auf die Jagd nach Thaten ausgehen, um unſere Anlage für die Perſönlichkeit zu üben, zu ſtärken und kühn und entſchloſſen zu machen. In moraliſchen Dingen muß man alles verſuchen, wenn man Fortſchritte in der Tugend machen will. Ein moraliſches Leben iſt erſt die Blüthe der Menſchheit, und ohne daſſelbe kann man uns auf der Weide unter den übrigen Thieren verliehren. Unſer Lebenslauf muß reich an guten Thaten ſeyn, wie die Wieſe an Blumen. Unſer Leben muß durch eigenen Werth und eigene Thätigkeit veredelt werden; wir müſſen uns ſchämen, mit erborgtem Glanze zu prangen. Stets müſſen wir dahin ſtreben, alles durch uns ſelbſt zu werden. Nicht dem Schickſale, nicht den Menſchen, bloß uns ſelbſt müſſen wir den Adel zu verdanken haben, der uns über den Staub erhebt.

„Octavius und Antonius, ſo erzählt Engel im Fürſtenſpiegel, hatten ſich nach verabredetem Frieden auf das Schiff des jüngern Pompejus zu einem Gaſtmale begeben. „Willſt du Herr der Welt ſeyn, und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?“ ziſchelte dem Pompejus ſein erſter Schiffscapitain Menas ins Ohr. „Ich darf nur gehn und das Ankertau kappen.“

Pompejus mißbilligte und verwarf diesen Antrag; aber mit welch einer Aeußerung? — „Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest, sagte er, so hätte ich sie gut seyn lassen: ich selbst kann mich unmöglich entschließen, mein Wort zu brechen!“ *) Wie? ruft Engel aus: Macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausführung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heißen, und die Früchte davon genießen? Pompejus blieb ja Herr, die Verräcberei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm auf Glauben anvertrauet hatten, nur sicher wieder ans Land sezzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?“

„Johann I. von Frankreich, fährt Engel zu erzählen fort, war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geiseln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder freigegeben worden. Unter diesen Geiseln befand sich auch sein zweiter Sohn, der Herzog von Anjou; dieser begieng die Unwürdigkeit, sich wider Wissen und Willen des Königs von England

*) Ganz anders klingt eine andere Erzählung von diesem Vorfalle. „Ein Mann, wie Menas, soll Pompejus gesagt haben, mag sein Wort brechen und seine Ehre schanden: eines Sohnes des Pompejus ist das nicht würdig.“

aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. Johann, um sein Mißfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf das vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich nach England ein, und stellte sich selbst. Besser konnte er die vortrefliche Marime, die man ihm beilegt, nicht bestätigen: daß, wenn Treu und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie sich in dem Munde der Könige wieder finden müßten."

„Ein gewisser König Ferdinand von Neapel drang seinen Unterthanen Schweine zum Mästen auf, und zwang sie, den Schaden zu ersezzen, wenn ihnen diese Thiere, auch ohne alle ihr Verschulden, starben. Ein anderer, ein gewisser Eberulph, Zeitgenosse des Merovingischen Königs Chilperich, ließ Pferde und Schweine geradezu auf die Aecker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden, der sich widersezte, nach Beschaffenheit seiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verstümmeln."

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Gözzen ihrer Welt;
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des bloßen Tags erhellt.
Die zinnern Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz:
Wie matt die großen Silberschilder funkeln,
Der Fürsten lezter Stolz!
Entsezzen packt den Wandrer hier beim Haare,
Gießt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Baare,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme,
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh,
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
O Menſch, wie klein biſt du!
Denn ach! hier liegt der edle Fürſt, der Gute,
Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zuſammenband.
An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter
Doch kalte Thränen nur von Stein:
Und lachend grub vielleicht ein Welſcher Meiſter
Sie einſt dem Marmor ein.
Da liegen Schädel mit verloſchnen Blicken,
Die ehmals hoch herab gedroht,
Der Menſchen Schrecken, denn an ihrem Nicken
Hieng Leben oder Tod.
Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug.
Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zween Kometen ſtand.
Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Kanäle,
Drinn geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele
Wie in den Körper goß.
Sprecht Höflinge mit Ehrfurcht auf der Lippe
Nun Schmeicheleï'n ins taube Ohr,
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!
Es ſteht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geſchminkte Joſen ihn befächeln
Schamlos und geil wie er.
Sie liegen nun, den eiſern Schlaf zu ſchlafen,
Die Menſchengeißeln unbetraurt
Im Felſengrab verächtlicher als Sklaven
In Kerker eingemaurt.
Sie, die im ehrnen Buſen niemals fühlten,
Die Schrecken der Religion,

Und gottgeſchafne beßre Menſchen hielten
Für Vieh beſtimmt zur Frohn:
Die das Gewiſſen, jenen mächtgen Kläger,
Der unſer Schulden niederſchreibt,
Durch Trommelſchlag, durch welſche Trillerſchläger
Und Jagdlärm übertäubt:
Die Hunde nur und Pferd und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten; und Genie
Und Tugend darben ließen, denn das Zürnen
Der Geiſter ſchreckte ſie.
Die liegen nun in dieſer Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So ſtumm, ſo ruhmlos, noch von keinem Gotte
Zum Leben aufgeweckt.
Weckt ſie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die ſie arm gemacht!
Verſcheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wütrich hier erwacht!
Hier klatſche nicht des armen Landmanns Peitſche,
Die Nachts das Wild vom Acker ſcheucht!
An dieſem Gitter weile nicht der Teutſche,
Der ſich vorüberkeucht!
Hier heule nicht der bleiche Waiſenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm!
Nie fluche hier, der Krüppel an dem Stabe
Von fremden Solde lahm!
Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seyd menſchlicher, erweckt ſie nicht!
Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht.
Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Greul zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.
Ihr aber, beßre Fürſten, ſchlummert ſüße
Im Nachtgewölbe dieſer Gruft.
Schon wandelt euer Geiſt im Paradieſe,
Gehüllt in Blüthenduft;
Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürſten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage
Drauf eure Tugend liegt.

Ach! unterm Lispeln eurer frohen Brüder
— Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schaale sinken nieder,
Wann ihr zum Lohn erwacht.
Wie wirds euch seyn, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört.
Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seyd zu herrschen werth!

Schubart.

Wir werden von Unwillen ergriffen, wenn wir unverschuldet unsern Mitbruder in Staub treten sehen, und können uns nur mit Mühe enthalten, den Verdammungsfluch über ein Ungeheuer auszusprechen, das sich über die Leiden seiner Mitmenschen freuete oder aus ihrem Unglücke Vortheil zog. Dieser Unwille adelt die menschliche Natur, und giebt uns die selige Hofnung, daß es endlich einmal besser werden muß: er kultivirt uns aber auch und macht uns für das Recht und die Tugend immer empfänglicher, und wir gehen mit größerer Kraft und mit größerm Muthe ausgerüstet den Feinden entgegen, die uns in und ausser uns nachstellen und zu verderben suchen.

Wir haben aber noch mehrere Anlagen, die geweckt, geübt und vervollkommt werden müssen. Das Gedächtniß verlangt Kultur, wie können wir nun ihm dieselbe verschaffen? Wir müssen alles deutlich denken und uns sinnlich und lebhaft vorstellen, was wir im Andenken behalten wollen. Wir müssen uns durch

Thatsachen, die für uns Interesse haben, und die aus unserm Beobachtungskreise hergenommen sind, unterhalten, uns mit ihnen vertraut machen, sie in einer lichtvollen Ordnung auffassen, und an einem Hauptpunkte festhalten. Wir müssen deutlich, bestimmt und wohlgeordnet das wieder zu erzählen versuchen, was wir gelesen, gehört und gesehen haben. Die vorzüglichsten Regeln, die man also bei Gedächtnißübungen beobachten muß, sind folgende: 1) es müssen Thatsachen seyn, wodurch wir die Kultur unsers Gedächtnisses beginnen; 2) sie müssen uns begreiflich, einleuchtend und aus unserm Lebenskreise hergenommen seyn; 3) sie müssen mit Wahrheit, Einfachheit, Lebhaftigkeit dargestellt seyn; und 4) sie müssen für unsern Geist Interesse haben. Das leichtere muß dem Schwerern den Zugang öffnen, das Sinnliche dem Uibersinnlichen, und die Anschauungen müssen den Begriffen vorhergehen. Eine Fabel übt das Gedächtniß mehr als ein lyrisches Gedichte, eine moralische Erzählung faßt und behält dasselbe leichter, als eine philosophische Abhandlung.

Außer dem Gedächtnisse müssen wir auch noch den Geschmack bilden, um die Empfänglichkeit für die Gefühle des Schönen und Erhabenen zu erwecken, um uns eine Fertigkeit in der Beurtheilung über dieselben zu erwerben, wie fangen wir nun dies an? Nicht die Theologie, noch die Jurisprudenz, noch die Philosophie, sondern Werke der schönen Kunst, die Muster sind, vervollkommnen unsern Geschmack.

Wir müssen daher die Dichter lesen, die durch ihre Gedanken und durch die Darstellung derselben klassisch sind. Wir müssen die Ideenverbindung derselben, ihre Bilder, ihre Gleichnisse, die Ausführung des Ganzen beobachten, und solche Gemälde und Schilderungen aufsuchen, die unsere Einbildungs- und Denkkraft leicht und angenehm beschäftigen. Durch das Spiel dieser beiden Kräfte genießen wir ein Vergnügen, das sich eben so sehr von dem Guten als von dem bloß Angenehmen und Nützlichen unterscheidet. Wiederholen wir nun diese Beschäftigung oft und nähren sowohl die Einbildungskraft als den Verstand, so erlangen wir eine besondere Thätigkeit im Urtheilen, die man Geschmack nennt.

Wir geben einer Schilderung, einem Gemälde unsern Beifall, ohne ein Interesse an seiner Existenz zu haben, und ohne daß es unsere Sinnenlust reizt. Ganz uninteressirt gefällt uns das Schöne, und wir können dieses Wohlgefallen nicht in deutlichen und bestimmten Begriffen auffassen, ob wir gleich seinen Ursprung wissen: denn es entsteht durch die freie Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verstandes. Wenn diese beiden Vermögen in ihren Wirkungen mit einander übereinstimmen, so fühlen wir ein Vergnügen, das dem Geiste eben so wohl behagt als dem Körper. Der Einbildungskraft kostet es beim Auffassen schöner Gegenstände keine große Anstrengung, und der Verstand ermattet nicht bei dem Verbinden des durch jene aufgefaßten Mannichfaltigen. Das Schöne ist keine an den Gegenständen klebende Eigenschaft, wie die

Prädikate hart, schwer, sondern ein Produkt der freien Uibereinstimmung zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande. Die Lektüre von klassischen Dichtern übt und vervollkommt unsern Geschmack, wenn wir folgende Stellen lesen, so werden wir eben so sehr vergnügt als belehrt:

„In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdballe erschienen. Ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere und in Teutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht. Sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fiengen an, ihren erhabenen Trieb nach Geschäften zu fühlen, denn einige verschluckten schon levantischen Kaffee, und blätterten im Diener und Herrn*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage weiter zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bei der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergiengen. Mit edlem Eifer übten sich Andere im Stillen, die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geschwindes Falten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräuleins an der Toilette zu besuchen und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu machen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde

*) Einer Schrift des Herrn von Moser.

gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bei dem Hofmarschall verschlafen haben, hätte ihn nicht eine käufische Stimme eines bärtigen Juden erweckt, der dreimal schon vergebens an die Stubenthür klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Ebraer gewaltig herein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in die Höhe fuhr. Der Ungläubige floh — erschrocken sah der schläfrige Christ nach seiner tombackenen Uhr, erstaunte, daß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen und ohne Vorbereitung, den Komplimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrocke von Stoffe empfieng er den Pastor mit offener Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlachend bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplicant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn, stille zu stehen, und zerstreuete die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bethenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versezte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf. — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines

Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Willhelmine entziehen? Das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiete! Hab' ich es nicht errathen, Herr Pastor! Schon gestern hat sie mir selbst ihre Liebe eröfnet und mit verschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebeten. Wohlan! Ich werde kein Hinderniß ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen. — Werden Sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsere Willhelmine gebeten, morgen selbst bei ihrer Hochzeit zu erscheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die Ihren Ehrentag glänzender machen wird als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — denn dies sey die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer bewegen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist und oft vor Ihrer Kanzel erscheint, wird sich nicht weigern, seine holde Clarisse auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen. — Der Comtesse aber sagen Sie heimlich: ich würde dabei seyn. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebietet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera, Rheinwein, Champagner und ächte Heremitage sollen in sol-

chem Uiberflusse fließen, wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten.

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden. Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu gehorchen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflich geübten Händen schlug der Hofmarschall beide Theile zurück, strich mit dem Fuße aus und empfahl sich dem Pastor Sebaldus."

Wilhelmine, von Thümmel.

Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben,
(Bilder euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, da theurer Bachusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd grif er nach dem Glase;
Lächelnd macht ers auf der Base,
Auf der Pest Gesundheit leer;
Lächelnd sezt ers wieder her.

Fröhlich glaubt ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneut.
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, spricht er, los zu seyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Medizíner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sey mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren!
Tod! du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Lessing.

„Daß das Leben der Menschen nur ein Traum sey, ist manchen schon so vorgekommen, und auch mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit da hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sizt, mit bunten Gestalten

und lichten Aussichten bemalt — das alles, Willhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darinn sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene, gleich Kindern, auf diesem Erdboden herum tummeln, und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen. Ich gestehe gern, denn ich weiß, was du darauf sagen möchtest, daß diejenigen die Glücklichsten sind, die, gleich den Kindern, in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und, wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ists wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Tittel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so seyn kann. Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo

das alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtuzzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — Ja! der iſt ſtill und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wenn er will.

Goethe.

Der Geſchmack aber wird nicht allein durch die Lektüre von Kunſtwerken gebildet, ſondern auch durch eine fleißige und achtſame Anſchauung der Natur: wenn wir ein romantiſches Thal erblicken, das von Hügeln umgrenzt iſt, worauf Bäume und Häuſer mit einander abwechſeln, und das ein mit Blumen- und Gebüſchen umgürteter Bach durchſchlängelt, wenn das Ganze noch durch Thiere und Menſchen belebt wird, ſo beziehen wir das Urtheil, das wir darüber fällen, nicht auf die Objekte, um uns eine vollkommenere Kenntniß davon zu verſchaffen, ſondern auf unſer Gemüth, um einen angenehmen Genuß zu haben. Wir urtheilen über das Verhältniß der Gegenſtände zu uns, und wir empfinden eben daſſelbe Vergnügen, das uns das Studium eines muſterhaften Dichters gewährt. Das Anſchauen der Natur regt auch

die Gefühle des Erhabenen und Schönen in uns auf, und vermehrt die Empfänglichkeit unsers Gemüthes für erhabene und schöne Gegenstände. Wenn wir einen Orkan toben sehen, wenn alles um uns her die Welt zu zerstören droht, so erwachen in uns Ideen, wir fühlen uns über diese zerstörenden Naturkräfte erhaben, und wir genießen ein Vergnügen, das uns eben so angenehm rührt, als es uns in moralischer Rücksicht kultivirt. Der Anblick des unendlichen Meeres, und der grenzenlosen Zeit macht das Gefühl des Erhabenen, und der Anblick einer mit Blumen bedeckten Wiese, eines lachenden Thales u. s. w. die Empfindung des Schönen in uns lebendig. Unsere Urtheilskraft ist thätig, unser Geschmack wird geübt, und wir werden empfänglicher für die Freuden des Schönen und Erhabenen.

Wir müssen alle Anlagen und Kräfte unsers Geistes warten und pflegen, üben und vervollkommnen, und auch auf die Gefahr, unsere Plane mißlingen zu sehen, aus eigener Einsicht und Selbstbestimmung handeln. Wir sind gelehrte Handwerker, wenn wir nicht stets Vollendung in der Kultur zu erreichen bemüht sind. Wir sind in unsern Urtheilen partheiisch, und in unsern Gefühlen und Bestrebungen einseitig, wenn wir nicht alle Kräfte in uns ausbilden, weil wir die Gegenstände nicht von allen Seiten betrachten, ihr Verhältniß zu uns beurtheilen und den Werth derselben gehörig würdigen können. Woher rührt die große Parteilichkeit unserer Zeitgenossen? Ist sie

nicht ein Werk des Mangels an allseitiger Kultur und an Empfänglichkeit für reine uneigennüzzige Wahrheit und für neue Meinungen? Man hat niemals von allen seinen Kräften einen selbstthätigen Gebrauch gemacht; man kennt daher weder Sich noch Andere, und kann also gar nicht begreifen, wie solche Thaten geschehen können, wie solche Ausschweifungen möglich sind, wie jemand solche Grundsäzze hegen und solchen Meinungen zugethan seyn kann. Hätte man seinen Geist nicht vernachlässigt, sondern alle seine Anlagen, wenn auch nicht in gleicher Vollkommenheit, auszubilden gestrebt, so würde man sich weder zu verwundern, noch solche unsinnige Urtheile, wie man alle Augenblicke zu hören Gelegenheit hat, zu fällen nöthig haben. Man ist jezt gröstentheils gegen alles Neue eingenommen, mag dies nun daher rühren, weil es ungewöhnlich ist, oder weil es Mühe kostet, sich dasselbe begreiflich zu machen, oder weil man die Verbreitung neuer Meinungen seinem Rufe oder seiner bürgerlichen Existenz nachtheilig hält; genug, man schreit über Neuerungen in den Wissenschaften, in den Künsten und in der Regierung der Staaten, ob sie gleich Produkte des natürlichen Ganges aller menschlichen Dinge sind.

Der Mensch, der seines Namens werth seyn will, muß weder in dem Suchen nach Wahrheit ermüden, noch irgend etwas verachten, das ihm unangenehm und ungewöhnlich vorkommt, oder gefährlich scheint. Es kann doch seyn, daß das Verschriene und Verachtete Wahrheit ist, und daß, wenn dieselbe sich

auch noch nicht in ihrer Lauterkeit zeigt, sie doch den Weg zu neuen Aussichten und Entdeckungen eröfnet. Jeder, dessen Kopf und Herz einen gleich hohen Grad von Kultur besizt, wird sich schämen, irgend ein Bemühen und irgend eine Behauptung gering zu schäzzen, oder gar zu verspotten, von welcher es noch nicht gänzlich ausgemacht ist, zu welchen Resultaten sie führt, und welche Aufschlüsse sie uns endlich über den Menschen und die Natur zu geben im Stande ist.

VII. Uiber schöne Künste.

Wenige Sterbliche sind Künstler, aber diese Wenigen sind die Liebeskinder der Natur, die dieselben mit allem, was groß und herrlich ist, reichlich ausgesteuert hat.

Schöne Künste sind Erzeugnisse der hervorragendsten Talente und der größten Anstrengung von mehrern Kräften des menschlichen Geistes. Der Philosoph, mit Scharfsinn, Energie der Denkkraft und Unermüdetheit im Forschen ausgerüstet, kann in den Meinungen der Menschen eine Revolution bewirken. Der Jurist und der Theolog können noch mit einer weit geringern Habe sich einen großen Namen erwerben, und eben so können der Geschichtschreiber und der Arzt Epoche in ihren Wissenschaften machen, wenn sie auch nicht so göttlich ausgestattet sind, als der Künstler, der Aufsehen erregen will. Wirken im Philosophen Verstand und Vernunft selbstthätig, so kann er eine

Menge neuer Gedanken und Meinungen zur Welt bringen, und eine ganz andere Ansicht der Dinge eröfnen, als bisher gewöhnlich gewesen ist. Er kann Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften machen, die eben so lehrreich und nüzlich, als kühn und auffallend sind. Er kann Dinge aufhellen, die bisher noch nie ein Licht beschienen hat, und er kann Räthsel auflösen, die man bisher nur zu zerhauen, aber nicht zu lösen gewohnt war. Er kann den menschlichen Geist in seiner geheimen Werkstätte belauschen, ihn auf der That ertappen, und alle seine Operationen und die Art und Weise derselben der Welt mittheilen. Er kann der Natur in das Verborgene und Geheimnißvolle nachgehen, und die ewig Thätige überraschen und sie zur Entdeckung ihrer wunderbaren Wirkungen nöthigen.

Wie ganz anders aber verhält es sich mit dem Künstler, dessen Werke einem geistreichen und geschmackvollen Manne gefallen sollen. Sie müssen Produkte des Genies, und also originell, geistvoll, und ideenreich seyn. Der Dichter soll aber nicht bloß erfinden und schaffen, sondern das Erfundene geschmackvoll, schön und einschmeichelnd für die Sinne und für den Verstand darstellen. Er darf nicht durch Auswüchse unserm Geschmacke anstößig werden, sondern sein Werk muß polirt und fein seyn. Der tiefe und originelle Menschenkenner Shakespear beleidigt zu oft unsern Geschmack, als daß er uns immer gefallen sollte, ob er gleich unerschöpflich an scharfsinnigen Bemerkungen, an kühnen und erhabenen Bil-

dern und an neuen Ideen ist. Er verbindet oft Gegenstände mit einander, die gar nicht gepaart werden können. Er wirft das Edle und Erhabene unter das Unedle und Niedrige, das Schöne unter das Häßliche, und unterbricht oft die ernsthaftesten und feierlichsten Szenen durch niedrige Späße. Gleichwohl wird dieser originelle Geist eine ewige Fundgrube für den Menschenbeobachter, ein stetes Labsal für erhabene Geister und ein Lebensquell für jeden bleiben, der seine Gattung schäzt und sie in allerlei Lagen kennen zu lernen wünscht.

Der Dichter muß also die Göttergabe Genie und Geschmack besizzen, wenn er unsere Foderungen, die wir an einen Künstler machen, befriedigen soll. Er muß die Welt und die Menschen genau kennen, und muß die scharfsinnigsten Bemerkungen seinen Lesern spielend mitzutheilen verstehen. Er muß unsern Geist leicht und angenehm beschäftigen, und es darf uns, ihn zu fassen, nie viel Anstrengung kosten, wenn wir ihm unsern vollen Beifall schenken sollen.

Schöne Kunstwerke beschäftigen und erquicken die Einbildungskraft und Denkkraft auf die anmuthigste und lehrreichste Weise. Die reizendsten Gefühle und die lieblichsten Gedanken werden durch die Zaubereien der Dichtkunst in unserm Gemütye hervorgerufen. Die schönen Künste verschönern die Welt, machen die Menschen liebenswerth und vermannichfaltigen und beleben das einförmige und träge Schauspiel des Lebens. Sie erwecken und kultiviren in uns die Gefühle des Schönen und Erhabenen, des Anmuthi-

gen und Edlen, des Feierlichen und Naiven, des Furchtbaren und Schrecklichen. Ohne ihre Allmacht würde unsere Brust todt und unser Geist nie der lebendige Funken geworden seyn, der alles durchdringt und belebt. Sie bringen in uns Erscheinungen hervor, die wir vorher nie ahndeten. Mit dem Dichter steigen wir gen Himmel, mit ihm irren wir durch bezaubernde Fluren und liebliche Haine. Er lernt uns den Tod verachten und ein peinvolles Leben liebgewinnen. Er flößt uns Muth und Kraft ein, das Unmögliche zu wagen, wenn es eine Menschenpflicht gilt, und reicht uns Stärke und Labung im Unglück. Er streuet Rosen auf den Pfad unsers Lebens, und mit ihm eilen wir muthig in das Schlachtgetümmel.

Die schönen Künste sind Zauberinnen, die dem Menschen alle Lasten, die ihnen das gewaltige und blinde Schicksal ohne Unterschied aufbürdet, erleichtern, und ihnen alle Leiden des Körpers vergessen machen. Sie unterhalten uns, ohne uns Ekel einzuflößen; sie belehren uns, ohne daß uns diese Kenntnisse und Einsichten viel Mühe kosteten; sie gießen Balsam in unser geängstetes Herz, ohne uns vorher auf die Folter zu spannen; sie machen uns klug, ohne daß wir die lange Schule der Erfahrung machen dürften. Sie weihen uns in die innigsten Geheimnisse der Natur des Menschen ein und reichen uns die tiefsinnigsten und nützlichsten Wahrheiten in dem reizendsten Gewande dar. Trägt ihr Studium bei uns nicht diese Früchte, so liegt die Schuld an uns: wir müssen alsdann nicht sie, sondern uns anklagen, weil wir

uns nicht in die Fluthen des Lebens tauchen, kraftvoll wirken, und frei und selbstthätig ihre Wahrheiten auffassen. Die Selbstthätigkeit unsers Geistes öfnet uns die Schäzze, die die schönen Künste enthalten, und Kampf und Anstrengung macht sie zu unserm Eigenthume.

Der Dichter ist ein Göttersohn: denn er schaft, belebt, begeistert und macht rege und thätig, was vorher todt und unthätig war. Alle schönen Künste haben die Absicht, die Menschen zu vergnügen und zu belehren; zu kultiviren und zu vermenschlichen; zu vergesellgen und zu veredeln. Sie sind eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, sie verdanken ihr Daseyn Kräften, die uns allein eigen zu seyn scheinen.

Wer an schönen Künsten keinen Geschmack findet, ist der niedrigsten Ausschweifung fähig, weil er keine Regelmäßigkeit liebt. Sie leiten zur Tugend, mit welcher sie dies gemein haben, daß sie ein Werk der Freiheit, und daß sie Kinder des Geistes sind. Derjenige ist ein Barbar, dem nicht das Schöne gefällt: er zerstört zwecklos, was ihm in die Hände fällt; und der ist ein Schandbube, den nicht das Erhabene rührt: denn selbst die Tugend ist vor seinen Mordanschlägen nicht sicher. Alles ist ihm gleichgültig; nichts ist ihm heilig. Er bleibt kalt und ungerührt, und wenn auch eine Welt vor seinen Augen in Trümmern fallen sollte.

Die schönen Künste sind das Band, das die Menschen zusammenhält. Sie befördern die Gesel-

ligkeit, erſticken den hämiſchen Eigennuz, rotten die Schadenfreude, den Neid, die Bosheit in unſerm Herzen aus, und laſſen uns bloß an ſolchen Handlungen Vergnügen finden, die, mit Schönheit und Würde, Zweckmäßigkeit und Nuzzen verbinden.

Alles veredelt ſich im Menſchen, die thieriſchen Neigungen und regelloſen Begierden werden humaniſirt, die zerſtörenden Leidenſchaften und ſchadenfrohen Maximen werden verjagt, ſobald jemand das Schöne und Erhabene liebgewinnt, und ſein Buſen iſt eine unerſchöpfliche Quelle von Leben und Thätigkeit, ſobald ein dichteriſches Feuer ſeinen Geiſt beſeelt.

Der Menſch iſt zur Kunſt geſchaffen, weil er Anlagen beſizt, die ſonſt keinen Zweck haben würden, und weil ſie ihm wohlthätig iſt: denn reichlich vergilt ſie ihm ein Daſeyn, das ihr ſein Genius ſchenkte.

VIII. Was hat die Lektüre der ſchönen Kunſtwerke für einen Zweck?

Unter Werken der ſchönen Künſte verſtehe ich hier Romane, Gedichte, Luſt- Schau- und Trauerſpiele und Reden. Dieſe allein ſind Gegenſtände der Unterſuchung, ſobald von ſchönen Künſten die Rede iſt. Warum lieſt man nun ſolche Werke? Da der Zweck jeder Lektüre die Kultur unſerer Vermögen und Kräfte iſt, ſo muß dies auch die Abſicht des Leſens von ſchönen Kunſtwerken ſeyn.

Welche Anlagen will man nun durch das Studium derselben ausbilden? „Den Verstand?“ Allein kann dieser nicht eben sowohl durch die Geschichte und die Naturlehre gebildet werden, als durch schöne Künste? Enthalten diese Wissenschaften nicht eine Menge Stoffe zum Urtheilen, wodurch der Verstand allein seine Thätigkeit äußert? Die Ausbildung des Verstandes ist keine Eigenthümlichkeit der Lektüre von schönen Kunstwerken: diese Absicht haben sie mit allen andern Wissenschaften gemein, und vorzüglich mit solchen, deren Inhalt in der Anschauung gegeben ist. Verstandeskultur ist also nicht der eigenthümliche Zweck, weshalb man schöne Kunstwerke liest und lesen muß.

„Vielleicht will man die spekulative Vernunft durch die Lektüre von schönen Kunstwerken ausbilden?“ Enthalten denn aber schöne Künste allein Stof zu Ideen? Ist nicht die ganze Theologie und Rechtswissenschaft auf Ideen gebauet? Der Gegenstand jener ist die Gottheit und ihre Eigenschaften, und der Gegenstand dieser das Recht als Richtschnur der Beurtheilung alles menschlichen Thuns und Lassens. Beide Wissenschaften sind Produkte der Vernunft, und die Beschäftigung mit ihnen trägt zur Bildung und Vollkommenheit dieser bei. Und wie oft giebt es nicht Werke der schönen Kunst, die Meisterstücke sind, welche bloß die sinnliche Welt malen, und gar keine Hinweisung auf eine andere Welt geben, wie es mit den Wissenschaften und Künsten seyn muß, die Ideen, welche allein Kinder der Vernunft sind, in uns

aufregen, und alſo unſere Vernunft entwickeln und ausbilden ſollen.

„Vielleicht trägt die Lektüre von ſchönen Kunſtwerken zur Kultur der praktiſchen Vernunft bei?“ Allein thut dies nicht auch die Geſchichte, die Moralphiloſophie und die Moraltheologie? Alle dieſe Wiſſenſchaften können zur Bildung und Vervollkommnung der praktiſchen Vernunft und zur Belebung des moraliſchen Gefühles benuzt und gebraucht werden.

„Alſo hat man vielleicht die Bildung der Sinnlichkeit zur Abſicht, wenn man Werke der ſchönen Künſte lieſt?“ Die Naturgeſchichte liefert lauter Stoffe, die aus der Sinnenwelt genommen, und daher recht eigentlich zur Vervollkommnung der Sinne geeignet ſind; tragen aber auch die ſchönen Künſte zur Kultur dieſer bei, ſo iſt es doch keine Beſchäftigung und keine Abſicht, die ihnen allein eigenthümlich iſt.

„So will man vielleicht die teleologiſche Urtheilskraft und das Gedächtniß durch ſchöne Künſte üben und bilden?“ Allein dies kann eben ſo gut durch jede andere Wiſſenſchaft geſchehen, die nach Zwecken forſcht, die Beiſpiele von der Zweckmäßigkeit der Natur enthält, und die ihre Stoffe aus der Sinnenwelt nimmt, als durch ſchöne Künſte.

„Was haben denn aber die ſchönen Künſte für einen Zweck, weswegen man ihre Werke leſen und ſtudiren ſoll?“ Die Anlage, für welche wir noch

keinen eigenthümlichen Stof und keine Nahrung angetroffen haben, iſt der Geſchmack, der doch kultivirt werden ſoll, allein kann dies nicht auch durch Wiſſenſchaften geſchehen? Das Studium der Wiſſenſchaften erfodert beſtimmte und deutliche Begriffe, die ſich aus einem Grundſazze ableiten laſſen müſſen, der für den ganzen Umfang dieſer oder jener Wiſſenſchaft gültig iſt. Haben denn aber die ſchönen Künſte nicht auch Grundſäzze aufzuweiſen, auf welche ſie ſich gründen, nach welchen ſie beurtheilt werden müſſen, und vermöge welcher man augenblicklich den Ausſpruch thun kann, dies oder jenes iſt ſchön oder erhaben oder naiv, wie es zum Beiſpiel mit dem Grundſazze der Wahrheit in der Logik der Fall iſt, nach welchem das Geſez gilt: was ſich ſeiner Form nach nicht widerſpricht, iſt (logiſch) wahr? Kann man denn keine ſolche Richtſchnur für den Geſchmack auffinden, wie es doch für die logiſchen Funktionen des Denkens geſchehen iſt? Für den Geſchmack gelten keine Grundſäzze, ſondern bloß Regeln und Maximen, denn ſonſt würde er Wiſſenſchaften, und nicht ſchöne Künſte begründen, und ein ſchönes Kunſtwerk, das ſchon da iſt, müßte von jedem nachgemacht werden können, wenn er auch kein Genie beſäße, wie jeder, der nur einen mittelmäßigen Verſtand hat, die ſchwerſte Wiſſenſchaft, wenn ſie einmal erfunden iſt, erlernen kann. Gäbe es daher eine Wiſſenſchaft des Schönen und Erhabnen, oder alſo des Geſchmacks und keine bloße Kritik deſſelben, ſo müßte jeder im Stande ſeyn, gleich ſagen zu können, dies iſt ſchön, und jeder müßte jedes Kunſtwerk nachmachen können, wenn er nur

Fleiß darauf wendete, ob er gleich keine hervorragenden Talente hätte.

Allein die Geschmacksurtheile gründen sich nicht auf Grundsäzze, die man wissenschaftlich erlernen kann, sondern auf die freie Einstimmung der Wicksamkeit der Einbildungskraft mit dem Verstande. Sie kündigen sich nicht durch Begriffe, sondern durch Gefühle an: wir müssen daher erst gefühlt und empfunden haben, ehe wir ein ästhetisches Urtheil fällen können Das Schöne und das Erhabene als Gegenstände der schönen Künste sind Produkte von Gefühlen: wir können daher wohl bestimmen, welchen Eindruck schöne Gegenstände auf uns machen und welche Operationen in uns vorgehen müssen, um etwas schön nennen zu können; aber wir können doch nie behaupten, dieser oder jener Gegenstand muß schön seyn, ehe wir nicht seinen Eindruck auf unser Gemüth durch den Geschmack versucht und sein Verhältniß zu uns durch Gefühle erfahren haben.

Nicht die Wissenschaften, sondern die schönen Künste gehören vor das Forum des Geschmacks. Er prüft nicht, was wahr, nüzlich und gut, sondern was wohlgefällig ist. Er ist Richter von Werken, die die Gefühle des Schönen, Erhabenen, Furchtbaren u. s. w. in uns erwecken. Er sieht nicht darauf, ob ein Werk unsere Einsichten vermehret, sondern ob es ein Wohlgefallen im Gemüthe hervorbringt, ob es zwar, um uns zu gefallen, ideenreich seyn muß. Ihn kultivirt daher keine Wissenschaft, die auf Wahrheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe se-

hen muß, sondern Werke der schönen Künste, die allein solche Thätigkeiten in uns veranlassen, wodurch er gebildet und vervollkommt wird.

Der Zweck der schönen Künste ist also nicht, unsere Kenntnisse zu vermehren, denn dies hätten sie mit den Wissenschaften gemein, sondern unsern Geschmack zu bilden. Worinn besteht aber der Geschmack? Er ist ein Vermögen, über Natur und Kunst zu urtheilen, um dieselben in Ansehung der Gefühle, die diese beiden Gegenstände uns einflößen, kennen zu lernen. Er äußert dadurch seine eigenthümliche Thätigkeit, daß uns ein Gegenstand gefällt oder mißfällt. Ihm verdanken wir die Gefühle des Schönen und Erhabenen.

Welche Vermögen unsers Geistes werden nun bei Geschmacksurtheilen in Thätigkeit gesezt? Das Gefühl des Schönen ist ein Produkt der Einbildungskraft und des Verstandes, und entsteht dadurch, daß jene einen Gegenstand in der Anschauung auffasset, und dieser ihn nach seinem Gesezze der Einstimmung verbindet und beurtheilt. Das Schöne stößt nicht gegen unsere Sinne an, sondern gefällt ihnen, und verursacht ein Vergnügen, das weder mit dem Angenehmen, noch mit dem Guten übereinstimmt. Das Erhabene ist ein Erzeugniß der Einbildungskraft und der Vernunft: jene will einen Gegenstand in eine Anschauung zusammenfassen, unterliegt aber ihrer eigenen Anstrengung; nun erwacht die Vernunft, als das Vermögen des Unbedingten und Unendlichen, erhebt uns über die Sinnenwelt und ihre streitenden

Kräfte, und faßt alles Einzelne in ein Ganzes zusammen. Die Vernunft triumphirt über die Macht der Natur und Willkühr, über die unendliche Zeit und über den unermeßlichen Raum. Das Erhabene widerstreitet zwar unsern Sinnen, und verursacht ihnen Schmerzen, allein es gewährt uns auch zugleich ein Vergnügen, das uns über alles Vergängliche erhebt, uns hochgesinnt macht, uns allen Gefahren und allen Uibel trozzen läßt, uns Achtung gegen uns selbst und Verachtung gegen alle irrdische zügellose Gewalt einflößt, die uns zu vernichten droht. Beim Schönen wirkt und lebt die sinnliche Natur im Menschen, beim Erhabenen die übersinnliche. Jenes gefällt, dieses rühret uns. Der Genuß von jenem kostet weder Mühe noch Anstrengung, dieses wird uns nur durch einen Kampf mit gewaltigen Kräften zu Theil.

Die schönen Künste, indem sie unsern Geschmack bilden, erwecken, beleben und erhöhen unsere Empfänglichkeit für das Schöne, Große, Erhabene, Furchtbare u. s. w. Wer sich daher leicht in den Zustand dieser Gefühle versezzen kann, und wer sich eine Fertigkeit in der Beurtheilung schöner und erhabener Gegenstände erworben hat, besizt einen gebildeten Geschmack.

Der Geschmack aber ist nicht Schöpfer der schönen Künste, sondern das Genie, welchem dieselben wieder Veranlassung geben, sich zu entwickeln. Die schönen Künste kultiviren daher nicht allein den Geschmack, sondern auch das Genie. Sie reichen ihm

Stof, erwecken die Schöpferkraft, die im Menschen liegt, begeistern und beseelen alle Anlagen.

Die Hauptabsicht also, warum wir Werke der schönen Künste lesen müssen, ist die Kultur des Geschmacks und des Genies; jener kann durch nichts anders gebildet werden, als durch die schönen Künste und die Natur, und dieses wird, vorzüglich auch durch das Studium von diesen beiden, erweckt, belebt und gepflegt. Keine Wissenschaft giebt dem Genie so viel Veranlassung, thätig zu seyn, als die schönen Künste, weil sie selbst Produkte des Genies sind, und sich eben sowohl durch Ideenreichthum als durch Originalität auszeichnen müssen, welche der Charakter des Genies ist. Diese göttliche Kraft, die in den Kunstwerken lebt und webt, erweckt und bläst wieder den schöpferischen Funken an, wo er verborgen liegt.

Ist aber gleich der Hauptzweck der Lektüre von Werken der schönen Künste die Erweckung, Belebung, Verfeinerung und Schärfung ästhetischer Gefühle, und also Bildung des Geschmacks und des Genies, so kann man doch noch mehrere Nebenzwecke damit verbinden. Wo findet man so viel anschauliche Kenntniß der Welt und des Menschen, als in guten Romanen? Wo athmet so viel Unschuld, als in Idyllen? Wo wird das Laster und die Thorheit so gegeißelt und lächerlich gemacht, als in dem Lustspiele, und wo springt uns so auffallend eine moralische Weltregierung in die Augen, als in dem Trauerspiele? Die Lektüre der Werke der schönen Kunst führt

daher auch zur Kenntniß des Menschen und zur Liebe und Hochachtung gegen die Tugend. Durch sie lernen wir manchen geheimen Zug des menschlichen Herzens, manche Falte im menschlichen Charakter, und manche Täuschung und manches Geheimniß der Gefühle kennen. Wie viele Weltkenntniß enthalten nicht die guten Romane der Franzosen, und wie viele Kenntniß des Menschen ist nicht in den Romanen der Engländer und Teutschen angehäuft? Wir werden daher durch das Studium von schönen Kunstwerken einsichtsvoller und erfahrner, und ersparen uns also manche traurige und kostspielige Erfahrung, die wir auf unsere Kosten hätten anstellen müssen.

Aber die schönen Kunstwerke machen uns nicht allein an Kenntnissen, sondern auch an Tugend reicher, weil sie Gefühle in unserm Busen erwecken, die etwas Analoges mit dem moralischen Gefühle haben. Die schönen Künste und die Tugend sind ein Werk der Übereinstimmung mit den Gesezzen unsers Geistes; jene flößen uns daher Achtung gegen das Recht ein, machen uns die Menschheit liebenswerth, und leiten uns endlich selbst zu einem tugendhaften Lebenswandel. Wie oft sehen wir nicht in den Werken der schönen Künste die Tugend geachtet, das Laster bestraft, den Guten geehrt, und den Bösewicht gebrandmarkt? Sollte uns ein solcher Anblick nicht auf den Entschluß bringen, selbst ein tugendhafter Mensch zu werden, und sollte uns die Geißel, womit man das Laster verfolgt, nicht von Ausschweifungen zurückhalten?

Der Gewinn also, den uns die Lektüre der schönen Kunstwerke verschaft, ist mannichfaltig und groß, und wird uns noch überdies ohne viele Anstrengung und bittere Reue zu Theil. Sie gewöhnen uns an Gesezmäßigkeit, schüzzen uns gegen zügellose Leidenschaften, und veredeln unsere Denk- und Sinnesart. Durch die Bildung des Geschmacks werden uns Freuden zu Theil, die wir stets ohne Uiberdruß genießen können, die Geist und Körper erquicken, und durch die Menschenkenntniß lernen wir Fehler und Irrthümer vermeiden, die uns in tausenderlei Ungemach gestürzt haben würden.

IX. Wie muß man schöne Kunstwerke lesen, um den Geschmack zu bilden?

Da jeder Künstler bei seinem Werke einen Zweck hat, den er entweder realisirt, oder den er doch realisiren will, so muß sich der Leser desselben durch Aufmerksamkeit und Nachdenken zu bemächtigen suchen, um ihn als Leitfaden brauchen und den Inhalt verstehen zu können. Bald will der Dichter die Schönheiten und Annehmlichkeiten des Frühlings, bald das Verderbliche und Entehrende der Leidenschaften, z. B. der Rachsucht u. s. w. schildern. Bald will er den Ehrgeizigen, bald den Unbesonnenen charakterisiren und anschaulich darstellen. Bald beklagt er den Tod einer Geliebten, bald verspottet er eine Thorheit. Bald malt er die Freuden des häuslichen Lebens, bald die Schrecken

des Krieges. Alle Schriften, die ein Werk eines denkenden Verstandes sind, charakterisiren sich also durch irgend einen Hauptgegenstand, auf welchen sich der ganze Inhalt derselben bezieht, und alle haben eine leitende Idee, welche das Ganze beseelt und zusammenhält. Alles wirkt auf diesen Punkt zusammen, um einen Haupteffekt hervorzubringen.

Wenn wir uns des Hauptcharakters, und also des Zweckes einer Schrift bemächtigt haben, so müssen wir die Züge der Nebencharakter und ihre Wahrheit beobachten, ihre Richtigkeit auffassen, prüfen, und ihr Verhältniß zu dem Hauptzwecke studiren. Wir müssen die Nebengemälde aufsuchen, die das Hauptgemälde vorzüglich zu heben bestimmt sind, und wir müssen die untergeordneten Leidenschaften in Betrachtung ziehen und ihr Verhältniß zu der Hauptleidenschaft und ihre Wirkungen beurtheilen, sie an den Maaßstab der Erfahrung halten und ihre Natürlichkeit, Stärke, oder Schwäche u. s. w. prüfen.

Hierauf muß man die Verbindung der Ideen, ihre Neuheit und Originalität, ihre Schicklichkeit und Natürlichkeit untersuchen. Unser Bemühen muß dahin gehen, zu erfahren, ob ein Gedanke dem Gegenstande, den der Dichter bearbeitet, entspricht, mit welchen Gründen eine Meinung unterstüzt, aus welchen Gesichtspunkten ein Gegenstand angesehen wird, und welche Folgerungen aus den vorliegenden Thatsachen oder Behauptungen gezogen werden. Wir müssen sehen, in welche Ausdrücke der Verfasser seine Gedanken eingekleidet hat, ob seine Säzze immer den Gegen-

ſtand der Unterſuchung weiter fortführen, und ob die Ideen, die er dem Leſer hinwirft, immer die Sache erſchöpfen, ob ſeine Schlüſſe mit den Vorderſäzzen zuſammenhangen, oder wie aus den Wolken gefallen daſtehen; ob der Verfaſſer mehr ein Spielball von Einfällen, als ein Schöpfer von Gedanken iſt, welche er als unumſchränkter Herr beherrſcht. Wir müſſen uns eine Kenntniß von ſeinem Ausdrucke und von der Art, wie er Ideen behandelt, zu verſchaffen ſuchen: kurz, wir müſſen die Gedanken, und ihre Verbindungen, ihre Schicklichkeit und das Ausdrucksvolle derſelben u. ſ. w. ſtudiren.

Endlich müſſen wir die einzelnen zerſtreueten Züge, Charaktere und Gedanken zuſammenleſen, und in ein Ganzes verbinden, um alles mit einem Blicke überſchauen, und den Effekt deſſelben überhaupt beurtheilen zu können. Von allen Seiten müſſen wir nunmehro das Gemälde, oder den Charakter oder die Leidenſchaften unterſuchen, um den Totaleindruck beſtimmen, und den Werth des Werkes feſtſezzen zu können. Mit ganzer Seele und mit aller Anſtrengung müſſen wir das Ganze auffaſſen, und mit aller Lebendigkeit unſerm Gemüthe darſtellen. Jezt wird nicht das Einzelne in Betrachtung gezogen, ſondern das Ganze iſt das Ziel, worauf wir losſteuern. Nicht dieſen oder jenen Zug in dem Gemälde oder Charakter wollen wir herausgehoben wiſſen, ſondern unſerm Geiſt alles, was vorher einzeln daſtand, in einer Einheit darlegen. Nunmehr kann die Wirkung eines Werks beſtimmt, und über ſeine Vortreflichkeit, über

ſeine Kunſtmäßigkeit, Neuheit und Originalität entſchieden werden. Durch dieſe Zuſammenſezzung des Einzelnen in ein Ganzes erlangt die Einbildungskraft die Oberhand über den Stof, und kann den Verſtand reichlich mit Nahrung verſorgen. Wir ſchauen nicht mehr bloß das ſchöne Kunſtwerk an, ſondern wir reflektiren und beurtheilen daſſelbe. Wir prüfen die Tüchtigkeit, das Treffende, Bedeutende und Ausdrucksvolle der Gedanken, wir unterſuchen, ob die Beiworte ſich leicht ſinnlich darſtellen laſſen, ob ſie natürlich ſind, ob ſie das Ganze heben, und ob ſie ihm Leben und Bewegung einhauchen. Kein Bild, keine Bemerkung, keine Stellung eines Ausdrucks bleibt von uns unbemerkt, ſobald wir die Oberherrſchaft über das Ganze errungen haben. Nicht der todte Buchſtabe, noch der lebenloſe Gedanke iſt, was wir jezt betrachten, ſondern der ewig lebendige Hauch, der ſchöpferiſche Geiſt, der das Ganze durchwehet und durchdringt. Durch dieſe Überſchauung und Beurtheilung des Ganzen entſteht in uns ein Vergnügen, welches ein Produkt des Geſchmacks iſt. Gefällt uns ein Bild einzeln, ſo rührt dies daher, daß es paſſend oder ausdrucksvoll iſt, nicht aber daß es ſchön iſt: denn nur das Ganze befriedigt den Geſchmack und ſezt ihn in diejenige Thätigkeit, die uns ein Wohlgefallen verurſacht. Der Geſchmack wird vorzüglich durch vollſtändige Gemälde, vollendete Charaktere u. ſ. w. gebildet. Durch ſie erlangt er hauptſächlich die Fertigkeit im Urtheilen, die ſeine Gebildetheit charakteriſirt.

Folgende Stelle aus Sternes Triſtram Shandi's Leben und Meinungen mag zur Prüfung und Anwendung der obigen Behauptungen dienen:

„Ich wollte, ich könnt ein Kapitel über den Schlaf ſchreiben.

Eine ſchicklichere Gelegenheit könnte ich niemals dazu finden, als die gegenwärtige, da alle Vorhänge in der ganzen Familie zugezogen, die Lichter ausgelöſcht — und keines Menſchen Augen mehr offen ſind, als nur ein Einziges, denn meiner Mutter Wartsfrauen ihr zweites iſt ſchon ſeit zwanzig Jahren geſchloſſen geweſen.

Es iſt eine wackere Materie!

Und doch, ſo wacker ſie iſt, ſo wollte ich doch eher ein Duzzend Kapitel von Knopflöchern zu ſchreiben unternehmen, und zwar geſchwinder und mit mehr Ruhm, als ein Einziges hierüber.

Knopflöcher! — In den bloßen Ideen ſteckt ſchon etwas erfreuliches. — Und glauben Sie mir, komm ich erſt darüber — Ihr Hochedelgebornen Herren mit grauen Bärten — Sie mögen ſo finſter ausſehen als ſie wollen — rechten Spaß will ich mit meinen Knopflöchern treiben — Ich will ſie alle für mich behalten — 's eine Jungfernmaterie. Ich kann dabei keines Mannes oder Weibes Wiz abdreſchen.

Vom Schlafe aber — ich weiß ich bringe nichts drüber heraus, bevor ich beginne — Ich mag an euren feinen Weidſprücheln nicht herumſtrei-

cheln und kneifen und — zweitens kann ich für mein Leben kein ernſthaft Geſicht bei einer armſeligen Sache machen, und der Welt vorſagen: — Er iſt den Betrübten Zuflucht — den Gefangenen Erlöſung — ein weicher Schoos dem Hofnungsloſen, dem Müden und dem Niedergeſchlagenen: ich mag auch nicht mit einer Lüge im Maule anheben und behaupten, daß von allen den angenehmen und ergözlichen Verrichtungen unſerer Natur, durch welche es ihrem großen Urheber nach ſeiner Güte gefallen hat, die Leiden zu verſüßen, die ſeine Gerechtigkeit und ſein Wohlgefallen uns auferlegt hat, dieſe die vornehmſte ſey; (ich kenne Vergnügungen, die zehnmal ſo viel werth ſind) oder auch, was für eine Glückſeligkeit es für den Menſchen ſey, wenn die Sorgen und Leidenſchaften des Tages vorüber ſind und er ſich auf ſeinen Rücken legt, daß alsdann ſeine Seele ſich in einer ſolchen Lage befindet, daß allenthalben, wohin ſie nur ihr Auge wendet, der Himmel heiter und ruhig über ihm hervorblickt — weder Begierden — noch Furcht — oder Zweifel, die die Luft trübe machten — noch ein vergangenes, gegenwärtiges oder künftiges Leiden, darüber die Imagination während dieſer angenehmen Entäußerung nicht ganz linde hinfahren könnte.

„Gott ehre mir den Mann," ſagte Sancho Panſa, „der die hübſche Sache erfunden hat, die man Schlaf nennt. — Ein Menſch liegt ſo ſanft darunter, als obs ein Mantel wäre." Hierinn ſteckt für mich mehr, und es ſpricht wärmer in meinem Herzen und Gefühle, als alle Diſſertationen, die über

dieſe Materie aus den Köpfen aller Gelehrten herausgequetſcht ſind.

Nicht daß ich ſo gänzlich mißbilligte, was Montaigne darüber vorbringt — es iſt in ſeiner Art vortreflich. (Ich ſchreibe aus dem Gedächtniſſe nach.)

„Die Welt genießt anderer Vergnügungen, ſagt er, wie ſie des Schlafs genießt, ohn' ihn zu ſchmecken oder zu fühlen, indem er vorübereilt. — Wir ſollten darüber ſtudiren und nachdenken, um demjenigen gehörig dafür zu danken, der ihn uns verleihet — deshalb laß ich mich mit Fleiß in meinem Schlafe ſtören, damit ich ihn hernach deſto beſſer und inniger ſchmecken möge.“

Der Hauptgegenſtand dieſes Bruchſtücks iſt eine Lobrede auf den Schlaf: aber der Dichter will ihn auf keine gewöhnliche Art rühmen. Er ſcheint ihm dies wenig zum Verdienſte anzurechnen, daß er die Sorgen verſcheucht, die leiden lindert, die verlohrnen Kräfte erſezt, nein! dies iſt etwas gewöhnliches, was jederman weiß und ſieht. Ihm gefällt der Gedanke am meiſten, daß er die Dienſte eines Kopfküſſens verrichtet, worauf man ſanft ſchläft. Der Dichter hat bei dieſer Lobrede keine Nebenvorſtellung erregt, die mit der Hauptvorſtellung in Verbindung ſtände. Er ſchweift bald dahin, bald dorthin aus, und zieht Dinge herbei, die zur Vermehrung des Effekts ſeiner Lobrede wenig oder gar nichts beitragen. —

In welcher Ordnung und welcher Verbindung stehen nun die Gedanken in dieser Stelle? Erstlich erzählt er, auf welche Art Andere den Schlaf rühmen, und welche Lobeserhebungen sie ihm beilegen: allein diese gefallen ihm nicht; sie sind alltäglich; er sucht daher zweitens etwas auf, was ungewöhnlicher ist, und was schon ein Anderer gefunden hat. Er sieht den Schlaf als ein weiches Kopfküssen an, auf welchem man einer süßen Ruhe genießt. Hierbei bleibt er noch nicht stehen: er führt noch den Ausspruch des Montaigne an, ob er diesem gleich nicht demjenigen Beifall ertheilt, dem er jenem des Sancho Pansa zollt. Von Bildern, Gemälden, ausdrucksvollen Beiworten, die die Wirkung erhöhen, findet man gar wenig; Seine Erzählung, scheint er zu glauben, werde schon durch seine Nüchternheit gefallen. Wenn wir nunmehro das Ganze betrachten, welchen Eindruck macht es auf uns? Gefällt oder mißfällt es uns? Ist diese Stelle schön oder erregt sie nichts von der Art Gefühlen, die uns wohlbehagen? Man kann nicht leugnen, daß sie eben keinen großen und lebhaften Eindruck in uns hervorbringt: allein ihre Einfachheit hat dennoch etwas, das uns anzieht. Eine Lobrede auf das köstlichste Gut, das die Götter den geplagten Sterblichen mitgegeben haben, zieht uns schon an sich, wenn sie auch weniger gelungen seyn sollte. Den Schlaf aber, das Natürlichste und Nothwendigste, was es für Menschen giebt, als etwas darstellen, das jemand erfunden hat, erregt unsere Aufmerksamkeit, und ihn als eine Sache ansehen, worauf es sich wohl schläft, flößt uns ein Wohlgefal-

len ein, das noch durch das Vorhergehende erhöht wird, wo der Schlaf als ein schmerzstillender Balsam den armen Sterblichen angepriesen wird, den ihnen die gütige Gottheit geschenkt hat. Doch muß man gestehen, daß das Ganze keinen so lebhaften und tiefen Eindruck macht, und daß es weder der Einbildungskraft noch dem Verstande so viel zu schäftigen giebt, als folgendes Gedicht von Matthison:

Elysium.

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie von Thau, die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift:
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter,
Zärtlichkeit verstummen heißt:
Freudig schaudernd in der Fülle
Hoher Götterseligkeit,
Grüßt entflohn der Erdenhülle
Psyche deine Dunkelheit,
Wonne! wo kein Nebelschleier
Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.
Ha, schon eilt auf Rosenwegen,
In verklärter Lichtgestalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heilge Lethe wallt;
Führt sich magisch hingezogen,
Wie von leiser Geisterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;
Kniet voll süßer Ahndung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menschheit Jammer stillt,

Wie auf sanfter Meeresfläche
Die umwölkte Luna schwimmt,
Oder im Chrisall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.
Psyche trinkt und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.
Glänzender, auf tugnern Flügeln
Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ewger Frühling lacht.
Welch ein feierliches Schweigen!
Leise nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuselts in den Lorbeerzweigen,
Bebts im Amaranthenstrauch!
So in heiliger Stille ruhten
Luft und Wogen, also schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.
Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht!
Sieh! des glatten Efeus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!
So begannts im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia,
Hoch vom stolzen Drachenwagen
Den geliebten Schäfer sah,
Als die Fluren sich verschönten,
Und mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tonten:
Seliger Endymion!

Die Absicht des Dichters ist, einen Ort zu schildern, der voll von Schönheiten und Annehmlich-

keiten ist, in welchen Psyche (die Seele des Menschen) einen Aufenthaltsort sucht und findet. Um diesen Zweck zu erreichen, wählt er folgenden Gedankengang: er stellt diesen Ort als einen Hain vor, worinn die Lieblichkeiten und Freuden des Frühlings und Herbstes mit einander vereinigt sind, und den eine ewig reine Luft umgiebt, und wo alle Klagen schweigen. Psyche ist ihrer irrdischen Hülle entflohen und eilt diesem lieblichen wonnereichen Aufenthaltsorte zu, wo sie freier athmet, und wo kein Hinderniß ihre Thätigkeiten mehr lähmt. Ihre Bahn ist mit Rosen begrenzt. Sie erscheint in verklärter Lichtgestalt, wird entzükkend fortgezogen, erblickt Lethes Fluthen, trinkt daraus, und vernichtet ist die Erinnerung aller vergangenen Leiden. Freudiger und kraftvoller eilt sie Elysium zu, wo ein feierliches Schweigen herrscht. Ein ungewohnter Schimmer umgiebt sie, und Freude und Wonne ist durch den Zauberhain ausgegossen. Dieser Gedankengang ist einfach und natürlich, und unser Geist kann denselben ohne Schwierigkeit verfolgen.

Welche Bilder und Gleichnisse wählte denn nun der Dichter, dieses Gemälde auszuschmücken? Sind seine Ideen richtig und ist ihre Darstellung schön? Welche Gefühle erregt die ganze Szene in unserm Busen? Nicht allein die Harmonie des Verses entzückt unser Ohr, sondern auch das Malerische, Ausdrucksvolle und Lebendige der Gedanken und ein gewisses Helldunkel fesselt unsern Geist. Dieses Vergnügen ist kein bloß sinnlicher Reiz und kein Gefühl des Angenehmen, sondern ein Gefühl von einer ganz andern

Beschaffenheit. Alles in diesem Gemälde erregt die Thätigkeit und das Feuer unsrer Einbildungskraft und unsers Verstandes, aus deren Zusammenwirken ein Wohlgefallen fließt, das ein Produkt unsers Geschmackes ist. Die anmuthigen Gedanken und die lieblichen Bilder machen uns empfänglicher für ästhetische Gefühle und erhöhen die Vollkommenheit unsers Geschmackes. Sollte aber auch dieses Gedicht nicht ganz mängelfrei seyn, so überwiegen doch die Schönheiten, die es hat, die Mängel desselben bei weitem. Ich würde hier und da die Stellung der Worte und Gedanken und das Fremdseyn einiger Bilder tadeln, welche einigermaßen die Aufmerksamkeit und das ruhige Beschauen des Ganzen stören.

Wieland nennt dieses Gedicht eine Composition, die ihm den seltenen Genuß einer fast ununterbrochenen Melodie der Empfindung, und eines reinen Zusammenklangs der Bilder, der Sprache, des Rhythmus und des Reims, worinn die wahre poetische Musik bestehe, gewährt hat. Es ist ein leichter lieblicher Morgentraum, aus den anmuthigsten Bildern, wie aus elysischen Blumendüften gewebt, eine magische Vision, so geistigsinnlich, so transparent, so unwesentlich, so süßtäuschend — wie Elysium selbst. Der Dichter sieht Psychen im elysischen Haine, der das Thal der Seligen, das eigentliche Elysium, umgiebt, ankommen. Mit frohem Schauer, voll göttlicher Seligkeit, grüßt sie diese neue Welt, wo sie, der irrdischen Hülle entflohen und befreiet von dem trüben Nebel, der ihren reinen Urstof einschleierte,

ihre entbundenen Flügel freier und geistiger gebrauchen kann. Unsterblich und einer ätherischen Lichtgestalt ähnlich schwebt sie unter Chören von Geistern daher. Jezt naht sie sich mit süßem Beben dem heiligen Thale, wo der Fluß der ewigen Vergessenheit, die stille Lethe, unter Geweben von Laub dahin fließt; sie schöpft, sie trinkt, und plözlich ist ihr, als sinke die ganze Erinnerung ihres Erdenlebens wie ein Traumgesicht in Lethes Fluthen hinab. — Wie glücklich hat der Dichter in den vier lezten Stanzen die schönsten Formen und Ideale, die für eine empfängliche und des dichterischen Ambrosia gewohnte Phantasie den meisten Reiz haben, zusammengezaubert und wie meisterhaft sie durch den Ton, der das so lebhaft und doch nicht zu bunt kolorirte Ganze zusammenhält, zu verschmelzen gewußt. Auch die Wahl des trochäischen Rhythmus beweist das zarte Gefühl des Schicklichen, ohne welches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikons einen neugebornen Dichter beschenken können, an ihm verlohren sind. Man transportiere das Gedicht in Jamben, Daktyle oder irgend eine gemischte Versart, und der ganze Effekt dieses Zauberliedes wird auf einmal verschwunden seyn.

Siebenter Auftritt.

aus Leſſings Miß Sara Samſon.

Mellefont und Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen ſie mir es noch einmal, ob ſie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrinn aufzuopfern?

Mellefont (bitter). Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood (ſpöttiſch). Drücken ſie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an ſie zu denken. Wer ſind Sie? Und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerinn, die ſich jezt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kommt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizt, und ſie dieſer Verbrechen wegen,

die sein Werk sind, hernach selbst anklagt? Was geht dich meine Unschuld an, wann und wie ich sie verlohren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, so habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geschlagen. Jene ist nicht kostbarer als dieser. Was sage ich? kostbarer? Sie ist ohne ihn ein albernes Hirngespenst, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne sie bestehen. Mochte ich doch seyn wer ich wollte, ehe ich dich, Scheusal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat sie es erfahren, daß ich es nicht sey: durch meine Bereitwilligkeit bloß dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben diese Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige!

Marwood. Erinnerst du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunstgriffen du sie zu verdanken hattest? Ward ich nicht von dir beredet, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlassen könntest, ohne einer Erbschaft verlustig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir, theilen wolltest? Ist es nun Zeit, ihr zu entsagen? Und ihr für eine Andere, als für mich, zu entsagen?

Mellefont. Es ist mir eine wahre Wollust, Ihnen melden zu können, daß diese Schwierigkeit nunmehro bald wird gehoben seyn. Begnügen sie sich

also nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und lassen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattinn genießen.

Marwood. Ha! nun seh' ichs, was dich eigentlich so trozzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verliehren. Es sey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergessen. Und das Erste, was ich in dieser Absicht thun werde, soll dieses seyn — Du wirst mich verstehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe nicht auf die Nachwelt bringen; meine Grausamkeit soll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont (erschrocken). Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grausamere Mutter weißt, so sieh sie gedoppelt in mir! Gift und Dolch sollen mich rächen. Doch nein! Gift und Dolch sind zu barmherzige Werkzeuge. Sie würden dein und mein Kind bald tödten. Ich will es nicht gestorben sehen; sterben will ich es sehen! Durch langsame Martern will ich in seinem Gesichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, sich verstellen, verzerren und verschwinden sehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerven von Nerven lösen und das kleinste derselben auch dann noch nicht aufhören zu schneiden und zu brennen, wenn es schon nichts mehr seyn wird, als ein empfindungsloses Aas. Ich — ich werde wenigstens dabei empfinden, wie süß die Rache sey!

Mellefont. Sie rasen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerst mich, daß ich nicht gegen den rechten rase. Der Vater muß voran! Er muß schon in jener Welt seyn, wenn der Geist seiner Tochter unter tausend Seufzern ihm nachzieht. (Sie geht mit einem Dolche, den sie aus dem Busen reißt, auf ihn los) Drum stirb, Verräther!

Mellefont (der ihr in den Arm fällt und den Dolch entreißt). Unsinniges Weibsbild! Was hindert mich, nun den Stahl gegen dich zu kehren? Doch, lebe, und deine Strafe müsse einer ehrlosen Hand aufgehoben seyn!

Marwood (mit gerungenen Händen). Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — — — geben sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! Geben sie mir ihn wieder! und sie sollen es gleich sehen, für wen er geschliffen ward. Für diese Brust allein, die schon längst einem Herzen zu enge ist, das eher dem Leben, als ihrer Liebe entsagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen sie thun, Mellefont?

Mellefont (zu Hannah, die erschrocken ist). Hast du es gehört, welche Furie deine Gebieterinn ist? Wisse, daß ich Arabellen von deinen Händen fodern werde.

Marwood hatte alles aufgeboten, ihren treulosen Mellefont, der sich in Miß Sara Sampson ver-

liebt hatte, wieder zu sich zurück zu führen. Sie hatte alle Triebfedern in Bewegung gesezt, um ihr Vorhaben gelingen zu machen. Es war ihr anfänglich auch gelungen, allein nur auf wenige Augenblicke. Melleſonten gereuete ſein Entſchluß, er kehrt wieder um, und geſteht Marwood gerade zu, daß alle ihre Mühe verlohren ſey. Was thut Marwood? Sie entfernt ihre Geſellſchaft, bleibt mit Melleſont allein, und ſucht durch Drohungen zu erreichen, was ihren Bitten und Schmeicheleien nicht geglückt war. Sie fragt ihn nochmals, ob er ſie einer Andern aufopfern wolle? Er wird bitter, ſie ſpöttiſch. Er erklärt ihr, daß er nur mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen an ſie denken wolle, daß ſie nichts durch den Umgang mit ihm verlohren habe, und daß ſie, als eine feile Buhlerinn, ſich dem Erſten, der ſich ihr angeboten, in die Arme geworfen haben würde: ihre Unſchuld habe ſie überdies ſchon verlohren gehabt, als er mit ihr bekannt geworden ſey. Dieſer Vorwurf bringt Marwood in Feuer, und ſie klagt ihn als den Räuber ihrer Ehre an, der ſie vor der Unſchuld weit den Vorzug einräumt. Er wirft ihr vor, daß ſie ihn um ſein väterliches Erbgut gebracht habe: dieſer Vorwurf bringt ſie vollends in Wuth, und da ſie ſieht, daß keine glimpflichen Vorſtellungen bei ihm etwas fruchten, ſo droht die grauſame Mutter, ihre eigene Tochter, nicht zu vergiften, nein! zu zerreißen und zerfleiſchen, damit ſie ſich noch durch die Qualen derſelben wegen ſeiner Treuloſigkeit räche. Melleſont iſt erſtaunt und beſtürzt, und klagt ſie der Raſerei an. Dies führt ſie auf den Gedanken, daß ſie

ihn noch vor ihrer Bella aus der Welt schicken müsse. Sie zieht einen verborgenen Dolch hervor, und will ihn ermorden, allein er windet ihr denselben aus den Händen.

Diese Verbindung der Gedanken ist der Wahrheit gemäß. — Ein Frauenzimmer, das die Wünsche ihres Herzens nicht durch Bitten und List erreichen kann, wird zur Rache ihre Zuflucht nehmen, zumal wenn sie von Leidenschaften gefoltert wird. Wüthend wird sie das Werkzeug zerstören, das ihr nicht dienen will. Die Sprache ist edel und nicht mit müßigen Beiworten überladen: jemehr der Affekt der Redenden steigt, desto lebhafter wird sie. Schnell wie ein Strom rauscht der Fluß der Rede dahin, wenn Marwood ihre Mordanschläge auf ihr Kind entdeckt. Die grausame Mutter hört nichts als Rache: diese Leidenschaft hat ihre ganze Aufmerksamkeit verschlungen: da Mellefont ihren Wünschen nicht willfahren und das Sehnen ihres Herzens und ihre Ehrbegierde nicht stillen will, so ist sie entschlossen, auch seine Tage zu trüben: sie will die fürchterlichste Rache an seinem Kinde nehmen. — Die ganze Szene regt eben so sehr unsere Einbildungskraft auf, als sie unserm Verstande Stof zum Denken giebt. Wir sehen ein Frauenzimmer, das sich einer Andern nachgesezt sieht, in die größte Wuth gerathen, die fürchterlichsten Anschläge fassen, und schon den Dolch zucken. Sie will erst ihre Rache an dem Urheber ihrer Leiden befriedigen, und dann dieselbe an seinem Kinde stillen. Wir sehen ihre Leidenschaften immer mehr zunehmen: unser

Abscheu wird eben so lebendig, als das Gefühl des Schrecklichen und Furchtbaren, das in uns die Verachtung, welche sie gegen das Leben ihres Kindes und ihres ehemaligen Geliebten zeigt, erregt. Unsere Vernunft erwacht, und wir sehen dem Sturme ruhig zu, der unter uns tobt. Unser Geschmack wird durch die Thätigkeit, worein ihn das ganze Gemälde gesezt hat, geübt und vervollkommt, und wir erlangen eine größere Empfänglichkeit für große, furchtbare und erhabene Gegenstände. Kein Beiwort, kein Bild, kein Gedanke ist in dieser Szene überflüßig; alles trägt zur Vermehrung des Effekts des Ganzen bei, alles greift in einander ein und verstärkt den Eindruck, den eine so unnatürliche Mutter auf uns macht.

Es ist freilich nüzlicher für uns, wenn wir ein Kunstwerk mehr als einmal durchlesen, wo wir alsdann mehr im Stande sind, das Ganze zu überschauen und das Einzelne in Beziehung auf dieses zu betrachten. — Immer aber muß bei der Lektüre von schönen Kunstwerken unser Bemühen dahin gehen, zu erforschen, was der Dichter bei seiner Arbeit für einen Zweck gehabt hat, ob die Beiworte, die er zur Bezeichnung und Charakterisirung eines Gegenstandes gewählt hat, richtig und treffend sind, ob er alle Nebenumstände auf den Hauptzweck hinzulenken verstanden hat, ob alle Triebfedern, die er ins Spiel sezt, zur Vermehrung des Interesses hinwirken, ob die Darstellung schön, und ob die Bilder ausdrucksvoll sind, ob der Dichter Erfinder, oder bloß Maler ist,

und ob er sich über seinen Gegenstand erhebt und ihn beherrscht, oder ob er unter ihm erliegt, und sein Sklave ist.

Betrachten und beurtheilen wir ein Kunstwerk auf diese Art, so gelangen wir dahin, daß es unsern Geist in eben den Zustand versezt, in welchem sein Schöpfer sich befand, als er das Werde über dasselbe aussprach. Und dies ist der eigentliche Zweck der Lektüre und diejenige Stimmung, welche zur Ausbildung und Vervollkommnerung einer Anlage hinwirkt. Auf diese Art allein wird unser Geist in die Thätigkeit versezt, wo mehrere Kräfte zugleich wirken und sich zu bilden genöthigt werden: denn wenn wir unsern Geschmack kultiviren wollen, so muß nicht bloß der Verstand, sondern auch die Einbildungskraft thätig seyn. Man will nicht bloß urtheilen lernen, sondern auch durch das Urtheilen Gefühle in seinem Busen erregen, von welchen bloß die Einbildungskraft als Mutter angesehen werden kann. Diese Gefühle entstehen nicht, ohne daß der Gegenstand gegenwärtig und lebendig sey, und wer kann die Zukunft und die Vergangenheit vergegenwärtigen und die flüchtige Gegenwart fesseln? Wer kann der todten Materie Leben einhauchen, und wer kann die lebenlose Natur beredt machen? Ist es nicht die Einbildungskraft? Sie vorzüglich muß also durch die Lektüre schöner Kunstwerke entflammt und begeistert werden, weil durch ihre Thätigkeit allein die Geschicklichkeit und die Fertigkeit unsers Geschmacks in der Beurtheilung der Natur- und Kunstschönheiten vermehrt und erhöhet wird.

Kunstwerke aber, die wir zur Kultur unsers Geschmacks wählen, müssen geistreich und interessant seyn, damit sie unsere Aufmerksamkeit fesseln, immer unsern Geist beschäftigen und in ihm die Regsamkeit hervorbringen, welche zur Geschmacksübung erforderlich ist. Sie müssen unserm Verstande zu denken und unserer Einbildungskraft darzustellen geben. Sie müssen Ideen erwecken, und Gefühle hervorrufen, damit wir nicht bloß kalte Beurtheiler, sondern auch geistvolle Anschauer werden. Sie müssen einen Stof enthalten, der aus dem Gewühl der wirklichen Welt oder aus dem unerschöpflichen Quell der Phantasienwelt hergenommen und idealisirt ist, oder auch einen solchen, der Natureinfalt athmet und der unserm Herzen wohlthut. Wir hängen an der Unschuldswelt einer Idylle, und wehmüthige Klagen stehlen sich aus unserm Herzen, daß die Menschen und die Welt nicht mehr jene schuldlosen und gutmüthigen Kinder der Natur sind. Wir ergötzen uns an den heilsamen Klugheitsregeln einer Fabel, wo die Thiere oder andere Gegenstände den Menschen lehren, wie er es anfangen muß, wenn er sein Glück bauen und sein Wohlseyn befördern will. Wir sonnen uns an der lyrischen Begeisterung, erheben uns in eine Welt der Ideale, und entrückt dem Staube wandeln wir, Götterseligkeit genießend, unter den Unsterblichen.

Eine lebhafte, natürliche und sinnliche Darstellung ist für die Einbildungskraft, und Deutlichkeit und Gedankenreichthum sind für den Verstand die nothwendigen Erfodernisse zur Kultur des Geschmacks. Hat

die Einbildungskraft keine Bilder, und der Verstand keine Gedanken, so sinken sie ermattet unter der Anstrengung nieder, welche sie anwandten, sich lehrreich zu beschäftigen, sich im Geisterfluge über das Irrdische zu erheben und das Seelenlose und Todte durch Ideen zu beseelen.

So lange aber unser Geschmack noch keine Festigkeit und Stärke im Urtheilen errungen hat, ist es gefährlich und nachtheilig für ihn, geschmacklose und gedankenleere Bücher zu lesen. Er geräth auf Abwege, nichts gefällt ihm mehr, was einfach und natürlich ist: die Nüchternheit in der Darstellung ist ihm verhaßt: ihn zieht allein Schwülstigkeit und das Uiberladene an. Schönheit mit Unschuld gepaart verursachen ihm Langeweile. Er gewöhnt sich an das Unnatürliche und Ungeheuere: kurz, häßliche Frazgengesichter und Unnatürlichkeiten gefallen ihm allein. Ein junger Mensch, der also seinen Geschmack bilden will, muß vorzüglich solche Werke aufsuchen, die Muster des Geschmacks sind, wie es mit den meisten Goethischen, Lessingischen, Wielandischen, Klopstockischen, Ramlerischen, Gotterischen, Göckingischen und andern Werken dieser Art der Fall ist. Er muß bei seiner Lektüre nicht auf das sehen, was irgend einer Leidenschaft in seinem Gemüthe schmeichelt, sondern auf das, was seinen Geist auf dem Pfade der Natur- und Sitteneinfalt erhält. Er darf nicht bloß Bücher lesen, weil ihn die in ihnen enthaltene Geschichte interessirt, sondern er muß auch darauf sehen, ob sein Verstand belehrt, sein Ge-

schmack gebildet, seine Selbstthätigkeit und Freiheit erhöht wird, kurz, er muß auf Ideenreichthum und auf eine schöne Darstellung Rücksicht nehmen, er muß sich angelegen seyn lassen, zu prüfen, ob der Inhalt eines Buches seine Einbildungskraft begeistert und seinen Verstand lehrreich beschäftigt und seinem Herzen wohlthut, und ob der Gang der Begebenheiten und der Darstellung natürlich und ungekünstelt ist.

X. Was haben Romane für einen Zweck?

Der Romanendichter will das Menschenleben auf eine angenehme, lehrreiche und geistvolle Art darstellen. Er will als Künstler unsern Geschmack bilden, und als Menschenbeobachter unsere Kenntniß der Welt vermehren. Er entdeckt uns die geheimen Falten des menschlichen Herzens durch Handlungen, er dringt in die Tiefen und in das Verborgene des menschlichen Geistes ein, er erforscht die Conventionen in der menschlichen Gesellschaft, und reflektirt mit Geist und Kraft über dieselben; und stellt uns seine Ausbeute durch menschliches Leben und Thätigkeit dar. Er will der Tugend Freunde, dem Laster Feinde anwerben; er malt daher die Tugend mit allen Reizen, und zeigt, wie ihr der Sohn des Staubes auch wider seinen Willen huldigen muß, und daß, wenn sie auch nicht immer äußerlich glücklich macht, doch dem Herzen eine Ruhe und Zufriedenheit gewährt, die alle irrdischen Güter weit aufwiegt, und daß es doch Fälle

giebt, wo sie zum äußern Glücke und zur öffentlichen Achtung führt. Er lehrt, daß, wenn sich auch unser Körper nicht vor der Tugend im Bettlerkleide beugt, doch unser Geist ihr allen Beifall und alle Achtung, die sie verdient, zollt. — Das Laster malt er mit den schwärzesten und häßlichsten Farben: er zeigt, wie ihm alles ausweicht, um nicht von ihm vernichtet oder geschändet zu werden: er bewährt es durch Thatsachen, daß die Strafe den Böswicht immer verfolgt, daß sie ihn endlich doch einholt, und daß kein Betrüger klug genug ist, der nicht noch einen ärgern Betrüger findet, der ihn überlistet und ins Verderben stürzt.

Der Romanendichter macht aber nicht allein die Tugend liebenswerth und das Laster verabscheuungswürdig, sondern er geißelt auch die Thorheiten, Narrheiten, Inkonsequenzen, und albernen Wünsche der Menschen, gießt allen Spott über dieselben aus, entlockt uns dadurch ein Lächeln und flößt uns den Wunsch ein, uns vor Albernheiten und unsinnigen Begierden in Acht zu nehmen, damit wir nicht unter seine Zuchtruthe fallen und uns das Lachen der Satyre brandmarke. Er schildert seine Charaktere, als ob sie leibten und lebten, und alle seine Personen, die er auftreten läßt, sind unsere Ebenbilder. Der Geizige, der Verschwender, der Egoist, der Wankelmüthige, der Prahler, der Wüstling, alle diese Karrikaturen und Auswürfe der Natur treten in seinen Werken in puris naturalibus auf.

Romane haben also als Werke der schönen Kunst die Absicht, unsern Geschmack zu bilden, und in un-

serm Busen bald das Gefühl des Schönen und Erhabenen, bald des Lächerlichen und Naiven, bald des Feierlichen und Schrecklichen, bald des Anmuthigen und Großen rege zu machen, und die Empfänglichkeit und Reizbarkeit unsers Gemüthes für solche Gefühle zu üben und zu vergrößern. Sie arbeiten also vorzüglich dahin, unser Empfindungsvermögen reizbarer, unsere Gefühle lebendiger und kräftiger, und unsere Sinne offener für allerlei Eindrücke zu machen. Allein sie wollen nicht bloß die Reizbarkeit und Passivität in uns erhöhen, sondern auch die Kraft und Thätigkeit, die jene durch die Sinne erhaltenen Materien bearbeiten, stärken und vermehren. Unsere Denkkraft soll eben sowohl genährt und geübt werden, als unser Gefühlsvermögen. Sie belehren daher uns, und nöthigen uns zum Nachdenken, indem sie uns köstliche und sauererworbene Erfahrungen darreichen: sie warnen, ermahnen, ermuntern, stärken, erquicken, trösten uns; kurz, sie stellen uns das ganze Menschenleben mit allen seinen sonderbaren Schicksalen, mit seinen bunten Gaukeleien, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen guten und bösen Thaten dar, um uns die Kosten des mühseligen Selbsterfahrens zu ersparen und uns ohne eigenen Schaden, ohne blutige Reue, ohne nagenden Gram klug und weise zu machen. Erreichen sie aber auch diese Absicht nicht bei allen, so findet sich doch hier und da ein Glücklicher, der durch das Unglück anderer belehrt wird. Freilich lassen sich die Meisten nie anders, als durch eigenen Schaden warnen: denn sollte ihnen auch das Unglück vor den Augen schweben, sobald sie dies oder jenes unternäh-

men, so hören und sehen sie doch nicht, bis sie der Abgrund, in welchen sie versunken sind, zur Besonnenheit bringt.

Damit wir also alle diese Absichten durch die Romanenlektüre erreichen, müssen wir nicht bloß leidend den uns dargereichten Stof aufnehmen, sondern denselben auch selbstthätig verarbeiten. Wir müssen das Joch der Trägheit abwerfen, und unsern eigenen Verstand brauchen, um durch Lektüre die Ausbeute des Selbstdenkens davon zu tragen. Die Erfahrung eines Andern muß durch Freiheit und Entschlossenheit unsere eigene Erfahrung werden, und der Wahn, als wenn wir nur durch eigenen Schaden klug werden könnten, muß gänzlich in uns ausgerottet werden.

Der Nuzzen der Romanenlektüre ist also sehr groß und ausgebreitet. Erstlich kultiviren Romane unsern Geschmack, und zweitens unsere Denkkraft. Sie machen uns geschmack- und einsichtsvoller. Sie vermehren die Empfänglichkeit unsers Gemüthes für schöne und erhabene, große und naive Gegenstände, und bereichern unsern Geist mit Kenntnissen und Erfahrungen: und haben sie auch den leztern Zweck mit den Wissenschaften gemein, so zweifle ich doch, ob diese ihm eine so reichliche und angenehme Nahrung geben, als jene. Man lese folgende Stelle, die ich aus einem Romane aushebe, und wo trift man so viele Welt- und Menschenkenntniß in einem wissenschaftlichen Werke so beisammengedrängt an? „Willst du einen beständigen Gönner haben, so mache, daß er dir eine Wohlthat erweiset, die bekannt wird im Vol-

ke. Dies bindet wie Kitt. Er läßt dich nicht, als ob er von seinem Vorschuß Zinsen haben wollte. Lern ein Glas leeren, nur mit Maaßen, damit du dich nicht aufreibst. Männer, die an einer großen Tafel keinen Tropfen trinken können, sehen aus wie Verschnittene am Hochzeitstage. Sich am Weine warm trinken, heißt menschlich werden. Leute, die sich völlig von der Welt verschließen, die nur mit ungefallenen und in der Wahrheit gebliebenen Geistern Umgang haben, sehen oft, wo andere nichts sehen und hören noch öfterer, wo andere nichts hören: denn das Ohr ist leichtgläubiger als das Auge. Wenn du einen Kirchhof offen findest, gehe herüber, wenn du auch einige Schritte Umweg machest. Sieh die offene Thür als eine Erinnerung an, daß auch du dem Kirchhofe, dem Zollhause der Ewigkeit, geben wirst, was ihm gebühret. Der Wein ist die Wage des Menschen, lege deinen Freund darauf, und prüfe, wie viel löthig er ist. Gieb fröhlich, was du giebst. Ein Geber, der nachdenkt über das, was er geben soll, giebts nicht von Herzen, sondern vom Verstand. Wem das Glück wohl will, dem machts zum Narren. Die Narren haben ihr Herz im Munde, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen. Wer mit einem Narren redet, redet mit einem Mondsüchtigen. Hüte dich vor dem, der sich selbst gezeichnet hat. Uiber einen Todten trauert man, denn er hat das Licht nicht mehr: aber über einen Narren sollte man trauern, weil ihm das Lämpchen im Verstande, wie den fünf thörigten Jungfrauen, ausgegangen ist. Ein Gelehrter ist in Gesellschaft wie der Mond, bald

voll, bald halb, bald ein Viertheil; in seinem Hause ist er eine Sonne. Lerne selbst, ehe du lehrst, und ahme nicht den Aerzten nach, die, wie Schneider, den Schnitt am fremden Tuche lernen. Traue deinem Feinde, wenn er sich gleich mit dir versöhnt, so wenig als ein Leiter seinem Bären. Rathen macht Schuld, und du stellst Wechsel aus, wenn du Rath giebst. Die Nase ist der Text zum Menschen, die Stirne der erste Eingang, die Lippen das Thema, worüber gepredigt werden soll. Wein und Weiber bethören die Weisen. Männerlist ist behend, Weiberlist ohne End. Kleider, Scharrfuß, Lachen und Gang kündigen die Menschen an. Kluge Leute wissen schon, was am Jüngling ist, wenn sie ihn die Nase schneuzen sehen. Wer einen üblen Rausch hat, verscheuchet seine Freunde, wie ein Schuß die Vögel. Erst Rauch, dann Feuer, so Scheltworte, dann Schläge. Kaltes Blut hat mehr Unheil gestiftet als der Zorn. Willt du den Frevler kennen lernen, so sieh ihn, wenn sein Feind den Arm bricht. Artet sein Herz zum Jubel aus, und raucht sein Haupt, wie eine Flasche alter Wein, wenn man den Pfropf herausgezogen hat, so hast du ihn auf ein Haar, wie dein Vetter getroffen ist, in Kupferstiche. Wer am Weg bauet, hat viel Meister. Leihe keinem Gewaltigern als du bist. Leihst du aber, so acht es gestreuet auf einen undankbaren Boden. Wer mit Leidenschaft spielt, hat Lust zu betrügen. Die Traurigkeit macht feig, ein Lobgesang macht lustig. Buhlerblicke sind Pfeile, die die Seele verwunden, und da hilft nicht Kraut noch Pflaster. Hüte dich, die Buhlerinn spielt

dir dein Herz aus der Tasche. Hier sieht sie, dort liebäugelt sie. Betrug ist ihr Gespinnst und Gewinnsucht ihr Zeitvertreib."

Durch anziehende Handlungen und anschauliche Beispiele lernen uns Romane das menschliche Leben kennen. Sie kündigen ein Spiel an, und nuzzen mehr als die ernsthafteste Beschäftigung. Auf eine angenehme Weise lehren sie uns das, was wir in den Wissenschaften mit sauerer Mühe und Arbeit erkämpfen müssen. Mitten unter den reizendsten Vergnügungen, die sie uns im Uiberflusse verschaffen, geben sie uns Aufschluß über die verborgensten und verwikkeltsten Erscheinungen im menschlichen Gemüthe, und entdecken uns die flüchtigsten und sonderbarsten Züge im menschlichen Charakter.

Wer sich nicht manchmal am Feuer der Einbildungskraft sonnt, und wen nicht manchmal die Lektüre eines Romanes ergözt, wird ein Alltagsmensch.

Wen nicht dichterischer Enthusiasmus begeistert, wird nie weder etwas Großes und Schweres, noch etwas Gefährliches wagen.

Wer nicht manchmal einen Roman liest, und sein einförmiges Leben durch das magische Spiel der Dichtkunst beseelt, ist trocken und kalt wie der Ostwind.

Es ist daher sehr viel daran gelegen, ein so nüzliches Instrument, als Romane sind, auf eine geschickte Art zu gebrauchen zu verstehen. Nun wird diese Geschicklichkeit niemand angeboren, sondern je-

dermann muß und kann sie sich zu eigen machen, wenn er nur den Muth hat, nichts zu lesen, was er nicht selbst durch seine eigene Thätigkeit bearbeitet und mit seinem Verstande durchdenkt, und während der Lektüre nichts unbemerkt vor sich vorbeiwischen zu lassen, sondern alles aufzufassen und auch im Fluge noch einzuholen zu suchen, um sich zu vergnügen und zu belehren. Alles mechanische Lesen muß ihm ein Greuel seyn, und er muß sich für entehrt halten, wenn er dem Andern bloß nachbetet.

XI. Wie muß man Romane lesen?

Nichts ist dem menschlichen Geiste verderblicher, als eine gedankenlose Lektüre. Sie wiegt ihn in einen Todtenschlaf ein, ohne ihm sogar die Hofnung der Auferstehung zu lassen. Sie tödtet in dem Menschen alle Lust zum Selbstdenken, gewöhnt ihn an Zerstreuung, flößt ihm eine unüberwindliche Scheu vor jeder Anstrengung ein, und macht ihn unfähig, irgend eine That zu unternehmen, die mit Mühe und Gefahr verknüpft ist. Aber nicht allein die Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes wird durch einen solchen Mechanismus im Lesen zu Grabe getragen, sondern auch der Körper leidet darunter: die Unthätigkeit und die Faulheit macht ihn krank: denn zum Wohlseyn des Menschen werden körperliche und geistige Thätigkeiten erfordert, damit Körper und Geist stets einen wechselseitigen Einfluß auf einander äußern können. Das Körperliche muß vergeistigt, und das Geistige ver-

körpert werden. Strengt man den Körper zu sehr an, so leidet er, so wie der Geist, und diesen Einfluß äußern auch übermäßige, alle Kräfte aufreibende Geistesarbeiten. Ist aber der Geist gänzlich unthätig, so stocken die Säfte im Körper, er wird kraftlos und elend. Wer daher nicht selbst zu denken wagt, ist weder geistig noch körperlich gesund. Durch die Thätigkeiten, sowohl des Körpers als des Geistes, genießt der Mensch erst einer vollkommenen Gesundheit, und wie ist auch dies anders zu erwarten, da beide innigst mit einander vereinigt sind?

Der Romanendichter stellt Menschenleben in der Absicht dar, um ästhetische Gefühle in dem Leser zu erwecken. Er zeigt in seinem Werke nicht die nackte Wirklichkeit, sondern er idealisirt die Stoffe, die er bearbeitet. Alles tritt im Gewande der Schönheit und der Vergeistigung auf: nichts ist kalt und todt, sondern alles ist lebendig, und geistig. Nicht die Trägheit und das ewige Einerlei des gewöhnlichen Lebens ist die Sphäre der Romanenwelt, sondern ein Leben, das reich an Handlungen, Gefühlen und Erfahrungen ist. Der Zweck des Romandichters, auf welchen er losarbeitet, und auf welchen er alles bezieht, ist entweder einen Charakter, oder eine Klugheitsregel, oder eine Verirrung oder sonst ein Gebrechen des menschlichen Geistes anschaulich darstellen. Er bietet alles auf, was seiner Erzählung Leben, seinen Charakteren Wahrheit, seinen Naturschilderungen Energie, und seinen Erfahrungen Anschaulichkeit geben kann. Bald diese, bald jene ästhetische Empfindung ruft er

durch seine Geschichte ins Leben: aber sie müssen mit seinem Hauptzwecke in Verbindung stehen, ihn heben und verstärken. Die wirkliche Welt dient ihm nur zum Stoffeinsammeln: das Ideale allein ist ein Produkt seines Geistes und drückt seinem Werke einen Charakter auf. Zahllose Verbindungen und Umwandlungen nimmt er mit den Ereignissen der wirklichen Welt vor, er läßt keinen Stein auf dem Andern, allem giebt er neue Gestalten, allenthalben eröfnet er neue Ansichten: bei ihm gilt die Maxime: wenn eine dergleichen Thatsache, die er erzählt, sich auch nicht zugetragen hat, so kann sie noch geschehen. Das Wahrscheinliche gilt ihm für das Wirkliche. Ein Roman aber muß sich auch noch durch eine schöne Darstellung, durch eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts, durch Originalität in der Anlage, durch neue Combinationen in den Gedanken, durch Ideenreichthum, durch Lebhaftigkeit der Gefühle, durch Anschaulichkeit der Thatsachen u. s. w. auszeichnen, wenn er seinen Zweck erreichen will. — Wie müssen wir nun Romane lesen, um unsern Geschmack zu bilden und unsere Kenntniß der Welt und der Menschen zu vermehren? Ein empfängliches und reizbares Gemüth, Lust, Kraft und Muth zum Selbstdenken *) und un-

*) Wie lernen wir aber selbstdenken? Kein Gedanke, kein Gefühl, keine That, und kein Ereigniß darf von uns ununtersucht, und ungeprüft bleiben. Muthig und kühn müssen wir den Versuch wagen, nach eigener Einsicht zu entscheiden: und sollten wir auch irren, so gewinnen wir doch an Kraft, was wir an Wahrheit verliehren: stets muß es unser Grundsaz seyn, uns allenthalben unsers eigenen Verstandes zu bedienen,

unterbrochene Aufmerksamkeit sind die Erfoderniſſe, welche wir von unserer Seite mit zur Lektüre eines Romanes mitbringen müſſen: allein aller unser Kraftaufwand und alle unsere Anstrengung würde verschwendet seyn, unser Geist würde ermatten, und wir würden eine Beute der unseligen Langeweile werden, wenn uns nicht das Buch, das wir lesen, Nahrung gäbe: wir müſſen daher nicht einen Todten, sondern die Geistlebendigen um eine Gabe ansprechen: der Roman muß reich an Gedanken, Empfindungen und Gefühlen, Bildern und Schilderungen, Charakterzeichnungen und Handlungen seyn, um uns Interesse einzuflößen und unsere aufgewandte Mühe nicht unbelohnt zu lassen. — Will der Dichter z. B. die Gefährlichkeit einer ersten Abweichung vom Pfade der Tugend und Ehre lehrreich und kräftig schildern, so wird er seine Hauptperson als einen Menschen zeichnen, der nach seinem ersten Falle von jedem Windstoße hin- und her bewegt wird, und der gänzlich ein Fangball der Umstände ist. Er hat keine festen Grundsäzze:

und nicht auf fremde Ausſprüche zu bauen. Allein dies ist noch nicht zum Selbstdenken hinreichend: wir müssen außer und in uns eine gehaltreiche und lebendige Welt hervorrufen: unser Busen muß voller Leben und Thätigkeit seyn; die Außenwelt muß auf den Ruf unsers Geistes jeden beliebigen Stof zum Denken darreichen. Wir müssen daher unsre Phantasie entflammen, weil diese der Stellvertreter der wirklichen Welt ist, wenn alles einsam und todt um uns her ist. Zum Selbstdenken gehört auch noch, daß wir stets unsere Gedanken an die Gedanken anderer halten, um sie mit einander vergleichen: niemals aber müssen wir auf die Worte eines andern schwören, sondern unsern eigenen Weg gehen.

Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande werden ihn zu neuen Vergehungen verleiten. Die äußern Umstände werden ihn drängen und stoßen, und von einem Laster in das Andere stürzen. Ausschweifungen und Verirrungen werden bei ihm zur Gewohnheit werden, und der unselige Gedanke, daß er nie die Schande, die ihn brandmarkt, austilgen, und sein Vergehen wieder gut machen werde, und das Gefühl der Ohnmacht, nie auf dem Pfade der Tugend ausharren zu können, wird ihn immer tiefer ins Verderben stürzen. Unmuth wird ihn peinigen und foltern, Verzweiflung wird ihn packen, wenn er tief fühlt, und entweder Verstandeslosigkeit, oder Selbstmord, oder ein ewiger Taumel von einem Laster zum Andern wird das Schauspiel seines Lebens beschließen. Der Grund dieser Ereignisse liegt in dem Gewissen, das dem Unglücklichen weder Ruhe noch Rast läßt. — Sobald wir nun sehen, welche Absicht der Dichter bei seinem Werke hat, so müssen wir dieselbe scharf ins Auge fassen, sie zergliedern, alle Fäden, die darauf hinlaufen, und alle Triebfedern, die dabei thätig sind, kennen lernen, und uns aller Details zu bemächtigen suchen. Wir müssen die Verbindung der Gedanken und Begebenheiten, die Natürlichkeit und Schönheit der Darstellung, die Nebenszenen und ihr Verhältniß zur Hauptrolle, die Wahrheit und Neuheit der Meinungen und Beobachtungen, das Ausdrucksvolle und Schickliche der Beiworte, die Richtigkeit und Vollendung der Charaktere, die Beschaffenheit und Mannichfaltigkeit der Empfindungen studiren, und sie an den Maaßstab der Erfahrung halten: was außer

uns vorgeht, müssen wir in uns zu erwecken suchen. Der Leser darf nicht bloß müßiger Zuschauer und kalter Denker seyn, sondern auch die Wahrheit und Falschheit des Ganzen durch das Lebendige und Thätige in seinem Gemüthe sich verständlich zu machen suchen, und die Natürlichkeit und Aechtheit an sich selbst erproben. Er muß seine Einbildungskraft durch Anschauungen, seinen Verstand durch Begriffe, und seine Vernunft durch Ideen auf den Kampfplaz rufen, wodurch allein der Geschmack gebildet wird: denn zur Kultur desselben wird nicht bloß eine schöne und lebendige Darstellung, sondern auch Ideenreichthum erfodert, weil er sich nicht allein durch die Thätigkeit der Einbildungskraft, sondern auch der Denkkraft äußert: beide müssen daher wirken, wenn unser Vorhaben gelingen soll.

Haben wir alsdann die Lektüre eines Romanes vollendet, so müssen wir im Geiste den Gang der Begebenheiten noch einmal überschauen, die Absicht des Dichters und die Erreichung derselben untersuchen und sehen, ob die Thorheit, die er schildert, die Aufopferung, die er rühmt, die Erfahrung, die er lehrt, wieder ein analoges Gefühl und eine analoge Thätigkeit in uns erweckt; ob die Thorheit lachen, die Aufopferung Rührung, und die Erfahrung Klugheit in uns bewirkt. Es verräth das Gepräge der Natur an einem Werke, wenn der Dichter uns in dieselbe Geistesstimmung versezt, in welcher er sein Werk ausarbeitete. Immer aber wird in jedem Kunstwerke ein einziges Gefühl besonders hervorstechen, auf dessen

Erregung der Künstler sein ganzes Maschinenspiel anlegt: wir müssen daher dieses Gefühl vorzüglich herausheben, um dasselbe in uns zu kultiviren.

Goethe stellt in den Leiden des jungen Werthers einen kraftvollen, innigfühlend, jungen Menschen auf, dem etwas von der Göttlichkeit seiner Natur ahndet, dem daher das bald fade, bald lächerliche, bald klägliche, bald entehrende Leben der meisten Menschen nicht behagt. Er geht mit Geschöpfen um, die ihn nicht verstehen, und die ihn daher verkennen. Er soll Arbeiten verrichten, die seinen Geist leer und seine Aufmerksamkeit unausgefüllt lassen. Er erndtet Tadel ein, wo er Beifall erwartet. Sein Geist wird verstimmt und mürrisch, und er findet in seiner Denkungsart nicht einen einzigen Punkt, durch welchen er mit der Gesellschaft, die er gewöhnlich sieht, zusammenhängt, und wodurch er sich an dieselbe anschließen könnte. Er lernt ein Mädchen kennen, die Unschuld und Natureinfalt athmet, und die den Wünschen seines Herzens und dem Ideale seiner Einbildungskraft entspricht. Er wünscht sich mit ihr ehelich zu verbinden, allein sie ist schon an einen Andern versprochen, der hernach sein Freund wird. „Was soll er thun?“ Sein Leben beruht auf dem Besizze dieses liebevollen Geschöpfes: „Soll er etwan treulos an seinem Freunde handeln, um eine Handvoll ärmlicher Tage zu erkaufen?“ Nein, dies thut kein redlicher Mann! „Soll er seine Leidenschaft zu unterdrücken, und den Gegenstand seiner Liebe zu vergessen suchen?“ Eher kann man das Feuer der Sonne auslöschen, eher

kann man den Sturm in seinem Laufe aufhalten, und eher kann man das Weltmeer austrinken, als die Gluth, das Toben und Wogen eines gefühlvollen Herzens und eines energischen Verstandes stillen! Es kommen noch mehrere äußere Umstände hinzu, die seinen Trübsinn vermehren. Die absterbende Natur erinnert ihn an das Hinfällige seines eigenen Lebens, das zufällige Zusammentreffen mit einem andern Unglücklichen, und die Einöde und Todtenstille des Winters macht ihn noch lebensatter. Entschlossen, an seinem Freunde nicht treulos zu handeln, und doch nicht länger die Qualen des Herzens zu dulden vermögend, ruft er den Beendiger aller Leiden und alles Ungemachs — den Tod — eigenmächtig herbei. Welches Gefühl wollte nun der Dichter vorzüglich durch sein Werk erregen? Obgleich die Gefühle des Schönen und Furchtbaren, Feierlichen u. s. w. oft in uns während der Lektüre erregt werden, so tragen doch die meisten Schilderungen und Handlungen den Charakter des Erhabenen: ein Mensch, der das Leben nicht achtet, der sich über die tausend elenden Kleinigkeiten des menschlichen Lebens hinwegsezt, der dem Schicksale Troz bietet, sezt unsere Vernunft in Thätigkeit, und regt das Gefühl des Erhabenen in uns auf, welches in Werthers Leiden das Hervorstechendste ist. — Wenn wir nun Werthers Charakter und seine Denkungsart kennen, wenn wir alle Umstände, die sich bei ihm, sein Leben zu verbittern, vereinigen, seine Beschäftigungen, seinen Umgang, seine Lektüre, seinen Hang zu heroischen Empfindungen in Betrachtung ziehen, so ergiebt sich der Selbstmord, als das natürlichste

Resultat: denn wie wenige Sterbliche sind im Stande, der Pflicht der Lebenserhaltung getreu zu leben, wenn sie von körperlichen und geistigen Qualen gefoltert, wenn sie verkannt, gekränkt, gemißhandelt, getäuscht, verspottet und verlacht werden? Wie Wenige wagen noch fortzuleben, wenn das Gefühl des Schmerzes in ihnen alles Bewußtseyn der Pflicht verschlingt und austilgt, wenn der Geängstete selbst sich an dem Gedanken weidet, welche Stärke des Geistes und welche Erhabenheit der Gesinnung dazu gehöre, eine Hülle abzuwerfen, die ihm zur Last ist, und ein Geschenk zurück zu geben, das ihm nichts mehr nuzt. Und Vorstellungen, welche die Leidenschaften in ihr Interesse zu ziehen, und die den Schein der Größe und des Muthes zu affektiren wissen, werden nur zu leicht zu fixen Ideen, und der Unglückliche steht wie bezaubert in dem Kreise derselben, er kann den Zauberkreis nicht überspringen. Er will sich retten, und sinnt Tag und Nacht darauf, aber nichts gelingt ihm. Er legt endlich aus Verzweiflung Hand an sein eigen Leben, und zerhauet den Knoten, den er nicht zu lösen vermochte. Diese Unglücklichen verdienen Mitleid und Schonung, und keine Verdammung und Verachtung. Sie sind krank an Geist und Körper, und keine Arzenei schlägt bei ihnen an, kein Trost erquickt sie, keine Hofnung stärkt sie, alles ist öde und einsam um sie her. Verlassen und verkannt gehen sie aus einer Welt, die ihrer oft nicht werth war.

Was kultivirt nun in der Uibersicht der Hauptereignisse in Werthers Leiden unsern Geist? Wenn

wir die Wahrheit und Richtigkeit der Charakterzeichnung, die Originalität der Ideen und ihre kühne Verbindung, das Drängen der Begebenheiten und das Bedeutungsvolle der Beiworte gewahr werden und prüfen, so gewinnt unser Verstand an Einsicht und Selbstständigkeit; wenn wir die schönen Schilderungen und Ansichten studiren, und wenn wir auf die Bewegungen und Rührungen achten, welche der Eindruck des Ganzen in uns hervorbringt, so werden wir sehen, wie durch diese Beschäftigung unsers Geistes unsere Einbildungs- und Denkkraft aufgeregt und wie beide unwillkührlich gebildet werden: denn wie oft stoßen wir auf Stellen, die entweder das Gefühl des Schönen oder Erhabenen in uns erwecken und also unsern Geschmack ausbilden, und wie viele treffende und originelle Bemerkungen über Menschenleben und Natur kommen uns entgegen und bereichern uns.

Wollen wir die Gefühle des Erhabenen, Furchtbaren und Feierlichen in unsern Busen lebendig machen, so dürfen wir nur folgende Stelle lesen: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfendem Nebel die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn

Ich dann finde, den wandelnden Barden, der auf der weiten Haide die Fußtapfen seiner Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete und der Mond ihr begrenztes siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den lezten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen wehenden Grase niedersieht und ausruft: der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit und fragen: wo ist der Sänger, Fingals treflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte, gleich einem edlen Waffenträger, das Schwerd ziehn, meinen Fürsten von der zückenden Quaal des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreieten Halbgotte meine Seele nachsenden."

Was erweckt aber in dieser Stelle die Gefühle des Feierlichen, Furchtbaren und Erhabenen in unserm Gemüthe? Der Dichter führt uns in eine Welt, wo alles voller Leben und Thätigkeit ist: allein nichts beharrt, alles vergeht und wird vernichtet. Alles eilt dem Grabe zu, und alles verschlingt das vielfräßige wiederkäuende Ungeheuer — die Erde —. Wie

maleriſch und anſchaulich ſteht vor uns die Oſſianiſche Welt da: die kahle Haide und die Schatten der Geiſter, das ſanfte Mondlicht und der Sturmwind, das Gebrülle des Waldſtroms und das ſich zu todte jammernde Mädchen, der ins Meer hinabſinkende Abendſtern und der dem Grabe zuwankende Dichter: alles dieſes regt Ideen in uns auf, alles greift tief in unſer Herz ein; alle Saiten unſers Geiſtes werden angeſchlagen; unſere Einbildungskraft will dieſe Szene in eine Vorſtellung zuſammenfaſſen, allein ihre Anſtrengung gelingt ihr nicht, ſie erliegt; denn ſie will über das Grab hinaus in die Welt des Unendlichen ſich erheben; jezt kommen ihr andere Kräfte zu Hülfe: Tod und Vergänglichkeit, Schatten von Geiſtern und raſende Orkane, Grab und Einſamkeit regen die Vernunft auf und ſezzen ſie in Thätigkeit: dieſe ſchwingt ſich auf den Flügeln von Ideen über alles Irrdiſche und Hinfällige empor, überſchauet das Endliche und Unendliche, und faßt es in eine Vorſtellung zuſammen. Wir tragen den Sieg über alle Naturgewalt davon, genießen ein hehres Vergnügen und fühlen uns der Vernichtung und allen andern Zufällen überlegen. Hierdurch entſtehet das Gefühl des Erhabenen, das in uns jedes Grauen vor dem Tode auslöſcht.

Nicht allein aber das Erhabene, Furchtbare und Feierliche iſt ein Produkt der Geſchmacksthätigkeit, ſondern auch das Schöne: wollen wir alſo unſern Geſchmack bilden, ſo müſſen wir ſchöne Gemälde aufſuchen, wir müſſen einem bunten Mannichfaltigen

nachjagen, wir müssen oft schön eingekleidete Darstellungen beurtheilen; wir müssen uns durch eine rege Lebhaftigkeit der Bilder und durch eine lieblich gezeichnete Charakterschilderung zu fein- und zartfühlenden Geschöpfen ausbilden. Folgende Stelle aus Werthers Leiden mag als Uibungsmittel für das Gefühl des Schönen angesehen werden: „Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und, was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Plaz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuren und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischgen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch einen Zufall, an einem schönen Nachmittage, unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde,

und hielt ein anderes, etwan halbjähriges vor ihm zwischen seinen Füßen sizzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschauete, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick; ich sezte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergözzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem Meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorsazze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeschmacktes und schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesezze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen aber wird auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben u. s. w. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages

bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ihr ganz hingiebt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: seiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die Einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehre ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwan zu ihrem Geburts- und Namenstage u. s. w. — Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen, ihn in ein Collegium zu sezzen, nur mit seiner Liebe ists am Ende, und wenn er ein Künstler ist mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen hereinbraußt und eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen."

Was macht nun in dieser Erzählung das Gefühl des Schönen in uns rege? Die Szene ist ein Hügel, wovon man die Aussicht in ein Thal genießt. Thätige gute Menschen, Häuser, Bäume, ein Knabe, der ein Kind wartet, alles ist ganz gewöhnlich und einfach: allein diese Unschuld, diese heilige Stil-

le, dieſes Weben und Leben giebt unſerm Geiſt eine angenehme Beſchäftigung. Wir ſehen das Thal und den Hügel mit ſeinen Häuſern. Der Anblick des Knaben, der ſo liebreich der zarten Pflanze pflegt, vergnügt uns. Unſre Einbildungskraft fängt Feuer, ihr Spiel behagt uns, unſern Verſtand beſchäftigt die Vergleichung zwiſchen Natur und Kunſt, zwiſchen Genie und Regel, und wir können uns nicht enthalten, dem Ausſpruche des Dichters Beifall zu geben, daß die Menſchen ſelbſt das Genie in Andern erſticken. Das alltägliche Leben tilgt Kräfte aus, die, geweckt und genährt, gleich einem reißenden Strome, alles vor ſich niederſtürzen würden, um die Menſchen für die gewöhnlichen Geſchäfte tauglich zu machen, und ihnen Geſchmack an dem trägen Einerlei einzuflößen. Wir wandeln mit dem Dichter in ſeiner geſchilderten Gegend herum, wir genießen mit ihm die ſchönen mannichfaltigen Anſichten, wir freuen uns über die freundliche Dienſtfertigkeit der Wirthin, und laben uns an dem lieblichen Gemälde, das uns der Knabe giebt, der ein Kind auf ſeinem Schooße hält. Alles dieſes veredelt und vergnügt uns, und wir wünſchen uns, daſelbſt Hütten zu bauen und unſere Täge unter den friedlichen und unſchuldigen Geſchöpfen zuzubringen. Der Genuß des Schönen entſpringt aus Ruhe: ein tobender Sturmwind, der zerſchmetternde Donner, rührt uns, aber gefällt uns nicht. Schöne Gegenſtände dürfen keine mächtigen Kraftäußerungen und keine großen Anſtrengungen verrathen. Eine ſchöne Szene muß zwar voll Leben und Thätigkeit, aber nie voll Sturm und Drang ſeyn. Das ſanfte Beweglі-

che, das unserm Körper behagt, gefällt auch unserm Geiste. Eine reiche Abwechselung, eine Ruhe und Zufriedenheit, die über einen Gegenstand gegossen ist, erquickt und labt uns. Durch eine öftere Erregung des Gefühls des Schönen in unserm Gemüthe nimmt unser Geschmack an Bildung und Vollkommenheit zu. Das Gediegene, Gedankenreiche, Anschauliche, Mannichfaltige dringt uns ans Herz, und erhebt uns auf eine höhere Stufe der Kultur.

Der mannhafte Ritter Don Quixote besteht das schreckliche und unerdenkliche Abenteuer mit den Windmühlen.

„Während dessen entdeckten sie dreißig bis vierzig Windmühlen, die auf diesem Felde stehen. Don Quixote erblickte sie kaum, als er zu seinem Schildknappen sprach: „das Glück führt unser Thun besser als wir verlangen, denn siehe, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlich das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir uns bereichern, denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesichte der Erde vertilgt.“

„Was denn für Riesen? fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst, sagte sein Herr; die mit den langen Armen, die einige von ihnen bei zwei Meilen lang zu haben pflegen.“

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was ihr thut; denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was ihr für die Arme ansehr, sind die Flügel, die, wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben.“

„Du magst wohl nicht sehr in solchen Händeln bewandert seyn, Sancho: man sieht es. Riesen sind's, und kommt dich etwan eine Furcht an, so hebe dich weg und verricht' an irgend einem sichern Orte ein Gebet, indeß ich hinziehe, mit ihnen einen so schweren und ungleichen Kampf zu halten.“

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul Rosinante die Sporen, ohne weiter auf seinen Schildknappen Sancho zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es gewiß Windmühlen, und keine Riesen wären, die er angreifen wollte. Allein die Riesen saßen ihm nun einmal so fest im Kopfe, daß er weder Sancho's Geschrei hörte, noch ihre wahre Gestalt sahe, so nah er auch immer war. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: „flieht nicht! ihr feigen Memmen; ihr Lumpengesindel, steht, ein einziger Rittersmann ist es, der euch Fehd ankündigt.“ — Unterdessen erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel bewegte. Dies sahe Don Quixote, und schrie: „Ha, wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet, als Riese Briareus, so sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.“ — Und hiermit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea von ganzem Herzen, bat, sie wolle ihm in diesem schweren Strauße zu Hülfe eilen, bedeckte sich mit der Tartsche, legte mit der

Lanze ein, und rannte in vollem Biegen mit seinem Rosinante auf die erste Mühle los. Indem er nun den Einen Flügel mit der Lanze durchrannte, riß ihn der Wind so wüthend herum, daß er die Lanze augenblick ich zersplitterte, und Gaul und Ritter eine gute Strecke ins Feld hinschleuderte.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, seinem Herrn zu Hülfe, und fand ihn übel zugerichtet auf der Erde liegen, so daß er sich weder regen noch bewegen konnte; einen so schrecklichen Fall hatte er mit seinem Rosinante gethan. „Daß Gott walte! rief Sancho aus, hab ich's Euree Gestrengen nicht gesagt, ihr solltet wohl zusehen, was ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu! man mußte selbst dergleichen im Kopfe haben, wenn man's nicht sehen wollte."

„Schweig, Freund Sancho, sagte Don Quixote; Kriegsglück ist veränderlicher, als irgend ein Ding unter der Sonne. Ja was noch mehr, ich glaube und bin meiner Sache gewiß, daß mir eben der weise Freston, der mir Kammer und Bücher entführte, auch diese Riesen in Mühlen verwandelt hat, nur, damit er mir nicht die Ehre, sie besiegt zu haben, ließe; so heftig ist die Feindschaft, die er gegen mich trägt. Aber am Ende, am Ende sollen ihm seine Teufelskünste nicht viel wider die Güte meines Schwerdtes helfen."

„Gott geb's wie er kann," sprach Sancho, hob seinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf seinen Rosinante, der jämmerlich zerschellert war.

Sie zogen von dannen, beſprachen ſich zuſammen über das gehabte Abenteuer, und nahmen ihren Weg gerade auf den Hafen Lapice zu: „denn da, ſagte Don Quixote, iſt es unmöglich, daß wir nicht manches ſeltſame Abenteuer finden ſollten, weil es ein ſo gangbarer Ort iſt.“ — Das Einzige, was ihn gewaltig betrübte, war der Verluſt ſeiner Lanze; und da Sancho es bemerkte, ſagte Don Quixote: „Ich erinnere mich gar wohl, geleſen zu haben, daß ein gewiſſer ſpaniſcher Ritter, Diego Perez de Vargas genannt, da ihm in einem Treffen das Schwerdt zerſprang, einen ungeheuren Aſt von einer Eiche riß und damit noch eben des Tages ſo viele Mohren matſchte, daß er davon den Zunamen der Matſcher bekam, und er ſowohl als ſeine Nachkommen ſich zum Gedächtniß dieſes Tages bald Vargas, bald Matſcher nannten. Dies ſag' ich dir, weil ich von der erſten Eiche, die mir aufſtößt, einen eben ſo ſtarken und ſchönen Aſt, als jenen, reißen, und damit eben ſolche Thaten thun will, daß du Gott danken und dich glücklich preiſen ſollſt, ſie nur ſehen und ein Zeuge von Dingen ſeyn zu können, die faſt niemand glauben wird.“

„In Gottes Namen! ſprach Sancho: ich glaub's ja alles, wie's Eure Geſtrengen da erzählt!“

Don Quixote iſt ſo lange vernünftig, als er keinen Gegenſtand erblickt, der in irgend einer Verwandtſchaft mit ſeiner fixen Idee von der irrenden Ritterſchaft ſteht. Sobald aber etwas dieſe Saiten be-

rührt, so verläßt ihn alle Besonnenheit, und jeder Funken Vernunft verlöscht in ihm. Er sieht und hört dann nichts, als was in seinem Gehirne fest sizt. Alles bezieht er auf irrende Ritter, und begeht in seiner Narrheit die tollsten Streiche und lächerlichsten Possen.

Der Dichter läßt ihm jezt gewisse große Gestalten erblicken, die er augenblicklich für Riesen hält. Was kann er nun als fahrender Ritter anders thun, als sich mit ihnen in einen Kampf einlassen? Thäte er dies nicht, so würde er seine Ehre beflecken. — Alles, was er je in Ritterbüchern gelesen hat, ahmt er nach. Gelingt ihm ein Streich nicht, oder wird er etwan gar mißhandelt, so findet er augenblicklich eine Ausflucht wegen seines Mißgeschicks. Sobald er jezt die Riesen erblickt, so zaudert er nicht, auf sie los zu rennen, so sehr ihn auch sein treuer Schildknappe davor warnt und ihm das Thörigte seiner Einbildung begreiflich zu machen sucht. Allein es fruchtet kein Zureden, er besteht das Abentheuer und zerschmettert stürzt er zu Boden. Was thut er nun? Sieht er etwan ein, daß er sich getäuscht hat, und daß die Riesen bloß in seinem Kopfe sizzen? Nein! er schreibt alles der Zauberei zu, und glaubt, ein berühmter Zauberer habe die Riesen ihm zum Possen in Windmühlen verwandelt. Immer bleibt unser Don Quixote ein konsequenter Narr: kein noch so schmerzliches Uibel kann ihm seine eingefleischten Ideen aus dem Kopfe reißen, und dies ist auch der Fall mit allen seinen Ideen. Der Dichter bietet alles auf, um ihn von seinem tollen Unternehmen abzubringen; er läßt

ihn seinen Knappen warnen, und stellt ihm Mühlen vor, die doch nicht leicht jemand verkennen wird, allein seine Absicht dabei geht dahin, die Festigkeit solcher Ideen und die Verblendung solcher Geisteskranken anschaulich zu zeigen. Wir bemitleiden zwar an Don Quixote den Unglücklichen, aber wir können uns auch zu gleicher Zeit nicht enthalten, über seine Narrenspossen zu lachen. Unsere Einbildungskraft und unser Verstand finden die ganze Szene hindurch reiche Nahrung, und wir genießen bei ihrer Lektüre eben so viel Vergnügen als Belehrung.

Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebeth mehr als an Sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die Ihrige, und alles um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach Willhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr gesessen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre und es mich an die Gurgel fasst, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen dem bedrängten Herzen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung nur vermehrt. — Willhelm! ich weiß oft nicht, ob ich

auf der Welt bin! — Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uibergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verlezzen, durch die Dornen, die mich zerriſſen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einem krummgewachſenen Baum mich ſezze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Willhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Goethe, in Werthers Leiden.

Der Dichter ſchildert die Lage eines Liebenden, der keinen andern Gedanken faſſen kann, als Liebe, und dem das Herz faſt zu enge iſt, alles das zu faſſen, was er fühlt. Die Leidenſchaft hat ſeine Einbildungskraft gefaßt, er will ſeinem Herzen Luft machen und die Laſt abwälzen, die ihn drückt. Er irrt im Freien

herum, achtet nicht der Schmerzen und der blutigen Wunden, und nur körperliche Ermüdung gewinnt den Sieg über das Toben und Stürmen in seinem Busen, und endet seine Qualen durch den Schlaf. Wie vortreflich schildert der Dichter die Lage eines solchen Unglücklichen! Jedes Wort, jedes Gleichniß macht uns das Gemälde anschaulicher und ausdrucksvoller. Wie wahr ist es, was Werther sagt: daß er alles in dem Verhältnisse zu dem geliebten Gegenstande sehe und höre. Dieser ist sein einziger Gedanke, er trägt ihn auf alles über, und vermischt ihn mit allem, was er thut. Das Bild in ihm lebt und webt auch außer ihm. Sein Geist kann ohne dasselbe keinen Entschluß fassen, keinen Gedanken gebähren, er ist ganz mit demselben amalgamirt. Wer hat nicht selbst schon dergleichen Beobachtungen an sich angestellt, und wer hat nicht bemerkt, daß eine herrschende Leidenschaft, die wir nicht austoben können, uns allenthalben hin verfolgt? Wird es uns in der eingeschlossenen Stube zu enge, so eilen wir in das Freie, und suchen Linderung für das gepreßte Herz. Nur Ermattung hemmt das Brausen und stillt die Unruhe in uns. Der Dichter hat die Natur treulich dargestellt. Wir glauben nur im Grabe das Ende der Leiden zu finden, die uns foltern, wir laben uns an heroischen Entschlüssen, und scheuen nicht, selbst unser Leben der größten Gefahr auszusezzen.

Wie wahr und herrlich ist ferner die Schilderung, die der Dichter von dem Eindrucke von Lottens Gesellschaft auf Werthern macht: er labt sich an ihrer

Gestalt, an ihrem Betragen, und an dem Ausdrucke ihrer Worte. Seine Aufmerksamkeit aber wird immer mehr gespannt, alle seine Sinne sind offen, er wird durch das Uibermaaß der Eindrücke und der Anstrengung betäubt, er sieht und hört nur in sich, er wird immer mehr bestürmt, er glaubt zu erliegen, er weiß nicht mehr, wo er ist: nur die gütige Natur rettet sein Leben; sie schaft ihm durch Thränen Erleichterung seiner Schmerzen.

XII. Wie müssen Romane beschaffen seyn, die für Muster des Geschmacks gelten sollen?

Jeder Roman, der alle Foderungen befriedigen soll, die wir an ein Werk der schönen Kunst machen, muß sowohl ein Produkt des Genies als des Geschmacks seyn. Was versteht man aber unter einem solchen Produkte? Es muß nicht allein reich an neuen Gedanken seyn, und es muß einen großen Schaz von Erfahrungen und geistreichen Reflexionen enthalten, sondern es muß auch die Darstellung der Ideen, und ihre Verbindung schön und charakteristisch seyn. — Die Wirksamkeit des Genies offenbaret sich durch Originalität und Reichthum an Ideen. Es giebt uns durch seinen Stof viel zu denken und zu empfinden. Es erfindet, und schaft Gedanken, und labt damit unsern Geist. Es entdeckt eben so kühne als lehrreiche Verhältnisse zwischen den Gegenständen, eröfnet neue Aussichten, formt neue Gestalten, und durchhaucht alles

mit Geist und Leben. Das Erfundene darf aber nicht in eine trockene, geistleere Form gegossen, sondern muß lebendig und kraftvoll dargestellt werden, wenn es uns gefallen soll. Alles muß ein begeisternder Hauch durchwehen und allenthalben muß Kraft und Leben wirken. Die Natur athmet, das Meer braust, der Sturmwind heult, die Flüsse rauschen, der Donner rollt, die Saaten wallen, die Lüfte kosen, kurz, alles ist als Produkt des Genies voll Leben und Bewegung: die Zauberkraft desselben hat alles beseelt, alles, das Todte und Lebendige, erliegt seinem begeisternden und mächtigen Einflusse.

Allein was für ein Muster des Geschmacks gelten soll, muß nicht allein originell und ideenreich, sondern auch schön und bezaubernd seyn. Die Darstellung des Inhalts eines Buches muß daher natürlich, lebhaft, deutlich und anschaulich seyn, um weder unsern Verstand, noch unser Gefühl zu beleidigen. Sie muß unserm Geschmacke gefallen, unserm Ohre schmeicheln, und darf weder mit Puz überladen, noch kalt und lebenlos seyn. Jeder Leser muß seine Einbildungskraft an ihr erwärmen und seinen Verstand durch sie belehren können. Alles muß das Gepräge des Schönen oder Erhabenen oder Feierlichen tragen, und alles muß mit dem Stempel der Natureinfalt, der Nüchternheit, des Gedanken- und Geistvollen geprägt seyn. Stoßen wir auf ein Werk, das mit Schönheit der Darstellung Gedankenreichthum und Originalität verbindet, so erkennen wir dasselbe für ein Muster des Geschmacks.

Was versteht man aber unter einer schönen Darstellung? Eine natürliche Verbindung der Ideen, Lebhaftigkeit der Empfindung, Bedeutsamkeit der Bilder, Richtigkeit der Prädikate, Deutlichkeit und Anschaulichkeit der Gedanken, Vermeidung des Dunkeln, Uiberladenen, Ausdrucksleeren, des Veralteten, Unbedeutenden und Unedeln, dies sind die Erfodernisse, die man an jemand macht, der durch seine Darstellung den Geschmack befriedigen will. Es muß alles wogen und leben, und muß den Leser auf den Gedanken verleiten, als wenn alles dies sehr leicht sey, und als wenn er alles ohne Mühe würde nachmachen können; denn es ist ein Charakterzug einer natürlichen, schönen, gedankenreichen und lebhaften Darstellung, daß uns das Schwere leicht vorkommt, und daß uns die Gedanken, als wie durch eine eiserne Nothwendigkeit getrieben, auf einander zu folgen scheinen. Allenthalben Zusammenhang, nirgends eine Lücke, allenthalben Vollkommenheit, nirgends Mängel und Gebrechen, dies macht uns das Lesen leicht und angenehm.

Die Muster des Geschmackes bilden und vervollkommenen unsere ästhetische Urtheilskraft, schüzzen unsern Geschmack gegen Irrgänge und Verwöhnung, gegen Künsteleien und Unnatürlichkeit. Sind nun auch Werke, die den Stempel des Genies und des Geschmacks an sich tragen, selten, so hat unsere Literatur doch immer so viele aufzuweisen, daß wir unsern Geschmack bilden, und unsern Geist angenehm und lehrreich beschäftigen können. Folgende Stellen

aus Wielands Agathon und Goethes Werther mögen zum Beweise meiner Behauptungen dienen.

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jezt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält: mein Freund! wenns dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken,

was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Goethe.

„Schwermuth und Traurigkeit machen die Seele nach und nach schlaf und eröfnen sie allen weichen und zärtlichen Regungen." Dieser Saz ist so wahr, daß tausend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Ursprung haben. Ein Liebhaber verliehrt einen Gegenstand, den er anbetet. Er ergießt seine Klagen in den Busen einer Freundin, für deren Reize er bisher vollkommen gleichgültig gewesen war. Sie bedauert ihn. Er findet sich dadurch erleichtert, daß er frei und ungehindert klagen kann. Die Schöne ist erfreut, daß sie Gelegenheit hat, ihr gutes Herz zu zeigen. Ihr Mitleiden rührt ihn, erregt seine Aufmerksamkeit. Sobald eine Person zu interessiren anfängt, sobald entdeckt man Reize an ihr. Die Regungen, worinn jezt beide sich befinden, sind der Liebe günstig; sie verschönern die Freundin, und blenden die Augen des Freundes. Uiberdies sucht der Schmerz natürlicherweise Zerstreuung, und ist geneigt, sich an alles zu hängen, was ihm Trost und Linderung verspricht. Eine dunkle Ahndung neuer Vergnügungen, der Anblick eines Gegenstandes, der solche geben kann, die günstige Gemüthsstellung, worinn man denselben sieht, auf der Einen — die Eitelkeit, diese große Triebfeder des weiblichen Herzens,

das Vergnügen, so zu sagen, über eine Nebenbuhlerin zu siegen, indem man liebenswürdig genug ist, ihren Verlust zu ersezzen, die Begierde, selbst ihr Andenken auszulöschen, vielleicht auch die Gutwilligkeit der menschlichen Natur und das Vergnügen, glücklich zu machen auf der andern Seite: wie viel Umstände, welche sich vereinigen, unvermerkt den Freund in einen Liebhaber und die Vertraute in die Hauptperson eines neuen Romans zu verwandeln!

In einer Gemüthsverfassung von dieser Art befand sich Agathon, als Danae (welche vernommen hatte, daß er den ganzen Abend in der einsamsten Gegend des Gartens zugebracht) sich nicht mehr zurückhalten konnte, ihn aufzusuchen. Sie fand ihn mit halbem Leib auf einer grünen Bank liegen, das Haupt unterstüzt, und so zerstreut, daß sie eine Weile vor ihm stand, ehe er sie gewahr wurde. Du bist traurig, Kallias, sagte sie endlich mit einer gerührten Stimme, indem sie Augen voll mitleidender Liebe auf ihn heftete. Kann ich traurig seyn, wenn ich dich sehe? erwiederte Agathon mit einem Seufzer, welcher seine Frage zu beantworten schien. Auch gab ihm Danae keine Antwort auf ein so verbindliches Kompliment, sondern fuhr fort, ihn stillschweigend, aber mit einem Gefühl voll Seele und mit Augen, die voll Wassers standen, anzusehen. Er richtete sich auf, und blickte sie eine Weile an, als ob er bis in den Grund ihrer Seele schauen wollte. Ihre Herzen schienen durch ihre Blicke in einander zu zerfließen. Liebst du mich, Danae? fragte endlich Agathon mit einer

von Zärtlichkeit und Wehmuth halb erſticktem Stimme, indem er einen Arm um ſie ſchlang, und fortfuhr, ſie mit bethränten Augen anzuſchauen. Sie ſchwieg eine Zeitlang. Ob ich dich liebe? — war alles, was ſie ſagen konnte. Aber der Ausdruck, der Ton, womit ſie es ſagte, hätte durch alle Beredtſamkeit des Demoſthenes nicht erſezt werden können. Ach Danae! (erwiederte Agathon) ich frage nicht, weil ich zweifle. Kann ich eine Verſicherung, von welcher das ganze Glück meines Lebens abhängt, zu oft von dieſen geliebten Lippen empfangen? Wenn du mich nicht liebteſt, wenn du aufhören könnteſt, mich zu lieben — Was für Gedanken, mein liebſter Kallias! (unterbrach ſie ihn) Wie elend wär' ich, wenn du ſie in deinem Herzen fändeſt! Wenn dieſes dir ſagte, daß eine Liebe, wie die Unſrige, aufhören könnte! Ein übel verhehlter Seufzer war alles, was er antworten konnte. Du biſt traurig, Kallias, fuhr ſie fort; ein geheimer Kummer bricht aus allen deinen Zügen hervor? Du begreifſt nicht, nein, du begreifſt nicht, was ich leide, dich traurig zu ſehen, ohne die Urſache davon zu wiſſen. Wenn mein Vermögen, wenn meine Liebe, wenn mein Leben ſelbſt hinlänglich iſt, ſie von dir zu entfernen, o! ſo verzögre keinen Augenblick, dein Innerſtes mir aufzuſchließen! — Der gefühlvolle Agathon war bis zu ſprachloſer Entzückung gerührt. Er wand ſeine Arme um ſie, drückte ſein Geſicht auf ihre klopfende Bruſt, und konnte lange nur durch die Thränen reden, womit er ſie benezte.

Nichts ist ansteckender, als der Affekt einer in Empfindung zerfließenden Seele. Danae, ohne die Ursache aller dieser Bewegungen zu wissen, wurde so sehr von dem Zustande gerührt, worinn sie ihren Liebhaber sah, daß sie eben so sprachlos, als er selbst, sympathetische Thränen mit den Seinen vermischte.

Beide Stellen haben originelle Züge, obgleich in der Goethischen ein mächtigerer Genius wirkt, als in der Wielandischen. Kühn und originell ist der Gedanke, daß die ganze Außenwelt in Werthers Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten, und daß er nie ein größerer Maler gewesen sey, als jezt, ob er gleich jezt nicht malen kann. Wenn unser Geist von einem Gegenstande zu voll ist, und von demselben zu gedrängt wird, so kann man weder seine Gefühle noch seine Gedanken ausdrücken: denn allenthalben bemerkt man, wie wenig die Darstellung dem darzustellenden Gegenstande entspricht, und wie weit sie hinter dem, was in dem Innern wirkt und lebt, zurückbleibt. Ein geist- und kraftvoller Mann trägt und fühlt in sich, was Andere bloß außer sich anschauen. Alles, was er sieht und hört, macht auf ihn den lebhaftesten Eindruck, und sezt alles in seinem Gemüthe in die größte Bewegung und Thätigkeit. — Wie schön und geschmackvoll ist nicht die Darstellung in dieser Stelle von Goethe! Alles fließt anfänglich ruhig fort, steigt allmälig, und wird immer lebenvoller und thätiger. Werthers Unthätigkeit rührt von dem Uibermaaße der innern Thätigkeit und von

dem reichen und bezaubernden Anblicke der schönen Natur her. Welche herrliche Ansicht malt uns der Dichter! Um ihn ein dampfendes Thal, über ihn die Sonne, die nicht durch den dichten Wald hindurchdringen kann, unter ihm tausend lebendige Geschöpfe: dieses Uibermaaß von Leben aber hält ihn nicht auf die Erde gefesselt, sondern er erhebt sich über das Irrdische. Er fühlt die Gegenwart der Gottheit, die alles erhält, erfreuet und regiert; und er sinkt immer tiefer in die auf ihn losstürmenden Gedanken, es wird ihm dunkel um die Augen, sein Herz wird immer voller; er wünscht das, was er fühlt, wie im Spiegel wiedergeben zu können, allein er erliegt unter der Masse und unter der Schönheit der Gegenstände, die ihn umringen, und die auf seinen Geist eindringen.

Wieland bereichert unsern Verstand eben so sehr, als er unsern Geschmack befriedigt. Die treflichsten Erfahrungen, die lehrreichsten Bemerkungen, die scharfsinnigsten Beobachtungen theilt er uns spielend mit. Wir finden allenthalben Stof zum Denken, und Aufschlüsse über die Geheimnisse des menschlichen Herzens. Hier und dort springt ein Zug von Originalität hervor, und das Liebliche, Lebendige und Schöne der Darstellung schmeichelt unsern Sinnen. Die Wahrheit und die Schönheit gehen Hand in Hand mit einander, und beide machen uns reicher und glücklicher. Die Natürlichkeit, die die ganze Szene athmet, gefällt uns, und wir wähnen, es müsse alles so seyn, wie wir es vorgehen sehen.

XIII. Wie muß man ſchlechte Romane leſen, und welchen Nuzzen hat die Lektüre derſelben?

Es iſt nicht leicht, und es hat mehr als eine Bedenklichkeit, ein Buch für ganz ſchlecht und unnüz zu erklären (ſo gewöhnlich auch ein ſolches Urtheil ſeyn mag), weil die Bedürfniſſe und die Einſichten der Menſchen ſo ſehr von einander verſchieden ſind. Wie oft ſtößt man auf Kritiker, die etwas für ein Meiſterſtück halten, was doch weder den Stempel der Originalität an ſich trägt, noch ſich durch Gedankenreichthum, noch durch eine richtige, lebendige und ſchöne Darſtellung auszeichnet, und daher Andern unbedeutend und elend vorkommt. Woher rührt nun der Grund dieſer verſchiedenen Beurtheilung von Geiſteswerken? Die Menſchen ſind bei ihren Urtheilen an ihre Einſichten, Kenntniſſe, und an ihre größere oder geringere Fertigkeit im Denken gebunden; die Verſchiedenheit der Meinungen liegt alſo in dem verſchiedenen Grade der Kultur. Wären die Geiſteskräfte aller Menſchen in gleichem Grade ausgebildet, und hätten alle einerlei Lieblingsneigungen und Meinungen, ſo würde auch eine Gleichheit im Urtheilen ſtatt finden: allein es iſt ein Glück für die Menſchheit, daß ein Menſch an Einſicht über den Andern hervorragt, weil dieſe Uiberlegenheit ein Sporn für den Andern iſt, ihm gleichzukommen oder ihn noch zu übertreffen.

Welches ſind nun ſchlechte Romane? Nicht diejenigen ſind ſchlecht, die ſich durch keine gute Diktion auszeichnen, ſondern die, welche weder eine ſchö-

ne Darstellung haben, noch ideenreich sind. In einem schlechten Romane sind weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch scharf durchgeführt, er ist leer an Gefühlen und Ideen, er hat keinen Hauptzweck, der gleich dem Organismus alles zusammenhält; er ist unnatürlich in Gefühlen und Empfindungen, unrichtig und falsch in den Gedanken; die Erzählung ist schleppend und langweilig, alltägliche Dinge werden noch alltäglicher und kraft- und lebensloser dargestellt. Die Beiworte, womit der Schriftsteller die Sachen bezeichnet, sind ihnen nicht entsprechend, also nicht ausdrucksvoll, sie sind bald unrichtig, bald unnatürlich, bald leer: die Begebenheiten sind unwahrscheinlich, oder alltäglich. Kurz, das Ganze zeichnet sich weder durch eine schöne und lebendige Darstellung, noch durch Gedankenreichthum, noch durch richtige Charakterschilderungen, noch durch neue Ansichten der Dinge aus: alles macht uns langeweile und flößt uns Uiberdruß und Unwillen ein: und da keine Kraft unsers Geistes beschäftigt wird, oder irgend etwas ausfindig macht, was ihr gefällt, so erklären wir einen solchen Roman für schlecht.

Wie muß man nun solche Romane lesen? Da die Darstellung weder schön noch lebhaft, die Gedanken unrichtig, die Charaktere falsch gezeichnet sind, die Erzählung matt ist, so müssen wir uns bemühen, zu erforschen, wie die Darstellung hätte beschaffen seyn müssen, wenn sie uns hätte gefallen sollen. Wir müssen untersuchen, warum die Gedanken nicht richtig sind, und wie wir der Wahrheit näher rücken können.

Wir müssen uns angelegen seyn lassen, zu ergründen, warum die Charaktere verfehlt sind, und wie sie hätten gezeichnet werden müssen, wenn sie der Natur gemäß seyn sollten. Sind die Gefühle, die die Lektüre eines schlechten Romanes in uns erregt, unnatürlich, so müssen wir den Grund ihrer Unnatürlichkeit kennen lernen, und nachdenken, wie das Ganze hätte eingerichtet seyn müssen, wenn es unser Herz hätte erquicken, unsern Verstand bereichern, und unserm Geschmacke gefallen sollte. Aus den Fehlern und Unrichtigkeiten eines Romanes müssen wir die Wahrheit zu entdecken, und durch seine Unnatürlichkeiten den Pfad der Natur zu gewinnen suchen. Aus dem Mißfallen, das er uns einflößt, müssen wir das kennen lernen, was in uns ein Wohlgefallen erweckt. Durch den geschrobenen und unnatürlichen Styl müssen wir auf das aufmerken lernen, was hierinn Wahrheit und Natur ist, kurz, wir müssen uns durch die Mängel und Gebrechen eines schlechten Romans zu bereichern suchen, indem wir uns selbst die Fragen auflösen: Was ist schön? Was ist Wahrheit und Natur? Was ist Lebendigkeit und Einfachheit? Wie müssen die Gefühle, die Gedanken, die Darstellung beschaffen seyn, wenn sie uns gefallen sollen? Das Studium der Fehler muß uns in das Reich der Wahrheit einführen. — Verfahren wir auf diese Art mit schlechten Romanen, so verscheuchen wir die Langeweile, und bilden auch unsere Geisteskräfte aus. Allein wer diese Probe mit der Lektüre schlechter Romane anstellen will, muß schon selbst einigermaßen gebildet seyn: junge Gemüther, deren Verstand und Geschmack noch

keine Selbstthätigkeit errungen, und keine Festigkeit erkämpft hat, müssen ein solches für sie gefährliches Wagstück nicht unternehmen, weil ihnen die Strafe auf dem Fuße nachfolgt, und weil ihr Geist eben so verzerrt und widerlich wird, als das Buch, das sie lesen. Sie müssen bloß Bücher lesen, die Sachen enthalten, die ihnen nicht allein verständlich, sondern die auch schön dargestellt und geisterweckend sind, wenn sie Nuzzen von ihrer Lektüre haben wollen.

Welchen Vortheil hat denn also die Lektüre schlechter Romane? Sie lernen uns das Schöne von dem Häßlichen, das Edle von dem Unedlen, das Wahre von dem Irrigen, das Natürliche von dem Unnatürlichen, das Geistlose von dem Geistvollen, das Mißfällige von dem Wohlgefälligen, das Richtige von dem Falschen u. s. w. unterscheiden. Wir müssen den Irrthum und die Unnatur kennen lernen, weil wir sonst keine vollkommene Kenntniß weder von der Wahrheit, noch von dem Schönen erlangen. Durch Irrthümer gehen wir in das Reich der Wahrheit ein. Wer keine grüne Farbe gesehen hat, kann sich auch keine vorstellen, und hat keinen Begrif davon; wer also nichts Schlechtes gelesen hat, wird nicht wissen, auf welche Ausschweifung und Verirrung im Denken und Darstellen der menschliche Geist gerathen kann. Wer keine Charakterzeichnung kennt, die verfehlt ist, wird unbesonnen sich dem Wahne überlassen, als sey alles Wahrheit. Wir lernen also sowohl durch gute als schlechte Romane: beide bereichern unsern Verstand und beide können zur Kultur

unſers Geſchmacks beitragen, wenn wir nur ſelbſt zu denken und zu prüfen wagen. Was ſchlechte Romane uns an Wahrheit und Wohlgefallen verweigern, das erkämpfen wir ſelbſt. Wir lernen uns durch ſie vor dem Irrthum und vor dem Mißfälligen hüten, wir lernen die Schwächen des menſchlichen Geiſtes und ſeine Verirrungen kennen. Schlechte Romane ſind eine deſto größere Auffoderung, uns ſelbſt zu beſchäftigen, je weniger ihre Lektüre unſere Wißbegier befriedigt. Vorſichtig und prüfend nähern wir uns ihnen, und aufmerkſam betrachten wir jedes Bild, jedes Gleichniß, jeden Ausdruck und jeden Gedanken, und halten ſie an unſern eignen Verſtand und an die Erfahrung, um ein der Wahrheit gemäßes Urtheil zu fällen: und reich an Kenntniſſen und Einſichten verlaſſen wir dieſelben.

XIV. Uiber Ritter- und Geiſterromane.

Die Ritterromane fangen jezt an, aus der Mode zu kommen, während die Geiſterromane immer noch eine Menge Leſer finden. Man iſt der Saufgelage und der Räubereien der Ritter, der Intriguen und des Pokulirens der Pfaffen, der übertriebenen und affektirten Sittſamkeit der Frauen, der furchtbaren Burgverließe, der dienſtfertigen Schildknappen überdrüßig. Es gefällt eine Welt nicht mehr, die ſich nur durch Unwiſſenheit, Aberglauben, Rohheit der Sitten, Blutvergießen, Mordgier, Barbarei der Denkungsart und ſchnöde Verachtung aller

Rechte der Menschheit auszeichnete. Welchen Einfluß hat nun die Lektüre von Ritterromanen auf das menschliche Gemüth? Junge, zarte Gemüther, bei welchen jeder Eindruck fest haftet, gewöhnen sich dadurch an Rohheit der Sitten und an eine Denkungs- und Sinnesart, die Ausschweifungen in der Liebe, im Trunke, Heuchelei, Hinterlist und zwecklose Bravour für rühmliche Thaten hält. Die Sitten der Vorwelt scheinen ihnen liebenswerth, und warum sollte der Leser nicht das thun, was man andern zur Ehre anrechnet? Er sieht Trunkenbolde, die man wegen der Ausleerung eines Pokales nach dem Andern zu Helden erhebt, sollte ihm dies nicht eine Aufmunterung seyn, sich eben dadurch auch in den Augen Anderer einen Vorzug zu erwerben, da dieser ihm so wenige Mühe kostet? Er sieht die Ritter jede Beleidigung rächen, wer kann es ihm daher verdenken, daß er auch den geringsten Angrif auf seine Ehre bestraft? Ritterromane aber sind nicht allein der moralischen Gesinnung nachtheilig, sondern sie verwirren auch die Begriffe: man nennt in ihnen etwas Tugend, was kaum den Schein derselben hat: man hält Sachen für wahr, deren Annahme in das größte Verderben stürzt. Die Kultur des Geschmacks wird durch die Einmischung veralteter Worte, die wenig oder gar nichts sagen, verhindert, und die Ausbildung des Verstandes durch die Einwebung von übernatürlichen Erscheinungen gestört.

Ritterromane aber haben auch noch den Nachtheil, daß sie die Wahrheit verfälschen, eine falsche

Ansicht von den Dingen der Vorzeit geben, und die Geschichte entstellen: denn wie wenige Schriftsteller stellen die Geschichte, die Sitten und die Denkungsart der vormaligen Zeiten rein und unverfälscht dar? Die Ritter aus dem eilften Jahrhunderte sprechen, denken und handeln wie jene aus dem funfzehnten Jahrhunderte, obgleich die wahre Geschichte lehrt, wie sehr beide von einander verschieden waren.

Warum gefällt uns aber die Lektüre der Ritterromane? Weil diese uns in ein Zeitalter zurück versezzen, das reich an Abenteuern war, und weil sie uns Sitten und eine Denkungsart zeigen, die weit von der unsrigen abweichen, die aber einen Anstrich vom Romantischen und Heroischen haben. Man wähnt, Treue und Ehrlichkeit, Kühnheit und Bravheit sey damals unter den Rittern einheimisch gewesen; ihr frommer Aberglaube und ihre heldenmäßige Denkungsart, ihre Kühnheit, ihre Derbheit zieht unsern Geist an, weil ihnen ein Anschein von natürlicher Einfalt zum Grunde liegt. Ihre Ritterspiele, ihre Hochachtung gegen das andere Geschlecht, ihre Verachtung des Pfaffenbetrugs, und ihre Aufopferung für einander bringt uns auf den Wahn, daß die Menschen damals nicht allein mehr körperliche Stärke, sondern auch eine edlere und erhabenere Denkungsart besessen haben.

Geisterromane sind dem Leser noch gefährlicher, als Ritterromane. Der Mensch besizt von Natur einen groſsen Hang zum Wunderbaren und Uebernatürli-

chen: seine Einbildungskraft schwelgt in dem Zauberlande herum, während sein Verstand auf dem Küssen des Unbegreiflichen einschläft, und welche Wonne genießt er, wenn alle Augenblicke neue ungewöhnliche und sonderbare Erscheinungen, wie in einem Gukkasten, vor ihm vorbeigehen! Der stete Wechsel des bunten Mannichfaltigen hat ihn ganz bestrickt: er fragt bei keiner Erscheinung mehr: woher und wie? Was soll er viel Mühe anwenden, das Übernatürliche zu erforschen und in das Reich der Geister einzudringen, da es ihm doch nicht gelingen wird, Aufschluß darüber zu erhalten?

Ein Mensch, der viele Geisterromane liest, sezt sich der Gefahr aus, den richtigen, oder sogar allen Gebrauch seines Verstandes durch den Nichtgebrauch desselben zu verliehren. Wer immer in einer Zauberwelt lebt, wird gar zu leicht der wirklichen Welt gänzlich entrückt: keine Thatsache, keine Erscheinung, so sonderbar und auffallend sie auch seyn mag, kommt ihm unwahrscheinlich vor. Er glaubt das Unglaubliche, sieht das Unsichtbare, hört das Unhörbare, und fühlt, was sich gar nicht im Menschen offenbart. Er träumt und phantasirt stets, und alle Ausgeburten seiner Einbildungskraft sind ihm Wahrheit. Der Mensch ist schwach, er muß sich gar sehr hüten, der Stärke seines Verstandes durch übernatürliche Erscheinungen zu spotten. Er geräth leichter auf einen Irrwahn, als auf Wahrheit: er glaubt leichter das, was unwahrscheinlich ist, weil die Prüfung der Wahrheit ihn Mühe kostet, eine Annahme des Unglaubli-

chen aber die Einbildungskraft ergözt, und ihren tollen Ausschweifungen einen großen Spielraum einräumt. Der Mensch muß daher nichts geschehen sehen, wobei er nicht nach der Ursache und nach dem Grunde desselben fragt: dadurch erhält er seinen Verstand auf dem Pfade der Natur, übt denselben, und verschaft ihm Stärke und Festigkeit. Bei dem grossen Hange der Menschen zur Geisterercheinung darf man dieser Neigung nicht noch mehr schmeicheln; sie wirkt schon an und für sich selbst stark genug, und läuft nur zu oft unversehens mit dem Verstande davon.

Geisterromane gefallen uns deshalb sehr, weil sie den Trieb nach dem Uibernatürlichen, der tief in unserer Seele eingewurzelt ist, zu befriedigen, und uns Aufschluß über Dinge zu geben versprechen, worauf so viele ihr ganzes Seelenheil sezzen. Dieser Hang nach dem Uibersinnlichen ist ein Erbgut aus einer andern Welt, das der Vater der Menschen seinen Kindern als Leitstern in dieses irrdische Labyrinth mitgab. Allein es ist gefährlich, mit ihm einen Mißbrauch zu treiben, und die Geister in die Sinnenwelt herab zu ziehen, weil die Einbildungskraft nur zu leicht das Uibergewicht über alle andere Geistesoperationen und ihre Produkte erhält. Geisterromane halten stets unsere Erwartung gespannt, eine Unmöglichkeit wird nach der Andern wirklich, eine ungewöhnliche und unerwartete Erscheinung verdrängt die Andere, und was Menschen nicht thun können, führen Geister aus, wir halten daher nichts mehr für unmöglich. Unsere Aufmerksamkeit wird stets rege erhalten, unsere Einbildungs-

kraft wirkt frei und ungehindert, und wir vergnügen uns an den tollen und unbegreiflichen Spielen, die wir vor uns vorgehen sehen, und deren Daseyn uns keine Anstrengung kostet.

Ritter- und Geisterromane sind vorzüglich jungen Leuten gefährlich, weil sie die Gesinnung und Denkungsart derselben verderben, und die Freiheit und Selbstthätigkeit ihres Geistes zu Grabe tragen. Allein sie schaden nicht allein jungen Leuten, sondern auch allen schwachen Gemüthern, und allen, die weder selbstdenken können, noch Festigkeit des Charakters besizzen. Sie sind ein gefährliches Spiel für empfängliche und reizbare Gemüther, denen sie unvermuthet alles Göttliche in ihrer Natur rauben. Uiberdies sind die meisten Ritter- und Geistergeschichten, die wir Teutsche besizzen, äußerst geist- und geschmacklos. Sie verderben daher Kopf und Herz. Schillers Geisterseher allein macht davon eine rühmliche Ausnahme. Er ist ein Produkt des Genies und des Geschmacks, und man liest ihn jezt schon mit eben so viel Vergnügen als Belehrung, ob er gleich noch nicht vollendet ist. Seine Nachahmer aber sind wie alle Nachahmer: sie halten die Worte des Originals, die sie in ihre Geistesprodukte übertragen, für Gedanken, und schmükken ihre Geschichte mit alten Fezzen aus, anstatt daß sie ihnen ein stattliches und geschmackvolles Kleid umwerfen sollten.

Es ist ein Glück für die Kultur der Menschheit, wenn wenige Geisterromane erscheinen, weil sie der Aufklärung Hindernisse in den Weg wälzen, die keine

Belehrung und keine Gewalt wegräumen kann. Sie befördern Unthätigkeit, anstatt den Menschen von der natürlichen Trägheit loszureißen, sie verbreiten den Wahn von übernatürlichen Einwirkungen, anstatt daß sie diesen ausrotten sollten, und sie entrücken den Menschen in eine Welt, wo kein Naturgesez mehr gilt, anstatt daß sie ihn im Gebrauche der Naturgesezze und im Forschen darnach üben sollten. Sie sind Gaukler, die den gedankenlosen Pöbel vollends ganz um den Verstand bringen, und die jede Hofnung zu Grabe tragen, daß er jemals das Joch des Wahnglaubens abschütteln werde.

XV. Uiber Geschichts- und historisch-politische Romane.

Es verursacht uns ein unangenehmes Gefühl, wenn wir Wahres und Falsches unter einander gemischt sehen: denn sind wir auch immer auf unserer Huth, uns gegen den Irrthum zu schüzzen, so dringt doch unvermuthet, und vielleicht gar unsichtbar, ein Feind auf uns ein, der uns jeden Genuß unserer Arbeit raubt.

Historische Romane enthalten theils wahre Geschichte, theils erdichtete Vorfälle: sie sind also ein Zwittergeschlecht. Der Dichter nimmt eine Mischung mit ganz verschiedenartigen Stoffen vor, und giebt seinem Produkte den Namen eines Kunstwerks. Da er aber an einen gegebenen Stof gebunden ist,

so kann er nicht frei wirken: allenthalben treten wirkliche und erdichtete Gegenstände einander entgegen, und theilen und schwächen seine Kräfte und Anstrengungen. Sein Genius kann seine Schöpferkraft nicht äußern: er ist an das schon Vorhandene gebannt, und kann weder dasselbe vergeistigen, noch durch Ideen bereichern, weil er nicht die Operationen mit ihm vorzunehmen im Stande ist, welche er mit den Kindern seines Geistes vornimmt, an welchen er wie Prometheus herumhämmert, um sie zu schön gestalteten und geistreichen Formen zu machen. Das Genie erhebt sich, während es seine Schöpfungen vornimmt, in den Himmel, und der historische Stof fesselt es auf die Erde, wie kann man also erwarten, daß ein historischer Roman originell und ideenreich sey? Diese Lähmung des Genies durch den Stof giebt dem Produkte eine Mattigkeit, die der Leser, der an die geistreichen und kraftvollen Kinder jenes himmlischen Genius gewöhnt ist, nur zu schmerzlich fühlt. Ein historischer Stof ist daher gar nicht zu Romanen geeignet, weil das Genie nicht seine Allgewalt an ihm äußern kann. Es bringt Mißgeburten zur Welt, weil man es zwingt, das Unnatürliche mit dem Natürlichen, das Geschichtliche mit dem Erdichteten zu vereinigen.

Historische Romane sind weder originell, noch ideenreich, sie befriedigen daher weder die Foderungen, die man an ein Kunstwerk macht, noch jene, welche an ein geschichtliches Werk ergehen. Ihre Lektüre stört uns in dem Genusse, den uns sonst die Lektüre schöner Kunstwerke gewähret, weil wir immer zu fra-

gen genöthigt werden: welcher von diesen Vorfällen gehört der Geschichte an, und welchen hat der Dichter aus eigener Macht hinzugefügt? Ist die Thatsache, die er jezt erzählt, erdichtet oder wahr? Haben die handelnden Personen diese Gedanken, diese Empfindungen, diese Entschlüsse wirklich gehabt, oder legt der Dichter sie ihnen bloß in den Mund und in das Herz? Diese Vorstellungen von einer Verfälschung der Geschichtsdaten verfolgen uns stets, und verbittern uns jeden Genuß der Lektüre.

Historische Romane gefallen uns nicht allein nicht, sondern sie sind auch dem Leser, vorzüglich jungen Leuten, schädlich. Es ist höchst gefährlich, das Falsche und Erdichtete unter das Wahre und Wirkliche zu werfen. Beide vergesellschaften sich leicht mit einander, und wir können endlich gar nicht mehr unterscheiden, was der Geschichte oder der Dichtkunst angehört. Und was nüzt es uns, wenn wir einige Flecken aus der Geschichte erhalten, anstatt eine vollständige Uibersicht von den Schicksalen, von der Kultur, von den Thaten und von den Verirrungen unserer Gattung? Es ist besser, man weiß gar nichts von der Geschichte, als eine solche Vermischung von wirklichen und erdichteten Begebenheiten, die uns vollends alle Hofnung raubt, daß wir uns endlich eine Kenntniß von der Geschichte erwerben werden? Der Leser historischer Romane lernt weder die Ereignisse der Vorzeit, noch das menschliche Gemüth kennen, weil man die Begebenheiten und Zustände von beiden nicht rein und unvermischt, sondern durch die Brille der Einbildungskraft gefärbt darstellt.

Historische Romane sind also weder Produkte des Genies, noch leisten sie den Foderungen des Geschmacks Gnüge, weil sie immer ein geheimes Mißfallen unterhalten, wodurch alles Vergnügen und aller Genuß gestört wird. Der Schaden, den sie vorzüglich für junge Leute haben, ist nicht unbeträchtlich, weil sie diesen die Lust rauben, sich mit der wahren Geschichte bekannt zu machen, indem das Studium dieser weder so leicht noch so angenehm ist, weil der Einbildungskraft kein so weiter Spielraum erlaubt ist, als in Romanen. Die Geschichte kündigt sich als eine Arbeit an, ein Roman als ein Spiel: aus jener will der Leser lernen, durch diesen will er sich bloß die Zeit vertreiben; jene nimmt ihren Stof aus der wirklichen Welt und sie erscheint dem Leser daher alltäglich, dieser holt die Materialien aus dem Reiche der Einbildungskraft, wodurch eine eben so große Mannichfaltigkeit als Neuheit der Gegenstände entsteht. — Junge Gemüther geben nur zu leicht demjenigen den Vorzug, was wenige Mühe kostet, und was das Spiel der Einbildungskraft aufregt. Sie werden daher lieber geschichtliche Romane lesen, als Geschichtswerke studiren, sie werden sich lieber mit einer Mischung von Wahrem und Erdichtetem begnügen, als mit der reinen Wahrheit und Wirklichkeit bekannt machen, deren Erwerb sauer und beschwerlich ist. Das schlimmste aber ist, daß Geschichtsromane sogar die Kraft vernichten, sich eine vollständige Kenntniß von den Schicksalen der Menschheit zu verschaffen.

Es giebt außer den historischen Romanen noch eine Zwittergattung von Romanen, und dies sind die

historisch-politischen. Man läßt einen Helden auftreten, der irgend eine Rolle bei einer großen Weltbegebenheit gespielt hat, und legt ihm seine eigenen politischen Meinungen in den Mund: denn da es in der Politik keine mittlere Meinung giebt, weil jede entweder aristokratisch oder demokratisch ist, so fröhnt der Held allemal einer gewissen Partei. Ein Werk der schönen Kunst darf aber nie Parteihaß beflecken, wenn es uns gefallen soll. Politische Werke regen unsere Leidenschaften auf, schöne Kunstwerke aber sollen bloß unsere Gefühle in Thätigkeit sezzen: jene können uns daher nie ein so reines und uninteressirtes Vergnügen, noch eine so leichte und angenehme Belehrung verschaffen, als diese. Politische Stoffe sind daher gar nicht tauglich zur Bearbeitung von schönen Kunstwerken, weil sie kein uneigennüzziges Wohlgefallen zu erregen im Stande sind. Man scheint aber auch mit historischpolitischen Romanen nicht immer die Absicht gehabt zu haben, die Geschmacksfoderungen zu befriedigen, und ästhetische Gefühle im Lesen zu erwecken, sondern man wollte sowohl Parteigänger anwerben, als seine eigene Partei vertheidigen. Man wollte nicht schöne Gefühle, sondern häßliche Leidenschaften in der menschlichen Brust erregen. Politische Romane sind eine Ausgeburt des Parteigeistes, und keine Produkte des Genies. Sie sind daher weder originell, noch geistvoll, noch lieblich, sondern dem Parteihasse fröhnend, stürmisch, leidenschaftlich, und oft auch gedankenleer.

XVI. Uiber moralische Erzählungen.

Kein Dichter darf die unmittelbare Absicht haben, zu belehren oder zu bessern, weil er durch beides Eingriffe in ein fremdes Gebiet thut, und an Gehalt und Nuzzen des Dichterischen in seinem Werke verliehrt, was er an gutem Willen gewinnt. Sein Zweck muß stets auf das Gefallen gerichtet seyn; die Belehrung muß er den Wissenschafts- und die Besserung den Tugend- und Religionslehrern überlassen. Als Dichter geht sein Bestreben auf die Erregung ästhetischer Gefühle: er soll kein Prediger und Lehrer, sondern ein ideenreicher, schöner und lebhafter Darsteller seyn. Webt er weitläufige moralische Ermahnungen und Reflexionen in seine Erzählungen ein, so arbeitet er auf Aufhellung der Begriffe und auf die Erweckung der praktischen Vernunft, und nicht auf die Kultur der Gefühle des Schönen und Erhabenen. Er nimmt den Verstand und das Herz in die Schule, ob gleich sein Beruf fodert, daß er die ästhetischen Gefühle belebet und pfleget, und dadurch den Geschmack bildet.

Was haben denn nun moralische Erzählungen für einen Zweck? Sie haben entweder bloß die Absicht, das moralische Gefühl lebendig und thätig zu machen, und durch dasselbe auf die Besserung des Herzens los zu wirken, oder sie wollen den Geschmack kultiviren und Gefühle erregen und üben, deren Thätigkeit in den Kreis der schönen Künste gehört, und beabsichtigen nur nebenher eine Besserung des Willens. Ist das Erstere die Absicht des Schriftstellers, so ist er ein Prediger, und kein Dichter. Er unter-

zieht sich einer Beschäftigung, die ihm als solchem nicht zukommt, und er vergißt, daß der Dichter durch die Zaubereien der Einbildungskraft den Geschmack bilden, und durch den Gedankenreichthum seines Genies den Verstand belehren und das Herz rühren soll. Er nimmt ein Geschäft auf sich, bei dessen Ausführung er seinem dichterischen Genius den Dienst aufkündige: denn er erzürnt ihn durch das Moralisiren. Er zerstört die Schöpferkraft desselben, während er darauf sinnt, wie er ein moralisches Sprüchelchen der Welt zu ihrem Heil und Frommen mittheilen will. Er zerstreuet die Bilder der Einbildungskraft und macht ihre Regbarkeit verstummen, während er auf die Jagd kalter Begriffe und auf die Erbauung des Herzens ausgeht. Er stört seinen Geist in denjenigen Operationen, wodurch er eben so viel Originalität als Ideenreichthum offenbart. Er bauet sich selbst einen Damm, welchen er nicht überschreiten kann. Er sezt seine Dichterexistenz in Gefahr, weil er sich in einen Wirkungskreis verirrt hat, wohin er nicht gehört. Sein Unternehmen gelingt ihm von keiner Seite: seine Erbauung und seine Belehrung fruchten nichts, weil sie weder mit gehöriger Salbung und Eindringlichkeit, noch mit gehöriger Deutlichkeit und Bestimmtheit geschehen. Er gefällt auch nicht, weil er keinen Stof gewählt hat, der die Einbildungskraft und den Verstand in eine leichte und angenehme Thätigkeit versezt. Der moralische Romanenschriftsteller scheint mir von der Würde des Dichters zu verliehren, und daher muß er dem Moralisiren entsagen; und soll auch seine Arbeit zur Besserung der Menschen beitragen, so darf es doch nicht da-

durch geſchehen, daß er den Leſer immer abſichtlich auf dieſen Zweck aufmerkſam macht. Er ſoll Thaten aufſtellen und ſie auf eine Art ſchildern, daß ſie gleich einem Donnerſchlage den Sünder zu Boden ſchmettern, und gleich einem Erdbeben den ſchlafenden Böſewicht aufſchrecken. Die Wirkung, welche der Dichter beabſichtigt, muß nicht unmittelbar das Herz treffen, ſondern ſie muß einen Umweg durch das Gebiet der Einbildungskraft nehmen, um erſt die Foderungen des Geſchmacks zu befriedigen, und alsdann allgewaltig auf die moraliſche Natur des Menſchen loszuſtürmen.

Wenn aber moraliſche Erzählungen die Abſicht haben, durch das Schöne den Menſchen zu reinigen und ihn auf den Entſchluß zu bringen, das Werk ſeiner Beſſerung zu beginnen, ſo haben ſie dieſen Zweck mit allen andern ſchönen Künſten gemein, die entweder durch die Liebenswürdigkeit der Tugend oder durch die Abſcheulichkeit des Laſters den Menſchen auf den Entſchluß bringen, eine Revolution in ſeinem Innern zu bewirken, oder indem ſie den Geſchmack bilden, und alſo den Menſchen an eine Zweckmäßigkeit gewöhnen, die jede Abweichung von dem Pfade der Natur mit Schmerzen belegt, und die alſo durch die Fertigkeit in Geſchmacksurtheilen und durch die Kultur der äſthetiſchen Gefühle ſelbſt den Weg zur Tugend öfnet: denn iſt es auch kein unmittelbarer Zweck der ſchönen Künſte, den Menſchen tugendhaft zu machen, ſo räumen ſie doch Hinderniſſe hinweg, die der Tugend den Weg verſperren, und flößen dem Menſchen eine Ge-

neigtheit ein, allenthalben das zu thun, was der Natur in ihm günstig ist.

Da nun also alle Romane einen moralischen Nebenzweck haben, warum nennt man nicht alle Erzählungen moralisch, oder warum verweigert man nicht allen dieses Beiwort? Warum verwirrt man die Gebiete des menschlichen Wissens, und wirft alles unter einander? Warum verhindert man absichtlich die richtige Ansicht von einem Kunstwerke, und warum stört man die Lektüre durch Ankündigung eines Zweckes, der zwar groß und edel ist, aber nicht unmittelbar in das Gebiete der schönen Künste gehört? Es scheint mir daher ein Mißgrif zu seyn, Erzählungen, die als Kunstwerke das bloße Gefallen zur unmittelbaren Absicht haben müssen, gleich als moralische Reinigungsmittel anzukündigen, und da die meisten moralischen Erzählungen, die wir besizzen, immer mehr auf das Herz einzuwirken, als den Geschmack zu befriedigen suchen, so scheinen sie ein Zwittergeschöpfe zu seyn, die eben so wenig gefallen, als bessern.

Der Dichter baue seine eigenen Aecker an, und sie werden eben so reichliche Früchte tragen, als der moralische Prediger in seinem Garten zieht. Er ist ein Zauberkünstler, und kein Worterklärer. Er will nicht unmittelbar den Verstand und das Herz bearbeiten, sondern den Geschmack in die Schule nehmen. Er will nicht Begriffe entwickeln und ihre Bedeutung bestimmen, er will nicht das Sittengesez predigen, und dem unbändigen Rebellen in das Gewissen donnern, sondern durch Ruhe und Stille gefallen. So

will durch das leichte und liebliche Spiel der Dichtungen vergnügen, und den ganzen Menschen in eine angenehme Thätigkeit versezzen. Er kündigt weder eine Arbeit, noch einen Kampf, sondern ein Spiel an, das uns nicht ermüdet, sondern das uns stets wohlgefällig ist.

Der moralische Romanendichter erfüllt daher keinen seiner Zwecke vollständig: er thut weder den Foderungen des Geschmacks, noch den übrigen Anlagen eine vollkommene Gnüge, er gefällt eben so wenig, als er erbauet, und behagen uns auch manche moralische Erzählungen, so liegt der Grund davon in keinem Geschmacksurtheile, sondern im Herzen, das durch solche Produkte geschmeichelt wird, und das in der moralischen Welt seinen Unterhalt sucht.

XVII. Uiber empfindelnde und mystische Romane.

Es ist gefährlich, eine Kraft auf Kosten aller Andern zu kultiviren, weil sie leicht durch das Uibergewicht ihrer Thätigkeit die Wirksamkeit aller Andern erdrückt und Geisteskrankheiten verursacht. Doch ist die Gefahr nie so groß, wenn der Verstand über alle andere Kräfte hervorragt, als wenn das Gefühlsvermögen eine übermäßige Reizbarkeit erhalten hat, die, da jenes keinen Leiter und Führer hat, uns in tausend Irrgänge führt, wo wir nach langem Herumirren uns der Gefahr aussezzen, an Geist und Körper zu erkranken. Das Gefühl, das in seinem Wachs-

thume nicht durch den Verstand gezügelt wird, verführt zur Schwärmerei: und da kein Vermögen sich so leicht verirren kann, als das Gefühlsvermögen, weil es blind ist, wenn es nicht einen Führer hat, so müssen wir sehr vorsichtig seyn, es weder bis zum Uibermaaße zu kultiviren, noch dasselbe in eine unnatürliche Stimmung zu sezzen.

Romane, die empfindeln, anstatt Naturgefühle zu erregen, spielen die Sachen in ein gewisses Helldunkel, das uns zwar behagt, aber uns Verirrungen ausseżt, die keine Reue wieder gut macht. Ein behaglicher Mysticismus umstrickt unsern Geist, und dieser wird gänzlich aus seiner natürlichen Laufbahn weggeschleudert, und kann sich endlich gar nicht mehr orientiren. Das Unnatürliche wird natürlich, das Uibertriebene wird für Tugend gehalten, das Dunkle ist das Lichtvolleste, das Verworrene das Einfachste.

Ist nun in jemand eine solche unnatürliche Reizbarkeit der Gefühle entstanden, so beklagt er den Tod so vieler tausend Würmer, die er mit seinen Füßen zertritt, und begeht ungerührt die größten Grausamkeiten und das schreiendste Unrecht an seinen Nebenmenschen. Er wagt kein Thier zu tödten, das ihm zur Speise dient, und er hält es für gewissenlos, ihm eine Last aufzubürden, ob er gleich seine Beihülfe nicht entbehren kann, und ohne Gewissensbisse sieht er den Armen unter der Last seiner Arbeiten erliegen und im Elende verschmachten. Er sieht Erscheinungen aus einer andern Welt, und wird nicht den Abgrund gewahr, der sich vor seinen Füßen öfnet; er spricht mit

überirrdischen Wesen, und hört nicht seinen Mitbruder, der um eine Gabe bittet, um seinen Hunger zu stillen. Das Herzdurchgreifendste fühlen diese Empfindler nicht, ob sie gleich mit jedem Luft- und Wassergeiste durch ihre Gefühle in Correspondenz zu stehen glauben.

Diese unnatürliche Empfindelei begünstigte vorzüglich der Siegwart. Die Lektüre dieses Romanes zerrüttete den Verstand manches Mädchens; manche gieng vor der Zeit ins Grab, und manche zerstörte ihre Gesundheit auf Zeitlebens. Alle Nerven wurden angespannt, alle Empfindungen übertrieben, alle leidenden Vermögen in Thätigkeit gesezt, das Herz wurde bestochen, und Thränen und Klagen wurden die tägliche Nahrung der Unglücklichen, die nicht den Muth hatten, sich von dem Zaubergesange der Syrenen loszureißen, und die so schwach waren, auf ihre Lockungen zu hören.

Solche Romane, die das Gefühl zu sehr reizen, den Verstand zu wenig nähren, und diesen endlich durch eine übermäßige Empfindlichkeit und Verfeinerung jenes gänzlich vom Throne stoßen, sind eine Pest der Menschheit. Der Leser verschluckt Gift, ohne es zu wissen, und labt sich an Zaubertränken, ohne die fürchterlichen Wirkungen zu ahnden, die sie für seinen Kopf und für sein Herz haben. Kein Dichter, der die Menschheit achtet und die Schwachheit der Menschen kennt, muß die Saiten des Gefühls gar zu hoch spannen, weil sie sich nur zu leicht auf ewig ver-

ſtimmen, und Tauſende dadurch ins Unglück geſtürzt werden.

Es giebt noch eine Krankheit, die man ſich durch die Lektüre gewiſſer Romane zuzieht, und dies iſt der Hang zum Myſticismus. Gewiſſe Werke erzählen Begebenheiten, die man nicht begreifen kann, die bald ein Werk der Menſchen, bald der Götter zu ſeyn ſcheinen, und die den Leſer in ein gewiſſes Helldunkel verſezzen, wo er Dinge gewahr wird, die kein geſunder Menſch ſieht, und wo er Gefühle empfindet, wofür kein Naturkind Empfänglichkeit beſizt. Die Worte, die Ausdrücke ſcheinen etwas zu ſagen, aber kein geſunder Menſch kann einen beſtimmten und deutlichen Begrif damit verbinden. Die Szene ſpielt zwiſchen Himmel und Erde, und die Perſonen, die erſcheinen, ſind ein Mittelding zwiſchen Göttern und Menſchen. Die Begebenheiten werden wie durch einen Zauberſchlag hervorgebracht, und die Räſonnements ſind durch die Magie der Einbildungskraft gefärbt. Nichts iſt Natur, alles trägt den Anſchein des Uibernatürlichen, der Leſer wird beſtrickt, ſein Geiſt wird der wirklichen Welt entrückt, er wandelt in den helldunkeln Regionen der Gefühle, hört Himmelsharmonien, ſpeiſt Götterkoſt, und wird von den Banden der Natur losgeriſſen, ehe er ahndet, daß er nicht mehr auf dem feſten Boden der Erfahrung wandelt. Obgleich die Anzahl ſolcher Romane, die den Myſticismus begünſtigen, nicht eben groß iſt, ſo ſtößt man doch hier und da auf ein ſolches Produkt, das jungen Gemüthern den Verſtand verwirrt und ſie zu

Schwärmern und Narren macht. Es ist daher gefährlich, sich sinnlos der Lektüre solcher Bücher zu überlassen, wenn man noch nicht im Selbstdenken geübt ist, weil die zügellose Einbildungskraft gar zu leicht den an Regeln gebundenen Verstand von den Banden losreißt, und ihn zu ihrem Sklaven macht. Man muß nicht über Dinge spotten, die man noch nicht kennt, oder welche man noch nicht beherrschen kann. Es tritt nur gar zu leicht der Fall ein, daß sie über unsere Unmündigkeit den Sieg davon tragen, und sich an uns wegen unserer Unbesonnenheit fürchterlich rächen.

XVIII. Uiber lascive Romane.

Unter lasciven Romanen verstehe ich solche, die dem Begattungstriebe vorzüglich schmeicheln, mag nun dies durch die magischen Gewebe der Einbildungskraft, oder durch eine freche Enthüllung aller Geheimnisse der Liebe geschehen. Der Zweck von beiden geht dahin, einen Trieb in Feuer und Flammen zu sezzen, der allen Menschen gemein ist, und der an und für sich selbst stark genug wirkt. Erscheint ein solcher Roman, der die Mysterien der Liebe enthüllt, so entstehen allgemeine Klagen unter den Kritikern, unter den Hirten der Völker, und unter den Hütern der Sitten: selten tritt ein Vertheidiger zu ihren Gunsten auf; alle sprechen das Verdammungsurtheil über sie aus, um sich den Schein eines tugendliebenden Herzens zu geben. Man fodert die Regierungen zu Hülfe, die aus lauter Vorsorge für Sittlichkeit, die sie

doch niemand verschaffen kann, und die außer dem Kreise ihrer Wirksamkeit liegt, den Bannfluch über solche Romane aussprechen. Was fruchten aber solche Confiskationen? Daß oft unbedeutende Bücher gelesen und gesucht werden. Das Publikum kannte oft solche Werke nicht, ehe die Regierung ihren Zorn an ihnen ausließ. Verbote von Büchern, wenn sie auch rechtlich wären, fruchten überall nichts: und vor dem äußern Rechte ist jeder solche Eingrif in das Recht der Menschheit, vermöge welches jederman erlaubt ist, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen und deshalb nie zu irgend einer Verantwortung gezogen zu werden, so lange er nicht ein Recht des andern kränkt, verboten.

Schaden denn nun aber lascive Romane? Da beinahe in allen Romanen die Liebe die Haupttriebfeder ist, so wird sie durch Romanenlektüre stets geweckt und gereizt. Ist dies nun für die Menschen ein Nachtheil? So lange nicht die Geheimnisse des Begattungstriebes auf die frevelhafteste und grobsinnlichste Weise entweihet werden, ist es mehr ein Glück, als ein Unglück für die Menschen, daß ein magischer Schleier durch die Einbildungskraft über die Liebe geworfen wird, um sie zu vergeistigen und zu veredeln: denn nichts flößt leichter Ekel und Uiberdruß ein, als ein ungeheiligter Anblick der Thierheit im Menschen, und eine Befriedigung bloß thierischer Begierden: spielt aber die Einbildungskraft diesen thierischen Genuß in ein gewisses Helldunkel, dann wird er veredelt und humanisirt, und verliehrt das grobe und rohe Thierische, das ihm anklebt, und das den Menschen

erniedrigt: er nimmt dann etwas von dem Adel an, der die menschliche Natur erhöht. Romane also, die den Begattungstrieb durch die Magie der Phantasie verschleiern, sind daher nicht schädlich, sondern nüzlich: denn warum sollte ein Trieb, der das Band der Menschheit und der die Quelle alles Menschenlebens ist, keine Kultur verdienen, zumal wenn er dadurch die ihm anhangende Rohheit verliehrt? Warum sollte nicht eine Leidenschaft in dem menschlichen Busen vervollkommt und veredelt werden, die eine Quelle zahlloser Freuden und ein Antrieb zu edeln und guten Handlungen werden kann? Und warum will man den Geschlechtstrieb allein unkultivirt lassen, da er in seiner Brutalität alle Dämme durchbricht, und keine Grenzen kennt, und in seiner Veredelung immer Achtung gegen die Menschheit einflößt? Man bürdet daher den Romanen eine Schuld auf, die sie nicht verdienen, und man thut ihnen unrecht, wenn man sie für Verführer erklärt, ob sie gleich nicht die geringste Veranlassung zu Ausschweifungen gegeben haben. Den Reinen ist alles rein, nur der Unreine und lasterhafte wird ins Verderben gestürzt, aber nicht durch die Schuld der Romane, sondern durch seine eigene Gesinnung und Denkart, indem er ein unheiliges Feuer in seinem Busen nährte.

Was nun die Romane anbetrift, die alle Geheimnisse der Liebe und des Geschlechtstriebes entweihen, so flößen sie Ekel und Abscheu ein, und können nur solche Leser verführen, bei welchen die rohe Thierheit die Menschheit schon überwältigt hat. Kein Mann,

den der Adel der Menschheit krönt, wird solche Bücher lesen, ohne von Unwillen und Abscheu ergriffen zu werden: diese unangenehmen Gefühle werden ihn gegen Irrgänge schüzzen, und werden der Hüter seiner Würde seyn. Fällt also jemand durch die Lektüre von Romanen, so war er schon verdorben, und jede andere Gelegenheit würde ihn eben sowohl als Romane ins Verderben gestürzt haben.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß man nicht ohne große Gefahr jungen ungebildeten Leuten solche lascive Romane in die Hände geben darf, weil der Geschlechtstrieb, der zu früh erweckt wird, zu Unnatürlichkeiten verführt, das Wachsthum des Körpers verhindert, und die Blüthe des Lebens vor der Zeit zerstört. Sorgsame Väter und einsichtsvolle Aufseher werden daher gewissenhaft darüber wachen, daß die Jugend nicht mit Geheimnissen bekannt werde, die der Vorwiz entweiht, und die dadurch zum schrecklichsten Gifte werden. Sie werden es sich zur heiligsten Pflicht machen, eine Frucht nicht zu zeitigen, die noch weit von ihrer Reife entfernt ist, und sie werden die Klugheit und Einsicht haben, der Natur nicht zuvor zu eilen, sondern stille und vorsichtig ihrem Gange zu folgen. Die Natur verräth immer selbst, was sie bedarf, es gehören nur dazu Augen zum Sehen und Verstand zum Urtheilen. Sie thut nichts zur Unzeit. Ihre Entwickelung, wenn ihr nur hier und da eine Unterstüzzung gereicht wird, geht glücklich ihren Gang fort und führt zum Glücke, zur Tugend und zur Freiheit.

XIX. Bemerkungen über einige Romanenschriftsteller.

Alle gebildete Nationen Europens haben in dem Romanenfache berühmte Männer aufzuweisen, und ob gleich Romane nicht, wie Gedichte, eine so frühzeitige Frucht der Kultur sind, sondern mehr Erfahrungen und Einsichten erfodern, und also später reifen, so erscheinen sie doch nicht lange nach der Epoche der Dichtkunst. Der Dichter scheint mehr zu spielen, als der Romanenschriftsteller, und wir scheinen von jenem auch weniger zu fodern, als von diesem. Bei jenem sind wir oft bloß mit einer reizenden Darstellung, die angenehm unsere Einbildungskraft beschäftigt, zufrieden, von diesem verlangen wir nicht bloß eine lebendige Darstellung, sondern auch eine reiche Fundgrube von Menschen- und Weltkenntniß, kühne und neue Ansichten der Dinge, und eine große Mannichfaltigkeit der Handlungen. Der Dichter erzeugt Kinder, die klein bleiben können, allein der Romanschriftsteller stellt ein Gewimmel von Thätigkeiten und eine Menge von Handlungen vor uns auf, die oft mehrere Menschenalter erfoderen, wenn sie gethan werden sollen. Alles, was er sagt und thut, muß mit seinem Hauptzwecke zusammenspielen, keine Person darf unnütz, kein Charakter ohne Absicht, keine Handlung unbedeutend seyn, wenn er die Foderungen, die man an ihn macht, befriedigen soll. Durch Dichten lehrt er uns Wahrheit, und enthüllt uns die Geheimnisse des menschlichen Herzens; im Fluge deutet er hier und da einen verborgenen Zug im Menschenleben an, und durch Thaten und Handlungen lehrt er uns Klugheit.

Die Romanenschriftsteller der verschiedenen Nationen haben jede ihre besondere Physiognomie: die Engländer sind launig, die Franzosen wizzig, die Teutschen ernst und rührend. Jede Nation erscheint in ihren Romanen im Gefolge ihrer Sitten, ihrer Gebräuche, und ihrer Denkungsart. Der gute engländische Romanenschreiber lernt uns den Stolz, die Großmuth, den Eigensinn, die Hartnäckigkeit, die Verachtung aller andern Nationen, die Hintansezzung des Rechtes, um gütig seyn zu können, und die Brutalität seiner Nation kennen. In den französischen Romanen finden wir die leichtsinnige, rohe, gutmüthige, grausame, unbeständige, brave, wizzige, kühne Nation, die für alles Gute empfänglich ist, sich aber eben so leicht zum Bösen, als zum Guten leiten läßt. Die teutschen Romanenschriftsteller stellen uns in ihren Schriften ein Völklein auf, das eben so gerecht, als gütig, eben so beständig, als unternehmend, eben so ehrliebend, als mitleidig, und eben so gerade, als brav ist. Es fehlt ihm die launigte Ansicht der Dinge, welche dem Engländer eigen, und man findet bei ihm auch nichts von dem Wizze, womit der Franzose über sein eigen Unglück und über seine eigenen Thorheiten spottet.

Wieland ist unter den Teutschen ein wahrer Protheus. Sein Geist erscheint in allerlei Gestalten. Er ist in griechischen Sitten und in griechischer Denkungsart eben so bewandert, als in den morgenländischen Sitten und Gebräuchen. Er dichtet mit eben so großer Leichtigkeit und Anmuth Feenromane, als er

das wirkliche Leben mahlt. Seine Romane sind voll treflicher Bemerkungen über den Menschen und über die zahllosen Geheimnisse des menschlichen Herzens. Er ist neu in den Gedanken, schön und lebendig in der Darstellung. Er bezaubert die Einbildungskraft, und fesselt und rührt den Verstand. Seine Rede ist ein leichter Fluß, der Kühlung und Erquickung umher verbreitet. Sein Geist scheint mehr für das Schöne, als für das Erhabene geschaffen zu seyn. Schöne Stellen stoßen uns in allen seinen Schriften auf, selten aber solche, die das Gefühl des Erhabenen in unserm Gemüthe aufregen. Seine Gedanken sind Begriffe, und keine Ideen: er ergözt daher und gefällt uns, aber er erhebt und rührt uns nicht: er belehrt unsern Verstand, aber er erschüttert nicht unser Herz. Man kann seine Schriften stets ohne Ermüdung und Uiberdruß lesen, und man kehrt immer mit neuem Vergnügen zu ihnen zurück, und verläßt sie stets mit einer reichen Ausbeute. Seine Darstellung und seine Gedanken sind ein liebliches Spiel, das uns durch die holde Magie der Einbildungskraft unwiderstehlich anzieht und ergözt.

Wielands Schriften sind eine reiche, unerschöpfliche Fundgrube von allerlei Kenntnissen: in seinem Agathon lernt er uns die Sitten, die Denkungsart und die Meinungen der Griechen, in seinem Peregrinus Protheus, und in seinem Don Sylvio von Rosalva den Naturgang der Schwärmerei, Einbildungen und Verirrungen exaltirter Köpfe, in seinem goldenen Spiegel die treflichste Regie-

rungsweisheit kennen. Alles, was er berührt, macht er lehrreich und gefällig: alles trägt den Stempel seines Geistes: Schönheit, Anmuth, Leichtigkeit, Lebendigkeit mit einem reichen Schatze von Kenntniß des Menschen und der Welt gepaart *).

Goethe's gewaltiger Geist ist mehr Schöpfer als Wieland: dieser aber besitzt mehr Gelehrsamkeit und Erfahrung, als jener. — Goethe's Gang bezeichnet Originalität, Ideenreichthum und eine Stimmung für das Erhabene. Allgewaltig beherrscht er den Stof, den er ergreift: er verbindet viel Kenntniß des menschlichen Herzens mit kühnen und lebendigen Ansichten über die äußere Natur. Seine Darstellung ist nüchtern und gediegen, und seine Empfindungen greifen an das Herz. Seine Gedanken sind Ideen, die ihre Heimath in der Vernunft haben. Er reißt uns daher von der Erdenscholle, auf welcher wir, wie angezaubert, sitzen, los, und erhebt uns gen Himmel. Er lernt uns ein Leben verachten, das aus Schwäche und Bosheit zusammengeknetet ist. Mit kühnem Pinsel malt er die Regsamkeit und die Schönheiten der Natur, und allgewaltig stürmt er

*) Wielands Romane sind folgende: 1) Geschichte des Agathon, 3 B. 2) Geschichte des weisen Danischmend und der drei Calender, 1 B. 3) Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, 2 B. 4) Nachlaß des Diogenes von Sinope, 1 B. 5) Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit, 1 B. 6) Geschichte der Abderiten, 2 B. 7) Peregrinus Proteus, 2 B. 8) Agathodämon, der 1799 erscheint.

in das unruhige Spiel der Leidenschaften, die unsern Busen beunruhigen. Wahrheit und Natur sind seine treuen Gefährten. Ich schildere den Charakter von Goethe's Geiste, wie ich ihn in den Leiden des jungen Werthers gefunden habe: denn in Wilhelm Meisters Lehrjahren erscheint er in einer andern Gestalt; er ist hier nicht mehr der kühne, schöpferische und gewaltige, aber troz der Mängel und Flecken, die dem W. M. ankleben, ist er dennoch in diesem Werke immer noch ideenreich, lebendig und gebieterisch.

Thümmel verbindet mit Gedankenreichthum viel Wiz. Seine Darstellung athmet Leben und Feuer, seine Gedanken sind Kinder seines eigenen Geistes, seine Ansichten der Dinge und seine Bemerkungen darüber nöthigen uns oft ein Lächeln ab. Seine Erzählung geht rasch fort. Es ist nichts unnüz: alles greift in einander ein, und alles trägt zur Vermehrung des Haupteffektes bei. Sein Spott verwundet, aber beleidigt und erzürnt nicht: seine Satyre macht uns die Menschen nicht verabscheuungswerth, sondern flößt uns vielmehr Mitleid gegen Geschöpfe ein, die der Stolz und der Ehrgeiz zu Thoren und Narren macht. Er verfällt manchmal ins lascive, verhüllt es aber mit dem magischen Schleier der Einbildungskraft, und giebt daher mehr dem Verstande, als den Leidenschaften Nahrung *).

*) Thümmels Romane sind: 1) Wilhelmine, ein prosaisch-komisches Gedicht, 1769. 2) Die Inocula-

In der Welt der täglichen Erfahrung sind Müller und Knigge zu Hause. Beide kennen die Fehler und Verirrungen der Menschen, beide züchtigen die Ausschweifungen, Thorheiten, Laster und Geckenhaftigkeit der Menschen, und beide nehmen Kopf und Herz in ihren Lesern in Beschlag.

Müller verbindet nebst einer größern Masse von Kenntnissen des menschlichen Herzens mehr Ernst und moralischen Unwillen, als Knigge. Dieser geißelt und spottet, wo jener zürnt und donnert. Ist Müller auch manchmal zu geschwäzzig und moralisirt zu viel, so lesen wir ihn doch immer mit Vergnügen und Belehrung: denn er ist ein geschworner Feind aller Thorheiten und alles Stolzes, aller Laster und aller Ungerechtigkeiten, die die Menschen einander oft so zwecklos und ungereizt zufügen. Er arbeitet vorzüglich auf eine sittliche Revolution in der Denkungs- und Sinnesart der Menschen, und mischt in seine Erzählungen trefliche und scharfsinnige Bemerkungen über das menschliche Herz. Er schmettert das Laster zu Boden, und richtet die gebeugte Tugend in die Höhe. Hier und da gießt er auch Spott über das lächerliche Conventionelle in unsern Gesellschaften aus, und giebt den Thoren, der stolz auf seine Geburt oder auf seinen unverdienten Orden und seinen Stern — ein Kinderspiel — auf seine Nebenmenschen herabblickt, dem öffentlichen Gelächter preis.

tlen der Liebe, 1771, und 3) Reisen in das mittägliche Frankreich. 5 B 1791 — 1794, die mehr unter die Romane, als unter die Reisen zu gehören scheinen.

Knigge schildert mehr die tägliche Welt, als den Menschen. Seine Erzählungen sind reich an Erfahrungen über das gesellschaftliche Leben. Sie sind mit Spott und Satyre gewürzt. Er schlägt nicht so heftig an unser Herz, und macht uns nicht so oft moralisch unwillig, als Müller; aber er erregt öfterer unser Lachen, als dieser. Sein Styl ist nicht so gebildet, und seine Darstellung nicht so lebendig, als in den Romanen von Müller. Alle Bücher aber von beiden gewähren eine angenehme und lehrreiche Lektüre, ob gleich ein strenger Kritiker sowohl an der Darstellung, als an der Durchführung der Charaktere, sowohl an der Richtigkeit der Gedanken, als an der Reinheit des Styles, hier und da noch etwas auszusezzen hat *).

*) J. G. Müller's in Jetzthne beste Romane sind: 1) Die Herren von Waldheim, eine komische Geschichte, 4 Th. 2) Emmerich, eine komische Geschichte, 8 Th. und 3) Friedrich Brack, Geschichte eines Unglücklichen. 4 Th. 1793 — 1795. Der Siegfried von Lindenberg, eine komische Geschichte, erregt nicht mehr das Interesse und den Beifall, der ihm bei seiner Erscheinung gezollt wurde, weil die Originale dazu selten in der Welt werden. — Seine übrigen Romane sind: a) Herr Thomas, eine komische Geschichte (wenn ich nicht irre, so ist sie noch nicht vollendet), 4 Th. b) Selim der Glückliche, oder der Substitut des Orlmuzd, eine morgenländische Geschichte ꝛc. 3 Th. 1793. c) Sara Reinert, eine Geschichte in Briefen, 4 B. 1796. d) Der Ring, eine komische Geschichte, nach dem Spanischen N. A. 1788. e) Von den Strauſsfedern gehört ihm der 2 — 5 Theil an.

Knigges lehrreiche Romane sind: 1) Der Roman meines Lebens, 4 Th. 1787. 2) Journal aus Ufstädt, als Fortsezzung des Romans meines Lebens und

Mit Reichthum an Ideen, Lebendigkeit und Kraft der Darstellung verbindet Musäus eine Laune, die unserm Herzen eben so wohl thut, als seine Beobachtungen und Bemerkungen unsern Verstand bereichern. Sein Spott ist nicht bitter; er erregt Lachen, aber keinen Unwillen. Musäus ist oft kühn, und neu in den Combinationen seiner Gedanken, und geistvoll in seinen Schilderungen. Seine Rede strömt oft gewaltig dahin, sein Geist erhebt sich über das Irrdische, und regt in unserm Gemüthe das Gefühl des Erhabenen auf. Bei ihm gilt fast immer die Maxime, ridendo dicere verum. Seine Schriften sind daher eine eben so lehrreiche und geistvolle, als angenehme und erquickende Lektüre *).

der Geschichte Peter Clausens, 3 St. 1785 und 1786. 3) Geschichte Peter Clausens, 3 Th. 2 A. 1794. 4) Die Verirrungen des Philosophen, oder Geschichte Ludwigs von Seelberg, 2 Th. 1787. 5) Die Reise nach Braunschweig, ein komischer Roman. 6) Reizmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien. 2 Th. 1791. 7) Das Zauberschloß, oder Geschichte des Grafen Tunger, 1791. 89 Geschichte der armen Herren von Mildenburg. 3 Th. 1789. 1790. 9) Geschichte des Amtsraths Gutmanns, von ihm selbst geschrieben. 10) Des Etatsraths S. C. Schaafkopfs hinterlassene Papiere, 1792.

*) Musäus vorzüglichstes Werk sind seine Volksmährchen der Deutschen, 5 B. 1782. Nach diesem kommen die physiognomischen Reisen, 4 Th. 1779, der 1ste Theil von den Straußfedern, 1787, und Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, 1786. Den wenigsten Werth unter seinen Schriften hat der deutsche Grandison, 1781 und 1782. 2 Th.

Jean Paul (Richter) ist ein Mann von großen Geistesgaben, aber ohne Geschmack. Seine Schriften sind oft originell und voll scharfsinniger und neuer Bemerkungen. Vorzüglich gelingen ihm Schilderungen von solchen Gegenständen, die groß, erhaben, furchtbar und schrecklich sind. Der Tod, die Ewigkeit, der Donner, und alle Schrecken und Grausen erregende Szenen sind das Gebiet, worinn er zu Hause ist, und wo er mit Macht herrscht. Die Erweckung aber der Gefühle des Schönen und des Anmuthigen u. s. w. scheint nicht für seinen gewaltigen Geist geeigenschaftet zu seyn. Richter hat mehr Leser als solche, die ihn verstehen: denn seine Gedanken sind oft dunkel und zerfleischt, und seine Romane sind ein buntes Allerlei, das mit Phrasen und Kunstworten aus allen Wissenschaften und Künsten zugerichtet ist. Man kann seine Schriften mit einem schönen neuen Sammtkleide vergleichen, das hier und da mit alten buntschäckigten Lumpen überhangen ist. — Die Aufmerksamkeit und das Vergnügen seiner Leser wird alle Augenblicke durch Dinge gestört, die dem abzuhandelnden Gegenstande völlig fremd sind. Seine Gedanken sind oft von allen Feldern zusammengelesen, und stehen miteinander in keinem begreiflichen Zusammenhange, seine Bemerkungen sind nicht immer psychologisch richtig, seine Erfahrungen partheiisch, und seine Bilder nicht allemal entsprechend, und seine Gleichnisse nicht immer leicht treffend, sondern oft mit Gewalt herbeigezogen. Seine Personen weinen zu viel, als daß der Leser ihnen immer Gesellschaft leisten könnte. Die Geschichte seiner Romane ist unbedeutend

und uninteressant, und alle enthalten fast gar keine Handlung. Einzelne Stellen in seinen Werken sind Meisterstücke, aber das Ganze ist ein unförmliches Chaos, worinn eben so wenig Bedeutung als Leben liegt, und das den denkenden und geschmackvollen Leser eben so sehr zurückstößt, als ihn einzelne Partien wiederum anziehen. Seine Schriften werden vorzüglich von Frauenzimmern gelesen, ob diese sie gleich am allerwenigsten verstehen. Ohne Zweifel gebürt davon nur ein geringer Antheil der Mode, sondern dem Helldunkel der Gefühle, das er in seinen Lesern zu erregen weiß, zumal wenn diese an keine Zergliederung der Begriffe und an keine Prüfung der Bemerkungen gewöhnt sind. Der Leser schwebt zwischen Zeit und Ewigkeit, und kann weder diese noch jene fassen, sondern ist ein Spielball von allerlei unbegreiflichen Eindrücken.

Die Bewunderer Jean Pauls (manche sind sogar seine Götzendiener) sehen in ihm einen Gott, der ohne Fehl ist: jede Zeile aus seiner Feder ist ihnen unübertreffliche Weisheit; jeden Gedanken von ihm sehen sie als einen Orakelspruch an. Seine Tadler hingegen finden alles an ihm anstößig, und erklären alles entweder für ungereimt, oder für mystisch, oder für gemein. Beide Parteien aber thun ihm unrecht, weil beide blind sind, und weil sie ihre Urtheile auf Leidenschaften gründen.

Manche vergleichen Jean Paul mit Sterne, allein mir scheint beide eine große Kluft von ein-

ander zu trennen. Jean Paul dringt tiefer in die Sache ein, fühlt gewaltiger, räsonnirt oft kühner, und besitzt mehr Energie und Einbildungskraft: Sterne schreibt leichter, launiger, wizziger, und bleibt mehr auf dem Boden der Erfahrung, als er sich zur Ideenwelt emporschwingt: er treibt sein Spiel mit Begriffen; Jean Paul mit Ideen.

Das beste und gehaltreichste Werk von Richter ist der Hesperus, oder 45 Hundspostage, das voll kühner und erhabener Ideen, und voll lebendiger und herrlicher Schilderungen ist *).

Was Richtern an Verständlichkeit und Popularität abgeht, wurde Lafontainen im Uiberflusse zu Theil. Lafontaines Erzählungen sind einfach, natürlich und gefällig. Sie zeichnen sich aber

*) J. P. F. Richter's (Jean Paul) übrige Werke sind: 1) Die unsichtbare Loge. Eine Biographie, 2 Th. 1793. 2) Der Jubelsenior. Ein Appendix, 1797. — 3) Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; sammt einer Erklärung der zehn K. unter den zehn Geboten im Lutherschen Katechismus, 1797. — 4) Blumen- Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs, 3 Th. 1796 und 1797. 5) Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, 1796. 6) Palingenesien, 2 Th (oder auch unter dem Titel: Fata und Werke vor und in Nürnberg, 1798) 7) Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästchen gezogen, 1796. Noch schreibt man ihm auch die grönländischen Prozesse zu, die im Jahre 1783 in Berlin in 2 Bänden erschienen sind. Ein Werk, womit er bald die Welt zu beschenken verspricht, soll in der Taufe den Namen: Titan, erhalten.

weder durch Neuheit, noch durch Erfindung, noch durch eine künſtliche Verwickelung der Begebenheiten aus. Seine Darſtellung iſt weder ſchön noch lebendig, aber doch gleichwohl nicht unangenehm und zurückſtoßend, ſein Styl iſt leicht und fließend. Seine Bemerkungen ſind faßlich, aber weder ſcharfſinnig noch originell. Seine Schriften ſprechen mehr zum Herzen und thun demſelben mehr wohl, als ſie den Verſtand unterhalten und bereichern. Er wird viel geleſen, und dies ſcheint ihn zu dem Fehler der Vielſchreiberei verleitet zu haben. Er wiederholt ſich daher oft in ſeinen neuern Schriften: ſeine Charaktere und ſeine Perſonen haben faſt ſtets einerlei Geſtalt und einerlei Geſicht. Er wird oft durch eine zu große Weitläuftigkeit und durch zu wenige Kühnheit und Neuheit ſeiner Begriffe und Schilderungen langweilig: er ſcheint durch die Erregung moraliſcher Gefühle und durch moraliſche Reflexionen das erſezzen zu wollen, was ſeinen Erzählungen an Lebendigkeit, Raſchheit, und Verwickelung, ſeinen Charakteren an Neuheit, und ſeinen Bemerkungen an Originalität abgeht. Seine Romane rühren und erbauen oft mehr, als ſie gefallen und belehren. Sein Ideen- und Geſchichtskreis iſt das häusliche Leben und die franzöſiſche Revolution, in ſofern dieſe ihren Einfluß auch auf das Häusliche einzelner Familien geäußert hat. Lafontaine ſchadet ſich ſowohl ſelbſt, als auch bei ſeinen Leſern dadurch, daß er einen geſchichtlichen Stof aus unſern Tagen wählt. — Troz dieſer Mängel und Gebrechen aber gewähren ſeine Romane doch eine angenehme und nüzliche Lektüre. Sie ſchmeicheln dem

Herzen, wenn sie auch nicht die Foderungen des Geschmacks befriedigen *).

Mit mehr Genie und Erfindungskraft, als Lafontaine, verbindet Kotzebue mehr Leichtsinn und Sorglosigkeit. Er behandelt das Publikum wie einen Bettler, der mit einer schlechten und kleinen Gabe zufrieden seyn muß. Er arbeitet mehr dahin, den Beifall des Herzens, als des Verstandes zu verdienen: daher legt er alle seine Maschinerien auf Rührung und Bewegung der moralischen Natur des Lesers an. Alle seine Personen, so leichtsinnig und so unmoralisch sie auch oft handeln, sind voll gestopft mit moralischen Sentenzen und mit Gemeinsprüchen, die sie auf das Herz der Leser abschießen. Er besticht aber dasselbe mehr, als er ihm wohlthut. Seine Bemerkungen über das menschliche Leben sind oft theils alltäglich, theils unrichtig, und seine Geschichten sind

*) A. Lafontaine's Schriften sind: 1) Gemälde des menschlichen Herzens, 4 Th. N. v. Aufl. 1799. der 1ste Th. enthält den Naturmenschen und der 2. 3. und 4. den Sonderling. — 2) Moralische Erzählungen, 4 B. 1793—1798. — 3) Rudolph von Werdenberg, N. v. A. 1797. — 4) Klara du Plessis und Klairant, eine Geschichte zweier Liebenden, N. v. A. 1798. — 5) Sagen aus dem Alterthume, 1. Th. 1796. — 6) Die Gewalt der Liebe, in Erzählungen, 2te mit neuen Erzählungen vermehrte Aufl. 4 Th. 1797. — 7) Familiengeschichten, der 1. und 2. B. enthält die Familie von Halden, N. Aufl. 1798 und der 3. B. St. Jüllen. 1797. — 8) Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming 4 Th N. v. Aufl. 1798. — 9) Scenen. Brutus und Kleomenes, 2 Th. 1789. u. s. w.

nicht immer gehörig motivirt und wahrscheinlich. Er wirft die Thatsachen und die Reflexionen hin, wie sie ihm einfallen, ohne sie zweckmäßig zu ordnen, und ohne sie am rechten Orte einzuweben. Daß Kotzebue eine lebhafte und gewandte Einbildungskraft besitzt, und mit großen Talenten ausgerüstet ist, läßt sich nicht leugnen, allein es fehlt seinen Anlagen an Kultur, und seinem Verstande an Kenntnissen und Erfahrungen. So leicht und oft angenehm sich seine Romane lesen lassen, so wird man sich doch schwerlich zu einer zweiten Lektüre derselben entschließen können, weil es ihnen an Ideenreichthum und an Schönheit gebricht. Dieser Schriftsteller wird zwar sehr gelesen, aber mit welchen Gewinn für den Verstand und für den Geschmack dies geschieht, kann man leicht bestimmen *).

Es giebt noch zwei Romanenschriftsteller, die sehr gelesen werden, und diese sind Spieß und Cramer. Beide haben sich durch ihre Vielschreiberei zu Grunde gerichtet, und sind durch Erschöpfung

*) Kotzebue's Romans sind folgende: 1) Die Leiden der Ortenbergischen Familie, 2te Aufl. 1792. — 2) Die Geschichte meines Vaters, oder wie es zugieng, daß ich geboren wurde, 1788. — 3) Die gefährliche Wette, ein kleiner Roman in 12 Cap. 1790. — 4) Ildegerte, Königin von Norwegen. Eine historische Novelle, 1788 — 5) Die jüngsten Kinder meiner Laune, 6 B. 1793 — 1797. — 6) Kleine gesammelte Schriften, 4 Th. 1798. — Man darf sich nicht wundern, daß talentvolle Schriftsteller so geringe Fortschritte in ihrer Vervollkommnung machen: der Grund liegt darin, daß man in Teutschland einen jungen aufstrebenden Schriftsteller entweder vergöttert, oder auf die ungerechteste Weise verläßtert,

arm worden. Styl, Darstellung, Gedanken, Charaktere, kurz, alles ist oft unter dem Alltäglichen. Doch scheint Spieß mehr Fleiß auf seine Darstellung zu wenden, als Cramer, der in seinen neuern Schriften oft in die gemeinste Pöbelsprache verfällt: Spieß besizt auch mehr Kenntnisse und Erfahrung, als Cramer: und haben auch beide in frühern Zeiten einige Werke geliefert, die nicht ganz schlecht sind, so fehlt doch noch viel daran, daß sie so lehrreich, angenehm, originell und gedankenreich wären, als man von einem Romane fodert. — Beide versündigen sich zu oft an dem Geschmacke, als daß man sie mit einem ununterbrochenen Vergnügen lesen sollte *).

Nie hat ein Schriftsteller seinen wohlgegründeten Ruhm mehr verscherzt, als Nicolai. Sein Roman: Leben und Meinungen des Magi-

und in ihm daher den Willen und Muth weiter zu gehen vernichtet. Man scheint gar kein Mittleres zwischen unmäßigem Lobe und unmäßigem Tadel zu kennen.

*) K. G. Cramers bestes Werk ist: Leben und Meinungen des Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus, 3te Aufl. 1795. Hierauf folgen: Der deutsche Alcibiades, 3 Th. 1791. und Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren, 2 Th. 1792. C. H. Spiessens lehrreichste Werke sind: 1) Biographien der Selbstmörder, 4 Th. 1785 — 1789. 2) Biographien der Wahnsinnigen, 4 Th. 1796. 3) Das Petermännchen, eine Geistergeschichte aus dem 13ten Jahrhunderte, 2te verm. Aufl. 1793. 4) Der Mäusefallen- und Hechelkrämer eine Geschichte, sehr wunderbar und doch ganz natürlich. 2te verm. Auflag. 1794. 5) Der Alte überall und nirgends, 2 Th. 1794.

ſter Sebaldus Nothanker, 3 Th. 1776, iſt, wenn er auch die Foderungen, die man an ein Kunſtwerk macht, nicht ganz befriedigt, doch ein belehrendes und angenehmes Werk. Es greift manches verjährte Vorurtheil, manchen nachtheiligen Irrthum, und manchen einträglichen Wahn an, und jagt ſie durch Satyre und Belehrung aus der Welt. Es hat zur Ausrottung mancher unbegreiflichen und thörigten Meinung beigetragen. Wäre Nicolai nicht auf den unſeligen Gedanken gerathen, an der kantiſchen Philoſophie, wovon er gar keine Kenntniß hat, und wovon er nicht einmal den Zweck einſieht, zum Ritter zu werden, und hätte er nicht achtbare Männer auf die ſchändlichſte Weiſe mishandelt, ſo würde er ohne Tadel in der Reihe der um Teutſchlands Literatur verdienten Männer daſtehen. Jezt aber wird ihn immer der Vorwurf treffen, daß er muthwillig beleidigte und ſchimpfte, anſtatt belehrte und widerlegte, und immer wird er dem Spotte ausgeſezt ſeyn, daß er etwas lächerlich machen wollte, wovon er nichts begriffen hat, und wozu es ihm eben ſowohl an Talenten, als an Einſichten gebricht. Ehemals war es ihm um die Beförderung der Aufklärung und um die Verbreitung richtiger und nüzlicher Kenntniſſe zu thun; jezt arbeitet er den Verfinſterern in die Hände, die jede Schrift von ihm als einen neuen Zuwachs zu ihrem Reiche anſehen. Ariſtokraten und Obſcuranten ſind ſeine Anhänger, weil er gegen die kritiſche Philoſophie zu Felde liegt: denn ſie ſcheinen nach ihren eigenen Aeuſſerungen außer der franzöſiſchen Revolution keinen gefährlichern Feind zu kennen, als die kritiſche

Philosophie. — Ist Nicolai als Schriftsteller gleich weder reich an Gedanken, noch lebhaft und energisch in Empfindungen, so ist doch seine Darstellung angenehm, seine Vorstellungen deutlich, und seine Charaktere richtig gezeichnet. Dieses Urtheil aber gilt nur seinen Sebaldus Nothanker, und nicht seine Geschichte eines dicken Mannes, noch seinen Sempronius Gundibert, wo die Räsonnements seicht oder verkrüppelt, die Charaktere verzerrt, und die Empfindungen alltäglich sind.

Schiller hat die Welt nur mit einem einzigen Romane beschenkt, und auch dieser ist, leider! nicht vollendet, so sehr es auch jeder Freund der Musen wünschen muß. Sein Geist ist ein gewaltiger und unbeschränkter Herr seiner Stoffe. Er dringt gebieterisch in das Reich der Gedanken ein, und eröfnet hier und da neue Aussichten. Er arbeitet stets nach Idealen, ringt und kämpft mit den Hindernissen, die ihrer Erreichung im Wege stehen: aber der Sieg krönt allenthalben sein Unternehmen; er herrscht, wo er den Fuß hinsezt.

Schillers Räsonnements sind scharfsinnig, und oft originell, seine Darstellung ist lebendig und geistreich, seine Charaktere sind kraftvoll und richtig gezeichnet. Allenthalben charakterisirt seine Werke Energie und Reichthum an Gedanken, wenn er auch diese manchmal ins Dunkele verhüllt. Er ist ernst und feierlich; er hängt nicht an Begriffen, sondern schwingt sich auf den Flügeln von Ideen gen Himmel empor, und sein Geist trägt daher mehr den Charakter

des Erhabenen, als des Schönen. Sein einziger Roman ist der Geisterseher, dessen Fortsezzung von einer fremden Hand eben so abenteuerlich als mißlungen ist.

Wie grausam waltet das Geschick, daß es uns einen Fr. Schultz geraubt hat! Er war noch in der Blüthe seiner Jahre, voller Menschenkenntniß und Erfahrung, er besaß eine lebendige Einbildungskraft und einen gereiften Verstand, er war ein Meister in der Darstellung, und ein fleißiger, scharfsichtiger und genauer Beobachter der Natur und der Menschen. Einige seiner Romane sind ächte Kunstprodukte, ob sie gleich das Mißfällige haben, daß in seinen beiden besten Werken die Hauptpersonen zu jung sind, und die Geschichte daher sowohl etwas unwahrscheinlich, als mißbehagend ist. Seine Gemälde sind wahr und geistreich, seine psychologischen Bemerkungen richtig und scharfsinnig, seine Darstellung schön und lebhaft, und seine Charaktere treu und sprechend. Sein Geist scheint mehr für das Schöne, als für das Erhabene gestimmt gewesen zu seyn: alles, was er bearbeitete, wurde geistvoll, schön und lebendig *).

Unsere Literatur ist nicht reich an komischen Schriften: wendete Langbein mehr Fleiß und Stu-

*) Fr. Schultz vorzüglichste Romane sind: 1) Moritz ein kleiner Roman. 3te v. A. 1792. 2) Leopoldine, 2 B. 1791. 3) Josephe, 1791. 4) Kleine Romane, 5 B. 1788 — 1790. 5) Kleine prosaische Schriften.

dium auf seine Arbeiten, damit sie geistreicher und geschmackvoller würden, so würden sie weit mehr gefallen, als es jezt der Fall ist, wo er jeden Einfall, der ihm durch den Kopf geht, so unschicklich oder gemein er auch seyn mag, auf das Papier hinwirft. Es gebricht seinem Geschmacke an Kultur, seinem Geiste an Menschenkenntniß und mannichfaltigen Erfahrungen, ob gleich auch nicht zu leugnen ist, daß er oft originell, launig, witzig und sinnreich ist, welches aber alles mehr ein Werk des Zufalles, als des Nachdenkens ist. Wir laben unsern Geist durch die Funken von Wiz und Laune, die hier und da herausspringen *).

Becker besizt Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens, allein es fehlt seiner Darstellung an Leben, seinen Charakteren an Neuheit, seinen Gedanken an Originalität, und seinem Gefühle an Kraft: kurz, es geht seinen Schriften das Geistvolle und Gedankenreiche ab, das in uns ein liebliches Spiel mit Ideen erregt. Er speist nur zu oft unsre Einbildungskraft und unsern Verstand zu karg ab. Er ist manchmal auch zu weitschweifig, und daher langweilig, und es fehlt seiner Erzählung an Raschheit, und seinen Geschichten an Interesse. Er sucht

4 Th. 1788 — 1791. 6) Zalde, ein Roman, 1789, 7) Princessin Cleves, ein Seitenstück zu Zalde, 1790. — Diese Leztern sind nach dem Französischen bearbeitet.

*) A. F. E. Langbein hat nur wenig geschrieben. Seine Romane sind: 1) Schwänke, 2 Th. N. v. Aufl. 1795. 2) Feierabende, 3 B. 1793 — 1798.

daher seinen Leser durch Nüchternheit der Begebenheiten und durch nüzliche Bemerkungen schadlos zu halten *).

Sintenis und Hermes haben einen groſsen Schaz von Erfahrungen und moralischen Reflexionen in ihren Schriften niedergelegt. Beiden scheint es mehr darum zu thun gewesen zu seyn, zu belehren, und vorzüglich zu bessern, als zu gefallen. Hermes hat viel Eigenes und Sonderbares in seinen Ansichten der Dinge, in seiner Darstellung und in seinen Charakterzeichnungen: Sintenis geht hierin mehr den Gang der Natur und Wahrheit. Beiden fehlt es aber an Feuer der Einbildungskraft und an Ideenreichthum, und allenthalben sieht man den kalten Verstand die Oberherrschaft führen: ihre Erzählungen sind daher nicht immer lebendig und geistvoll **).

*) Rupert Beckers a) Romane sind: 1) romantische Chroniken, 2 B. 1793 und 1795. 2) Späne aus der Werkstatt Meister Sachsens, eines unmittelbaren Abkömmlings des berühmten Meistersängers, Hans Sachse, 1793. 3) Begebenheiten aus dem gesellschaftlichen Leben, 1786.

a) W. G. Becker ist ein geistreicher und lebhafter Darsteller, und besizt er auch keine Originalität, so gefällt er doch durch seine lieblichen Ansichten der Dinge, durch seinen natürlichen Styl und durch die Leichtigkeit seiner Erzählungen. Er giebt Erholungen seit dem Jahr 1796 heraus. Er ist auch Verfasser von dem Werke, Darstellung, 2 B. 1798.

**) J. T. Hermes romantische Schriften sind: 1) Für Töchter edler Herkunft, eine interessante Geschichte. 3 Th. 1787—1790. 2) Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, 6 Th. 1778. 3) Geschichte der Miß

Bouterweck ist mehr Philosoph als Dichter: nicht leicht verleugnet er jenen, aber nur zu oft stößt er diesen vom Throne. Seine Romane enthalten treffliche Räsonnements, aber sie sind keine Produkte des Genies; sie zeichnen sich daher weder durch Originalität noch Geistigkeit noch Energie aus; und oft erscheint der Verfasser des Buches selbst, wo die Personen des Romans sprechen sollten. Er stört daher durch seine Reflexionen die Täuschung, welche der Dichter nähren und unterhalten sollte *).

Starke hat sich vorgenommen, jeden häuslichen Vorfall in einen Roman einzukleiden, so unbedeutend und uninteressant der Gegenstand auch seyn mag: er geht bei seinen Erzählungen in ein zu ge-

Fanny Wilkes. 2 Th. 1781. 4) Für Eltern und Ehelustige, 3 Th. 1790. 5) Manch Hermäon im eigentlichen Sinne des Worts, 2 Th. 1788. 6) Zween literarische Märtyrer und deren Frauen. 2 Th. 1789.

C. Fr Sintenis beste Romane sind: 1) Hellos glücklicher Abend, 2 Th. 1783. 2) Theodors glücklicher Morgen, 1789. 3) Elias Klaprose, Exmagister, eine Geschichte ꝛc. ꝛc. 1785. Man schreibt ihm auch noch Traximer oder das goldene Land, 2 Th. 1787 und 1788 zu. — Wenn ich nicht irre, so gehören folgende beiden Romane einem andern dieses Namens zu: a) Veit Rosenstock, auch genannt Rosenbaum, Rosenstrauch, Rosenthal, Rosler. Eine Geschichte, worinnen viel verkannegießert wird, 3 Th. 1782. b) Max Wind und Konsorten, oder am Ende werden sie vielleicht noch alle klug, 1783.

*) Fr. Bouterweck: 1) Briefe des Grafen Donamar, geschrieben zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, 3 Th. 1791 und 1793. 2) Schweizerbriefe an Cecilien, 2 B. 2 Th. 1796. 3) Gustav und seine Brüder, 1796.

nauer Detail, und erzählt Dinge, die entweder keinen Werth haben, und die Wirkung der Geschichte nicht vermehren, oder die sich leicht errathen lassen. Es fehlt ihnen daher an Geist und Leben, und sie schmeicheln mehr dem Herzen, als sie den Geschmack befriedigen. Sein Geist ist weder kraftvoll noch kühn genug, um sich über den zu bearbeitenden Stof empor zu schwingen und ihn zu beherrschen. Allein zeichnen sich auch seine Schriften weder durch Gedankenreichthum noch Originalität aus, so gewähren sie doch eine angenehme und nüzliche Lektüre, da sie häusliche Tugenden empfehlen, und durch liebliche Gemälde das Herz erquicken *).

Zwei fruchtbare Schriftsteller besizt Teutschland an Albrecht und Grosse. Es fehlt beiden nicht an Talenten, allein sie haben weder ihren Verstand noch ihren Geschmack genug ausgebildet. Sie sezzen daher ihren Lesern oberflächliche und gemeine Bemerkungen, einen bunten Wirwarr von Begebenheiten, unnatürlichen Gefühlen und Unwahrscheinlichkeiten vor: alle Augenblicke beleidiget sowohl ihre Darstellung als ihre Gedanken unsern Geschmack, und allenthalben erblickt man Nachlässigkeiten in der Zeichnung der Charaktere, in der Verbindung der Ereignisse und in der Schilderung der Lagen, worein sie ihre Personen versezzen **).

*) G. M. C. Starke Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen, 4 B. 1793—1798.

**) J. F. C. Albrechts beste Romane sind: 1) Lauretta Pisana, Leben einer italiänischen Buhlerinn, aus Rouf

Jünger besitzt Menschenkenntniß und Laune. Seine Charaktere sind gut gehalten und richtig gezeichnet, seine Darstellung lebendig und ofe schön, seine Bemerkungen geistreich und manchmal neu. Nur kann man ihm manchmal Weitschweifigkeit und Nachlässigkeit im Styl und in der Darstellung vorwerfen, allein auch diese Mängel weiß er durch Wiz, Laune und Herzensergießungen zu würzen. Seine Romane haben stets einen Hauptzweck, den sie verfolgen, und der das Ganze zusammenhält *).

Jungs Schriften verrathen eine lebhafte Einbildungskraft, viel Kenntniß des Menschen, aber

saus Schriften und Papieren dramatisch bearbeitet, 2 B. 1789. 2) Neue Biographien der Selbstmörder, 3 Th. 1788. 3) Und diese Ehen waren wohl nicht im Himmel geschlossen, 2 Th. 1786. 4) Laura di Sola, eine spanische Geschichte. 3 Th. 1782. 1793. und 5) Liebe, Laune, List. Ein Gemälde aus der Gallerie weiblicher Charaktere, 2 Th. 1788.

Und G. M. Große's beste Schriften sind: 1) Der Genius, aus den Papieren des Marq. C. v. G. 4 Th. 1791. 2) Der Deich, 4 Th. 1794 3) Kleine Romane, 4 Th. 1794. 4) Spanische Novellen, 4 Th. 1795 5) Erzählungen, 2 Th. 1793. und Memoiren, 2 Th. 1793. 1795.

*) J. F. Jünger's Romane sind: 1) Der Schein betrügt, 2 Th. 1787. 1789. 2) Huldreich Wunnsaamen von Wurmfeld ein komischer Roman, 3 Th. 1781 und 1782. 3) Wilhelmine, 2 Th. 1791. 1796. 4) Ehestandsgemälde, 1795. 5) Fritz, ein komischer Roman, 4 Th. 1796 und 1797. 6) Der kleine Cäsar, ein komisch-satyrischer Roman, 2 Th. 1782. — Nach dem Französischen hat J — bearbeitet: Vetter Jacobs Launen, 6 Th. 1786 — 1792.

nur zu oft keinen Geschmack. Er ist Schwärmer und frommer Mystiker, und seine Schriften gewähren uns daher kein reines Vergnügen *).

Obgleich Klinger nicht immer seine Gedanken geschmackvoll darstellt, so liest man ihn doch gern, weil er Energie mit einer großen Lebendigkeit der Vorstellungen verbindet. Er sucht mehr unser Herz, als unsere ästhetische Urtheilskraft zu bilden: denn er entbrennt oft in den heftigsten Unwillen gegen die Laster und Ungerechtigkeiten der Menschen, und vergißt, daß das Produkt seines Geistes ein Kunstwerk seyn soll, das durch ein leichtes Spiel der Einbildungskraft gefallen, und das keine allzugroße Anstrengung des Verstandes kosten muß. Seine Gedanken sind oft kühn, und manchmal originell, seine Darstellung kraftvoll und lebendig. Er giebt uns zu denken, aber vernachlässigt auch unser Herz nicht **).

*) J. H. Jung schrieb sonst unter dem Namen Heinrich Stilling: seine besten Romane sind: 1) Heinrich Stillings Jugend, eine wahrhafte Geschichte, 1777. 2) H. St. Jünglingsjahre, eine wahrhafte Geschichte, 1778. 3) H. St. Wanderschaft, eine wahrhafte Geschichte, 1778. 4) Geschichte des Hrn. von Morgenthau, 2 Th. 1779. 5) Geschichte Florentins von Fahlenborn. 3 Th. 1781. 6) Leben des Theodor von der Linden, 2 Th. 1789. 7) Theobald, oder die Schwärmerei, eine Geschichte, 2 Th. 1784—86. 8) H. St. häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte, 1789.

**) J. F. Klingers bester Roman ist: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. N. v. u. v. Aufl. 1799. Seine übrigen romantischen Werke sind: 1) Geschichte Raphaels de Aquillas, Seitenstück zu Faust, 1793. 2) Geschichte Giafars des Barmeciden, Seitenstück zu

Kein Schriftsteller unter den Teutschen gleicht Jacobi: seine Gefühl- und Denkweise weicht von der gewöhnlichen ab: er ist gedankenreich, und oft geistvoll, sein Gefühl ist innig und tief, allein ein gewisser Mysticismus, in welchen sich nicht leicht jeder Leser versezzen, umschleiert dasselbe. Er schildert die individuelle Menschennatur, nicht die Menschheit. Seine Ansichten sind oft neu und auffallend, seine Gedanken tragen das Gepräge seiner individuellen Vorstellungsweise. Sie lassen sich nicht allemal in der Erfahrung auflösen, weil ihr Abdruck oft zu sehr von der unsrigen abstehe. Sein Gebiet ist das Herz: seine Darstellung kommt vom Herzen und geht wieder zum Herzen, und dieser Absicht opfert er manchmal sogar die Foderungen des Geschmacks auf. Er ist ein scharfsinniger Beobachter und ein origineller Denker, und wenn seine Romane auch nicht immer gefallen, weil ihre Lektüre eine ganz eigenthümliche Stimmung unsers Geistes erfodert, so lesen wir sie doch mit großem Vortheile für unsern Verstand und für unser Herz *).

Faust 3 Th. 1792 — 1794. 3) Bambinos sentimentalisch-politische, komisch-tragische Geschichte, 4 Th. 1791. 4) Reisen vor der Sündfluth, 1795. 5) Der Kauf der Morgenländer, oder Wanderungen Den Hafis, 1797. 6) Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit. 1798. 7) Der Weltmann und der Dichter. 1798. 8) Sabin. Evas Erstgeborner im Paradiese. Ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Kultur und Humanität. 1798 u. A.

*) Fr. Heinrich Jacobi: 1) Woldemar, 2te verm. Aufl. 1795. 2) Eduard Allwill's Briefsammlung, 1 B. 1792.

Fehlt es Demme'n und Huber'n auch an Stärke und Lebendigkeit der Einbildungskraft und an Originalität der Denkkraft, so kann man doch nicht leugnen, daß beide das menschliche Herz kennen. Ihre Darstellung geht einen natürlichen und leichten Gang, und ihre Beobachtungen sind richtig. Demme ist gedankenreicher als Huber; dieser schweift manchmal in Phrasen herum, ohne einen bestimmten und deutlichen Sinn damit zu verbinden. Seine Gedanken sind daher nicht immer verständlich, sondern dunkel oder zweideutig. Demme befriedigt Herz und Verstand auf eine ungekünstelere und natürlichere Weise. Er ruft oft das moralische Gefühl ins Leben und wirft dem Verstande eine sinnreiche Bemerkung hin. — Beide Schriftsteller aber zeichnen sich weder durch einen allzugroßen Reichthum von Gedanken, noch Neuheit der Ideen aus; allein beide gewähren eine angenehme und lehrreiche Lektüre *).

Wächters **), der unter dem Namen Veit Weber geschrieben hat, Darstellung ist kraftvoll

*) H. C. G. Demme: 1) Erzählungen von Karl Stille, 2 Th. M. A. 2) Der Pachter Martin und sein Sohn, 2 Th. 1792 und 93. 3) Sechs Jahre aus Karl Burgfeld Leben, 1792.

L. F. Hubers Romane sind: 1) Die Familie Seldorf, eine Geschichte, 2 Th. 1795 und 1796. und 2) mehrere Erzählungen in der Flora.

**) L. Wächters: 1) Gagen der Vorzeit, 7 Th. 1789 — 1798. 2) Holzschnitte, 1 B. die Verfahrt des heiligen Gramsalbus, 1793. 3) Historien, 1 B. Gründung der Freiheit Hamburgs, 1794.

und lebhaft, aber selten schön und ideenreich. Er schreibt oft schwerfällig; sein Styl ist gezerrt und seine Perioden sind gedehnt. Er haſcht öfterer nach Bildern und Gleichnissen, als er in die Schacht der Gedanken hinabfährt. Er blendet und betäubt mehr die Einbildungskraft, als er den Verstand befriedigt, und er hängt mehr am Boden, als er sich gen Himmel erhebt. Sein gewöhnlicher Ideenkreis sind Ritter, Pfaffen, Saufgelage u. s. w.

Wezels Schriften scheinen vergessen zu seyn, ob sie gleich dies Schicksal nicht verdienen. Er ist gedankenreich, lebhaft, und oft originell in seinen Darstellungen. Er gießt eine bittere Lauge über die Thorheiten und Laster der Menschen aus, und erquickt dadurch das Herz, das Tugend liebt. Er kennt den Menschen, ob er ihn gleich oft nur in seinen Abweichungen vom Pfade der Natur schildert, und er ist in dem Gewirre des menschlichen Lebens bewandert. Er züchtigt die Affengesichter, die stolz auf Einbildungen sind, und die sich von Narrheiten und lächerlichem Dünkel nähren *).

*) J. K. Wezel: 1) Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit, 2 Th. 1782. 2) Peter Marks und die wilde Betty, zwei Ehestandsgeschichten, 1779. 3) Herrmann und Ulrike, ein komischer Roman, 4 Th. 1779. 4) Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhundert, 1784. 5) Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, sonst Stammler genannt, 4 Th. 1774. 6) Belphegor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne. 2 B. 1776. 7) Robinson Krusoe, 1779.

Es giebt zwar noch mehrere teutſche Romanenſchriftſteller, die hier eine Erwähnung und Charakteriſirung verdienten, allein die Anonymität derſelben, z. B. des Verfaſſers des Buches: Dya-na-ſore *) und die Beſorgniß der allzugroßen Ausführlichkeit verhindert mich, in dieſer Schilderung fortzufahren. Doch muß ich noch einen Romanenſchriftſteller erwähnen, der eine große Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Herzen beſizt, und der ein ſcharfſinniger und geiſtreicher Denker iſt; und dies iſt Hippel. Ich kenne kein Buch, wo ſo viel Menſchenkenntniß und Reichthum an Ideen mit ſo viel Alltäglichen, Abgeſchmackten und Unintereſſanten zuſammengepaart ſey, als in Hippels Romanen. Er iſt ein Prometheus, ſobald er über die Natur und über die Verhältniſſe der Menſchen reflektirt: allenthalben ſchaft er Leben, Thätigkeit und Ideen; aber nur zu bald verfällt er wieder auf myſtiſche Dinge, auf geiſtloſe Geſangbuchslieder u. ſ. w. kurz, er vermiſcht die allerverſchiedenartigſten und widerſprechendſten Gegenſtände unter einander. Er iſt ein äußerſt ſcharfſinniger und aufmerkſamer Menſchenbeobachter und ein geiſtvoller Selbſtdenker; er fühlt eine innige Liebe gegen die Tugend und gegen das Recht, und einen tiefen Abſcheu gegen Ungerechtigkeiten und gegen das Laſter **); er donnert den Böſewicht zu Boden und re-

*) Man nennt jezt einen Hr. Meyer in Wien als Verfaſſer.

**) Ich kann mir nicht das Vergnügen verſagen, hier noch eine Stelle aus einem ſeiner Romane einzurücken, die eine Inkonſequenz rügt, die in unſern Tagen nur allzu

get die Furien seines Gewissens auf — allein kaum ist der Strom seines Unwillens und seiner Beredtsamkeit verrauscht, so fängt er wieder an, die platteſten, gemeinſten und langweiligſten Dinge zu erzählen. Seine Romane ſind: 1) Lebensläufe nach aufſteigender Linie, 4 Th. 1778—1781, und 2) Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. 2 B. 1793.

gewöhnlich iſt: „Das Angſtgeſchrei der Wittwen iſt den Herren Kriegsknechten ein Allegro; die Thränen der verwaiſeten Töchter ein herzerquickendes Andante; Blitz und Donner iſt ihnen angenehmer, als die ſegnende Sonne; mit Peſtilenz, anſteckenden Seuchen, Feuers-Waſſers- Hungers- und aller möglichen Noth leben ſie in Gemeinſchaft der Güter; ſie theilen ihre Siegeszeichen mit ihren lieben Spießgeſellen und Amtsbrüdern. Wenn Einer todt geſchlagen iſt, ſo iſt es Mord; wenn zehn Tauſend durch das Schwerd fallen, ſo iſt es Heldenthat. Der Mörder eines Menſchen wird auf einem ſchimpflichen Karren zur Schädelſtätte geführt; der Held, der zehn tauſend hinrichtet, wird in einem Triumphwagen, den die Brüder der Erſchlagenen ziehen, einhergeführt — und die Töchter des Landes ſingen: Saul hat tauſend, David zehntauſend geſchlagen. Nach eingeſchränkten Privatgeſetzen würde man Helden ſammt ihren Spießgeſellen: Mörder, und ihre Läger Mördergruben nennen können; und doch gelüſtete im alten Bunde Engel, dies Menſchenſchachſpiel nicht etwan als Volontärs anzuſehen, ſondern ſelbſt Hand ans Werk zu legen und in ſtiller Nacht tauſende hinzurichten.“ Dergleichen Ausdrücke eines moraliſchen Unwillens gegen Laſter und Schändlichkeiten, die unſerm Herzen wohlthun, weil ſie auf die Erfüllung jenes heiligen Geſetzes in unſerm Buſen dringen, kommt oft in Hippels Schriften vor.

Die geistvollesten, lehrreichsten, originellsten, alle Winkelzüge des Herzens und alle Verirrungen des Kopfes durchschauenden Romanenschriftsteller unter den Engländern sind Sterne, Smollet, Fielding, Goldsmith, Richardson, Swift und noch mehrere Andere *).

Sterne ist ein wizziger, gedankenreicher, gefühlvoller, origineller Schriftsteller, aber seine Laune schweift oft auf die sonderbarste Weise aus, und zieht Gegenstände herbei, die mit seinem Zwecke in keiner Verbindung stehen. Dennoch aber thut er dem Herzen wohl und belehrt den Verstand, weil er den Dingen bald neue Ansichten abgewinnt, bald seine Laune darüber ergießt, bald eine verborgene Mine im menschlichen Herzen entdeckt, bald durch die größte Natureinfalt das Herz des Lesers erquickt **).

Fielding gewährt eine geistvolle und angenehme Lektüre: er kennt die Tiefen und das Chamäleonartige des menschlichen Herzens und die Ausschweifungen des Verstandes; er greift neue Verhältnisse zwischen den Erscheinungen auf, eröfnet neue Ansichten, reizt durch eine große Mannichfaltigkeit von

*) Unter die jetztlebenden besten Romanenschriftsteller gehören Godwin, Holcroft, die Frauen Smith, Burney, Robinson und Andere.

**) Sterne's Romane sind: 1) Leben und Meinungen Tristram Shandis 9 Th 1776. N. v. A. 2) Yorik's empfindsame Reisen durch Frankreich und Italien. 4te Aufl. 1776. 4 Th.

Begebenheiten, und ſtreuet allenthalben nüzliche und lehrreiche Bemerkungen aus *).

Smollets und Goldſmiths Schriften ſind reiche Fundgruben von Menſchenkenntniß, Laune und Ergözzung. Smollet ſtellt das menſchliche Leben in ſehr verſchiedenen Lagen dar, und verſchaft uns durch die mannichfaltigen und reichen Szenen, worin er das menſchliche Thun und Treiben entwickelt, eben ſo viel Vergnügen als Belehrung **).

Richardſon, ſo weitläufig er auch iſt, und ſo oft er auch bloß moraliſirt, hält uns durch die treflichen Bemerkungen und ſcharfſinnigen Beobachtungen über den Charakter des Menſchen und über die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens ſchadlos. Er beſizt die Geſchicklichkeit, uns durch ſeine feſten und

*) Fielding: 1) Geſchichte des Tom Jones, eines Findelkindes (von Bode überſ.) 1786 — 1788. 2) Abenteuer des Joſeph Andreas und ſeines Freundes Abraham Adams. 3) Amelia. 4) Jonathan Wild.

**) Goldſmith: 1) Der Dorfprediger von Wakefield. Eine Geſchichte, die er ſelbſt geſchrieben haben ſoll. Von neuem verteutſcht (von Bode). 1777. 2) Geſchichte des Hrn. Franz Will, oder der Triumpf der Mildthätigkeit. 2 B. 1776.

Smollet: 1) Peregrine Pickle, neu überſezt von C. Mylius. 4 B. 1788. 2) Roderich Random, ein Seitenſtück zum Gilblas, neu überſezt von Mylius. 2 B. 1790. 3) Graf Ferdinand von Fathom, von Fr. v. Oertel überſezt. 2 Th. 1799. 4) Abenteuer des Ritters Launcelot Greaves. 1777. 5) Humphrey Klinkers Reiſe (von Bode überſ.) 3 Th. 1785.

ſprechenden Zeichnungen von Charakteren, durch ſeine Achtung gegen die Tugend, und durch ſeinen Abſcheu gegen das Laſter unſere Aufmerkſamkeit ununterbrochen zu feſſeln. Er iſt eine lehrreiche Schule für unſer Herz und für unſern Verſtand. Durch das Feuer ſeiner Beredtſamkeit und durch ſeinen moraliſchen Unwillen erquickt er jenes, und durch die vortreflichen Bemerkungen über das menſchliche Leben und über die verborgenen Züge im menſchlichen Charakter belehrt er dieſen *).

Swift iſt ein Wizling der erſten Größe, der zwar in unſern Zeiten viel von ſeiner Bedeutendheit verlohren hat, weil die Thorheiten, die er geißelt, entweder nicht mehr dieſelbe Geſtalt haben, wie zu der Zeit, als er lebte, oder weil ſie gänzlich von der Erde verſchwunden ſind. Er iſt ein großer Kenner des menſchlichen Herzens und ſeiner ſonderbaren Ausſchweifungen, Einfälle und Launen: der Anſtrich von Menſchenhaß, den man in ſeinen Schriften bemerkt, flößt dem Leſer etwas von mitleidiger Hochachtung gegen den Verfaſſer ein, der die Tugend und das Recht ſo ſehr liebt, daß ihm die Nichtswürdigkeiten der Menſchen einen Haß gegen die Menſchheit ſelbſt eingeflößt zu haben ſcheinen **).

*) Richardſon: 1) Clariſſa (von Kefegarten überſezt). 8 B. 1790—1793. 2) Geſchichte Carl Grandiſons. 7 Th. 1759. 3) Pamela. 4 Th. teutſch. 1743.

**) Swift: 1) Mährchen von der Tonne. Eine neue Uiberſezzung. 1786. 2) Gullivers Reiſen zu verſchiedenen entfernten Nationen. 1788.

Lesage, Diderot, Prevost, Marivaux, Voltaire, Hamilton, Rousseau, Crebillon, Scarron und mehrere andere französische Romanenschriftsteller sind eine überaus lehrreiche und angenehme Lektüre für jeden, der das menschliche Leben, vorzüglich aber den gesellschaftlichen Umgang, seine Thorheiten und Sonderbarkeiten, und die Eigenheiten und Ausschweifungen des menschlichen Herzens studiren will.

Rousseau, mit seiner glühenden und schöpferischen Einbildungskraft und mit seinem durchdringenden Verstande, fesselt uns unwiderstehlich, und gewährt uns ein Vergnügen, das in das Innerste unsers Herzens dringt. Er enthüllt kühn die Geheimnisse der Natur, und reißt uns durch seine Schilderungen gleich einem reißenden Waldstrome mit fort. Diderot verbindet mit sehr viel Wiz und Menschenkenntniß eine lebhafte Darstellung und erfinderischen Scharfsinn. Scarron und Voltaire belehren uns durch Wiz und Satyre: wir werden die Lektüre ihrer Schriften nicht leicht überdrüßig, sondern wir kehren immer mit neuem Vergnügen zu ihnen zurück, weil wir immer wieder eine Ansicht der Dinge entdecken, die wir vorher nicht bemerkt hatten, und weil sie uns dieselben in einem Lichte zeigen, das nicht blendet, sondern unserer Einbildungskraft durch sein Helldunkel schmeichelt.

Der Spanier Cervantes iſt eine unerſchöpfliche Fundgrube von herrlichen Bemerkungen über den Menſchen und über die Verirrungen ſeines Verſtandes und ſeines Herzens. Sein Don Quixote enthält einen Reichthum von Beobachtungen und Erfahrung, die ihn zu unſerm täglichen Leſebuche machen ſollten. Es giebt wenig Werke, wo die Narrheit ſo treffend und anſchaulich geſchildert, wo der Gang einer fixen Idee ſo natürlich dargeſtellt, und ſo genau beobachtet iſt, und wo ſo viele lehrreiche Reflexionen über tauſend Gegenſtände und Verhältniſſe im menſchlichen Leben vorkommen. Ich kenne kein beſſer Vorbauungsmittel gegen Hypochondrie, Schwermuth, Unzufriedenheit und andere Geiſt und Körper zerrüttenden Krankheiten, als eine öfiere aufmerkſame Lektüre des Don Quixote. Er erſchüttert das Zwerchfell und heitert uns auf, wenn auch noch ſo viele trübe und regenſchwangere Wolken über unſerm Haupte ſchweben, und unſer Geiſt muß ſich der Belehrung öfnen, ſo feſt auch der Unmuth alle Zugänge verſtopft haben ſollte. Bertuch ſagt in der Vorrede zu ſeiner Uiberſezzung des Don Quixote: „Ich wünſchte, daß es einmal ein Philoſoph und Kenner des menſchlichen Herzens unternähme, die vornehmſten Charaktere im Don Quixote zu zergliedern, und ich bin gewiß, wir würden da eines der treflichſten und uns armen Erdenſöhnen nüzlichſten Werke erhalten. Was ließe ſich nicht bloß über die beiden Hauptcharaktere Don Quixote und Sanchos ſagen! Don Quixote, das Bild und der Spiegel des Schwärmers von jeder Art! denn

jeder Schwärmer hat eine Dulcinee, für die er kämpft, alles thut und alles wagt; jeder Schwärmer löst und erklärt sich eben so leicht, als Don Quixote, aus seinem Systeme alle Unwahrscheinlichkeiten, Widersprüche und Schwierigkeiten, die ihm aufstoßen; jeder Schwärmer ist ein gutherziger, edler Mann (hier möchte man wohl hinzu sezzen, „so lange man seine Narrheiten nicht an der Wurzel angreift und sie mit den Waffen der Vernunft und Satyre bestreitet"), und, so lang er nicht auf seinem Steckenpferde sizt, ein guter Kopf. Sancho hingegen, das lebendige und treueste Bild des Pöbels, ist leichtgläubig, abergläubisch, habsüchtig, betrügerisch, geschwäzzig, lügenhaft, gefräßig, faul, haasenhaft, feig, unedel, unwissend, und, so weit seine fünf Sinne reichen, doch richtig urtheilend, mehr aus Gewohnheit als aus Gründen handelnd, Irrthümer erkennend, und doch nicht ablegend. Und Wieland sagt: es sind wenig Bücher in der Welt, die ernsthafter gelesen und öfterer wieder gelesen zu werden verdienten, als der Don Quixote; ja wir erdreusten uns, zu behaupten, daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den Don Quixote zu halten, der studirenden Jugend und dem gemeinen Wesen weit nüzlicher seyn würde, als ein Professor des aristotelischen Organons."

Wenn wir den Menschen vollständig kennen lernen, wenn wir uns gegen Ausschweifungen und Thorheiten sichern, wenn wir reichen Stof zum Nachdenken einsammeln und Freiheit und Selbstständigkeit des Charakters erringen wollen, so müssen wir die vorzüglichsten Romane der gebildeten Nationen studiren. Durch die Lektüre derselben lernen wir uns selbst kennen, und wir fangen an, uns unserer Unwürdigkeit und unserer Laster zu schämen, denn wer wird gern ein Gegenstand des öffentlichen Spottes seyn wollen? Und brandmarken nicht die meisten Romane den Lasterhaften, und verspotten den Thoren? Sind sie nicht eine Geißel unbändiger Tyrannen, zügelloser Wüstlinge, alberner Gecken und unwissender Narren? Sind sie nicht die Enthüller verborgener Minen im menschlichen Herzen, und beleuchten sie nicht Züge und Flecken, die uns auf unserm Standorte in der Welt ewig unbekannt geblieben seyn würden? Ermuntern sie nicht zum fleißigen Studium des Menschen und der Welt, und zeigen sie nicht uns die Mittel und Wege, wie unser Unternehmen gelingen kann? Sind sie nicht Tröster im Unglücke, würzen sie nicht unsere Freuden im Glücke, und vermehren sie nicht unsere Empfänglichkeit für geistige Genüsse?

XX. Welchen Zweck hat die Lektüre von Luſtſpielen, und wie muß man dieſelben leſen?

Laſter und Thorheiten durch Spott und Satyre aus der Welt hinausſchlagen, und Albernheiten und Unwiſſenheit durch den Kontraſt verſcheuchen können, zeigt einen hohen Grad von Kultur unter einer Nation an: denn wenn das Lachen mehr fruchtet, als die Strafe, und die Furcht vor dem Erſtern ſtärker und mächtiger auf die Menſchen wirkt, als die Furcht vor dem Leztern, ſo muß die Denkkraft und das Gefühlsvermögen ſehr kultivirt ſeyn. Beide müſſen einen hohen Grad von Stärke und Empfänglichkeit erreicht haben, wenn die Geißel der Satyre mehr ausrichtet, als phyſiſche Uibel, die man jemand abſichtlich als Strafe zufügt.

Das Luſtſpiel umfaßt das Gebiet des Komiſchen, und iſt eine Schule des Lachens; allein dieſes wird hier von keinem körperlichen Kizzel erregt, ſondern es iſt ein Produkt des Verſtandes. Im Luſtſpiele beabſichtigt man, ſowohl durch Satyre und Ironie, als auch durch den Kontraſt, Lachen zu erregen. Durch ein ſolches rein menſchliches Vergnügen will man aber nicht bloß beluſtigen, ſondern auch belehren und beſſern. Man will nicht bloß auf Inſtrumenten ſpielen, die jeden Ton wiedergeben, den man auf ihnen anſchlägt, ſondern auf geiſtvolle und freie Menſchen wirken. Man will dieſe gegen Thorheiten und Laſter ſichern, indem man die Furcht vor dem lächerlichen

auf die Wache ſtellt, und man will ihnen die Welt und den Menſchen kennen lernen, indem man ihnen das Schauſpiel mit allen ſeinen Thorheiten treu und lebendig vorſtellt.

Der Luſtſpieldichter muß daher ein großer Welt- und Menſchenkenner ſeyn, wenn er den Zweck ſeiner Kunſt erreichen will. Die Satyre, die Ironie, der Kontraſt, ſind die Zuchtruthe, die er geſchickt zu führen verſtehen muß. Läßt er zum Beiſpiel einen Geizhals auf die Bühne auftreten, der auf nichts weiter bedacht iſt, als auf das Einſammeln, der ſich das Nothwendige entzieht, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Kleidung als durch ſeine Handlungen lächerlich macht, und uns eben ſo ſehr durch ſeine Meinungen und Entſchlüſſe, als durch ſeine Handlungen auffällt, ſo muß er ſich als Luſtſpieldichter hüten, daß er ſeinen Geizigen nicht niederträchtig, ſondern bloß lächerlich macht. Er muß ſich ſtets innerhalb des Gebietes des Komiſchen halten, wenn er uns keinen Abſcheu gegen den Charakter deſſelben einflößen will: er muß ihn als Thoren, und nicht als Böſewicht charakteriſiren, denn über dieſen können wir nicht lachen. Er muß ſeine Meinungen als thöricht, und ſeine Handlungen als Ausgeburten der Narrheit zeichnen: er darf ſie nicht als Verſtoße gegen das Sittengeſez, ſondern gegen die Zweckmäßigkeit darſtellen: denn wenn dieſe verfehlt iſt, belachen wir den Thoren, können ihn aber nicht verachten.

Warum lieſt man Luſtſpiele? Man will durch Spott, Satyre und Kontraſt das Gefühl fürs Komi-

ſche und fürs Lächerliche in ſich rege machen und ausbilden. Iſt denn aber die Kultur dieſes Gefühles ſo wichtig, daß wir ein beſonders Studium darauf verwenden ſollen? Welche Vermögen ſind bei der Hervorbringung des Lächerlichen thätig? Stößt etwas zu auffallend gegen die bisher angenommenen Meinungen und Gebräuche an, oder weicht eine Handlung zu ſehr von jeder Vorſtellung von Zweckmäßigkeit ab, und iſt der Handelnde dabei noch thöricht genug, ſich etwas darauf einzubilden, und zu wähnen, er allein habe Wahrheit und Zweckmäßigkeit erhaſcht, und blickt er noch dabei verächtlich auf andere Menſchen herab, ſo werden wir uns ſchwerlich eines Lächelns enthalten können. Dieſes Vergnügen wird uns nun bloß dadurch zu Theil, daß unſere Einbildungskraft und unſer Verſtand thätig ſind; jene muß die Gegenſtände vergegenwärtigen, und dieſer ſie mit einander vergleichen, jene hebt das Ungewöhnliche, Thörichte und Kontraſtirende heraus, dieſer prüft und beurtheilt daſſelbe, und ſtellt es mit den eingeführten Gebräuchen und Sitten, mit dem Zweckmäßigen und Vernünftigen einer Sache oder einer Handlung zuſammen. Das Lachen verdankt alſo ſein Daſeyn einer lebhaften Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verſtandes. Der Gegenſtand iſt gegenwärtig und fällt uns auf: unſere Aufmerkſamkeit iſt geſpannt, und unſere Erwartung wird entweder plözlich in Nichts verwandelt, oder auf eine andere, als die erwartete Weiſe befriedigt. Damit nun dieſe Täuſchung uns nicht mißfällig ſey, ſo darf ſie keinen Gegenſtand betreffen, der für uns etwan eine große Wichtigkeit hat. Der Zweck der Lek-

türe von Luſtſpielen iſt alſo, die Empfänglichkeit für das Lächerliche durch Anſchauung von Kontraſten, Thorheiten, Abgeſchmacktheiten, albernen Streichen, u. ſ. w. in uns zu erhöhen. Der Luſtſpieldichter geiſſelt Thorheiten, verſpottet Laſter, macht Narrheiten lächerlich, und wirkt dadurch zugleich auf den Verſtand und auf das Herz.

Wenn wir nun Luſtſpiele leſen, ſo müſſen wir vorzüglich auf den Hauptcharakter, auf ſeine Zeichnung, auf ſeine Haltung und Durchführung Acht geben, um den Punkt zu erhaſchen, der vorzüglich in einem lächerlichen Lichte erſcheinen ſoll. Wir müſſen ſeine verſchiedenen Züge und Nüancen ſtudiren, ſeine Aechtheit und Wahrheit an die Erfahrung halten, und den Grund der Zuſammenſezzung des Geſchöpfes des Dichters kennen zu lernen ſuchen. Die Nebenperſonen vermehren den Kontraſt, weil ſie entweder gegen den Hauptcharakter zu ſehr an Meinungen, Geſinnungen und Handlungen abſtechen, oder weil ſie nur Narren im Kleinen ſind, während jener ein lebendiges Ideal von Thorheit und Albernheit iſt. Alles zieht uns an, erregt unſere Aufmerkſamkeit, und ſezt uns in eine dem Lachen günſtige Stimmung.

Das Luſtſpiel ſtellt ein Bruchſtück aus dem menſchlichen Leben auf; wir lernen daher durch daſſelbe die wirkliche Welt kennen: wir müſſen uns alſo bemühen, auf alle Aeußerungen ſowohl durch Worte, als durch Handlungen ſtets aufmerkſam zu ſeyn; wir müſſen genau den Gang und die Zunahme einer Thorheit beobachten; wir müſſen auf alle innere und äußere

Bewegungen der handelnden Personen Acht geben, um allen Gewinn von der Lektüre eines Lustspiels zu ziehen, den uns dasselbe darreicht. Wir müssen Schaam vor Thorheiten in den Meinungen und in den Handlungen, und vor Uibertreibungen und Albernheiten im Charakter in uns zu erregen suchen, damit wir nicht bloß belustigt, sondern auch gebessert werden.

Bei der Lektüre eines Lustspieles müssen wir das, was von der Natur und von der Vernunft abweicht, immer an den Thätigkeiten unseres Verstandes und unserer Vernunft zu prüfen suchen. Unser Bemühen muß hauptsächlich dahin gerichtet seyn, das Widersinnige in den Charakteren, in den Meinungen, in den Situationen herauszuheben, uns dasselbe recht lebhaft und anschaulich vorzustellen, um dadurch die Empfänglichkeit für das Kontrastirende, für die Satyre und für die Ironie zu erhöhen. Wir müssen uns bemühen, das Ebenbild der Thorheit zu anatomiren, um dadurch eine vollendete Wirkung auf unser Gemüth hervorzubringen.

Das Lachen hat große Vortheile für die Menschen: denn es flößt uns nicht allein einen großen Abscheu gegen Lächerlichkeiten ein, sondern es ist auch eine vortrefliche Arzenei für die Krankheiten des Körpers und des Geistes. Wie viel ist also daran gelegen, einen solchen heilsamen Balsam für uns gepeinigte und gefolterte Sterbliche stets bereit zu haben? Es giebt in der Welt nur zu viele Dinge, die unsern Unwillen und unsern Abscheu erregen, wie sehr müssen wir also bemüht seyn, solche Szenen aufzusuchen,

die unſere Genußfähigkeit für das Komiſche üben und erhöhen, damit wir die trüben Tage unſers Lebens erhellen, die Grillen, die uns oft ſo feindſelig verfolgen, verjagen, und die Bosheit, die auf uns im Finſtern lauert, in die Flucht ſchlagen können!

XXI. Welchen Zweck hat die Lektüre von Schauſpielen, und wie muß man ſie leſen?

Der Schauſpieldichter hat nicht die Abſicht, durch das Komiſche, ſondern durch das Rührende und Herzliche auf den Menſchen zu wirken und zu gefallen. Bald will er die Tugend liebenswerth, und eine Geſchicklichkeit annehmlich, bald das Laſter verachtungswerth, und eine Thorheit verwerflich machen. Er geht darauf, häusliche und bürgerliche Tugenden zu empfehlen. Er will Treu und Glauben den menſchlichen Gemüthern einprägen, und die Treuloſigkeit brandmarken. Sparſamkeit, Fleiß, Verträglichkeit, Achtung gegen die Menſchheit, Wohlthätigkeit, ſind Tugenden, die er durch ſeine Darſtellung und durch ſeine handelnden Perſonen liebenswürdig zu machen ſucht. Bald ſchildert er einen guten, bald einen böſen Vater, bald tritt eine für das Wohl ihrer Kinder zärtlich beſorgte, bald eine liebloſe Mutter auf, bald wird ein Verſchwender, bald ein Knauſer charakteriſirt. Bei allen dieſen ſeinen Charakterſchilderungen iſt es dem Schauſpieldichter nicht um Erregung von Lachen, ſondern um Erweckung von Achtung

oder Verachtung, von Liebe und Haß zu thun. Er will das Laster nicht lächerlich, sonvern verabscheuungswerth machen; er geißelt die Thorheiten und Albernheiten nicht durch Spott, sondern er straft sie mit feierlichem Ernst. Sein Gebiet umfaßt das Ernsthafte, und nicht das Komische: er zieht nicht mit der Satyre gegen die Thaten der Menschen zu Felde, sondern mit ernsten Warnungen und Ermahnungen.

Unsere Absicht, warum wir Schauspiele lesen, muß also darauf gerichtet seyn, solche Gefühle in unserm Busen zu erregen und zu nähren, welche der Tugend günstig, und dem Laster ungünstig sind. Die Beispiele, die uns die Schauspiele geben, müssen uns sowohl zur Warnung, als zur Nachahmung dienen. Sie müssen in uns den festen Vorsaz erwecken, nie etwas zu thun, was uns entweder verächtlich oder verabscheuungswerth macht. Die Gefühle des Herzlichen, des Liebreichen, des Erhabenen, des Schönen u. s. w. sind alle der Beförderung der Tugend günstig: alle tragen hier und da etwas zu ihrem Aufkeimen und zu ihrem Wachsthume bei. Wenn wir also Schauspiele lesen, so müssen wir vorzüglich darauf unser Augenmerk richten, was der Dichter für einen Hauptcharakter gewählt, mit welchen Eigenschaften er ihn ausgestattet, wie er ihn durchgeführt hat, und in welchem Verhältnisse die übrigen Personen zu ihm stehen. Schildert er die Häuslichkeit einer Familie, läßt er also einen für das Wohl seiner Kinder zärtlich besorgten Vater und eine liebevolle und tugendreiche Familie auftreten, so müssen wir uns beobachten, wel-

ches Gefühl dieſes Gemälde in uns hervorbeingt: und die ganze Handlung muß haupſächlich zur Kultur dieſes Gefühles in uns dienen. Wir müſſen der Vernunft und dem Verſtande durch Gefühle zu Hülfe kommen, damit ſie deſto eher im Stande ſind, allenthalben ihre Herrſchaft zu behaupten, und zur Erwekkung und Belebung ſolcher wohlthätigen Gefühle trägt vorzüglich die Lektüre von Schauſpielen bei. Dieſe unterſtüzzen das Herz durch den Geſchmack; das leichte und angenehme Spiel des Leztern führt zur Erwerbung von Tugend, ſobald wir nur dafür ſorgen, daß die Gefühle, die zwar Produkte des Geſchmacks, aber eine feſte Stüzze der Tugend ſind, immer lebendig und thätig erhalten werden.

Allein wir müſſen bei der Lektüre nicht bloß darauf ſehen, wie wir die Tugend liebgewinnen und das Laſter verabſcheuen lernen wollen, ſondern wir müſſen auch darauf unſere Aufmerkſamkeit richten, wie wir unſere Kenntniß des Menſchen und der Welt vermehren wollen. Wir müſſen daher die Charaktere der Hauptperſonen genau ſtudiren und zergliedern, und ſie an die Erfahrung halten: wir müſſen jede Aeußerung, und jede Handlung derſelben aufzulöſen trachten, und unterſuchen, ob ſie ihnen entſprechen oder ob ſie ihnen fremd ſeyn. Wir müſſen die Nebenperſonen und die Triebfedern ihres Handelns genau beobachten, um ſowohl eine vollkommene Einſicht in den Gang der Geſchichte, als auch eine deutliche Kenntniß von dieſem oder jenem Charakterzuge im menſchlichen Gemüthe zu erhalten.

Die Schauſpiele ſind mehr auf das Lehren und auf die Beförderung der Tugend, als auf das Gefallen, als das Eigenthümliche der ſchönen Künſte, gerichtet. Ihr Hauptzweck iſt mehr die Bildung unſers Verſtandes und Herzens, als unſers Geſchmacks; und erregen ſie auch ein Wohlgefallen in uns, ſo iſt es doch nicht rein äſthetiſch, ſondern mit moraliſchen Gefühlen vermiſcht. Sie ſuchen mehr die Foderungen des Herzens, als des Geſchmacks zu befriedigen. Sie empfehlen alſo Tugend, und warnen vor Laſtern, obgleich dies nur ein Nebenzweck der ſchönen Künſte ſeyn ſoll.

XXII. Warum lieſt man Trauerſpiele, und wie muß man dieſelben leſen?

Junge Leute, wenn ſie Energie und eine lebhafte Einbildungskraft beſitzen, leſen und ſehen lieber Trauer- als Luſt- und Schauſpiele, weil in dem erſten gekämpft, und daher mehr Kraft und Energie ſichtbar iſt, und weil dadurch der Geiſt des Leſers oder Zuſchauers erhoben wird. Das Trauerſpiel regt die Einbildungskraft und die Vernunft auf, und bringt in uns die Gefühle des Erhabenen, Schrecklichen, Grauſenhaften und Furchtbaren hervor. Es iſt eine Begebenheit, worinn das Laſter und die Tugend mit einander im Kampfe ſind, wo der Unſchuldige leidet, und der Laſterhafte triumphirt, bis dieſen endlich doch die verdiente Strafe einholt. Das Trauerſpiel erregt in uns die Gefühle des Mitleidens und des Erhabenen: wenn wir den Gerechten verkannt, gedrückt, ja

ſogar gemordet ſehen, ſo ſind wir unzufrieden über ſein Schickſal, und bemitleiden ſeine Perſon: da aber in jedem Trauerſpiele eine vollkommene moraliſche Weltordnung herrſchen muß, wenn es ſeinen Zweck erreichen ſoll, ſo trift den Böſewicht endlich die verdiente Strafe. Er begeht entweder Selbſtmord, oder er wird von Andern gemordet. Im erſten Falle ſind wir zwar unwillig über den Frevler, aber wir können uns doch auch zu gleicher Zeit nicht enthalten, ſeinem Schickſal unſern Beifall zu geben, weil eine moraliſche Weltregierung ein ſolches loos über ihn verfügen würde. Er befriedigt durch ſeine Handlung unſere Vernunft, und da er zu gleicher Zeit ein Aufwallen von Gefühl der Gerechtigkeit in ſeinem Herzen zeigt, ſo fangen wir an, ſeine Handlung zu bewundern, daß er den Muth hatte, einem Daſeyn ein Ende zu machen, deſſen er nicht würdig war, und ſelbſt das Rachſchwerd gegen ſich zu ziehen. Im zweiten Falle billigen wir die Uibel, die ihm durch ein Geſez zuerkannt werden. Wir fühlen uns beruhigt, weil wir die Tugend geehrt, und das Laſter in den Staub getreten ſehen. Wir geben der Handlung, die das Recht der Menſchen wieder durch die Strafe eines Böſewichts ins Gleichgewicht ſtellt, unſern Beifall, und fühlen uns erhaben, daß ein Schickſal über den Menſchen waltet, das jeden nach ſeinen Thaten belohnt oder beſtraft.

Jede Handlung, die wir mit dem Sittengeſezze übereinſtimmen ſehen, regt in uns Ideen auf, wir fühlen uns erſchüttert und gerührt. Das Trauerſpiel

hat also die Absicht, das Gefühl des Erhabenen in uns zu erwecken; es soll einem Gesezze gehuldigt werden, dessen Foderungen zwar unsern Geist niederschlagen, das ihn aber auch zugleich über alles Irrdische erhebt, und ihm den Sieg über jeden Zufall, über jeden Sturm, über jedes Ungemach und über alle physische Gewalt verschaft. Anfänglich bemitleiden wir denjenigen, der leidet, aber wenn wir sehen, daß er standhaft kämpft und kühn die irrdische Hülle abstreift, und der Erde das zurückgiebt, was ihm nichts mehr zu nüzzen scheint, oder dessen er nicht würdig ist, so bewundern wir ihn und schäzzen ihn hoch: es erwacht in uns eine Macht, die aller Vergänglichkeit überlegen ist, und die uns selbst das Unsterbliche in uns fühlbar macht.

Wenn wir Trauerspiele lesen, so muß der Charakter, der die vorzüglichste Rolle spielt, in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit aufgefaßt, alle Begebenheiten genau beobachtet, und alle Gedanken in ihrem Verhältnisse zur Hauptabsicht beurtheilt werden, damit wir das Ganze immer übersehen können, und damit es seine vollkommene Wirkung auf uns äussere. Wir müssen immer dahin trachten, Ideen in uns rege zu machen, damit wir vollkommen im Stande sind, uns in diejenige Stimmung zu versezzen, wo wir für die Gefühle des Erhabenen und Großen empfänglich sind; wir müssen daher nicht bloß die Zweckmäßigkeit der Handelnden, sondern auch ihre Moralität beurtheilen: wir müssen nicht bloß das Nüzliche, sondern vorzüglich das Recht aufsuchen, wodurch al-

lein Ideen in uns erwachen, und wodurch allein die Begebenheiten den Eindruck auf uns machen, den ſie zur Abſicht haben. Wir müſſen daher genau beobachten, welche Unglücksfälle die Hauptperſon befallen, ob ſie dieſelben verdient hat, welche Intriguen ſie anſpinnt, welche Geſinnung ſie äußert, welche Mittel ſie ergreift, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und welche Strafe auf ſie wartet, oder welches Loos dieſelbe endlich trift. Wenn wir den Böſewicht beſtraft, und den Rechtſchaffenen unſchuldig leiden ſehen, ſo entſteht in uns allemal ein Kampf der überſinnlichen Natur mit der ſinnlichen, wo jene den Sieg davon trägt, weil ſie als eine größere Macht allem Irrdiſchen überlegen iſt. Als ſinnliche Weſen fühlen wir Mitleiden mit dem Unglücklichen, den ein Leiden trift, als moraliſche Weſen zollen wir dem Geſchicke Beifall, das den Schuldigen ein verdientes Uibel auferlegt. Die Lektüre der Trauerſpiele verlangt eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit, damit durch eine allmäliche Entwickelung der Begebenheiten alle die Eindrücke in uns hervorgebracht werden, welche dem Erwachen des Gefühls des Erhabenen vorausgehen müſſen. Geht unbeobachtet ein Charakterzug, eine Meinung, ein Gedanke, ein Entſchluß vorbei, der etwan zur vollſtändigen Bildung des Charakters und ſeiner Thaten beiträgt, ſo verliehren wir an der Wirkung, welche das Trauerſpiel auf uns machen ſollte.

Trauerſpiele haben die Abſicht, das Gefühl des Erhabenen in uns auszubilden, das aus dem Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit entſpringt, und da

dies gerade der Weg ist, der zur Tugend führet, so reinigen und veredeln sie zugleich unsere Gesinnung, machen uns entschlossener, das Ungemach geduldig und muthig zu ertragen, das uns das Schicksal aufbürdet, und flößen uns die Geneigtheit ein, stets unsre Pflicht zu thun, wenn ihre Erfüllung auch mit Schwierigkeit und Gefahr verknüpft seyn sollte, und dem Bösen kühn entgegen zu gehn, wenn wir auch unterliegen sollten.

XXIII. Bemerkungen über Lust- Schau- und Trauerspieldichter.

Der Trauerspieldichter scheint mehr Genie besitzen zu müssen, als der Lust- und Schauspieldichter. Seine Werke müssen sich durch Originalität und Reichthum von Ideen auszeichnen: er muß das Gefühl des Erhabenen im menschlichen Gemüthe erwecken, und muß daher ein Spiel mit hohen und großen Gedanken beginnen. Die handelnden Personen müssen sich durch Größe des Geistes und Festigkeit des Charakters auszeichnen; sie müssen entweder durch hohe Tugenden glänzen, oder große Böswichter seyn: jede Zweideutigkeit und jedes Mittelding stört die Absicht, deren Erreichung der Dichter beabsichtigt.

Der Lustspieldichter muß in der wirklichen, der Trauerspieldichter in der idealischen Welt einheimisch seyn. Jener liefert ein Gemälde von dem, was da ist, dieser schildert das, wovon man nur sehr wenige Spuren antrift, aber was oft da seyn sollte; jener be-

ginnt ein Spiel mit Begriffen, dieſer mit Ideen; jener beluſtigt, dieſer rührt; jener ſucht durch das Schöne zu gefallen, dieſer durch das Erhabene zu erſchüttern. Iſt jener ein aufmerkſamer Beobachter der Menſchen, und beſitzt er das Talent, ihre Thorheiten und Karrikaturgeſichter in einem komiſchen Lichte darzuſtellen, ſo kann er ſich an das Werk wagen, die Narren und Thoren zu geißeln, und ſie dem Gelächter preis zu geben: allein der Trauerſpieldichter muß ein origineller Denker, er muß empfänglich für Ideen, und erhabener Geſinnungen und Empfindungen fähig ſeyn, wenn er etwas leiſten will, das auf den Namen eines Kunſtwerks Anſpruch machen kann.

Am wenigſten glänzt unter den dramatiſchen Dichtern der Schauſpieldichter. Er ſcheint weder beſondere ausgezeichnete Naturgaben, noch hervorragende Kenntniſſe und Einſichten nöthig zu haben. Auch ſchreibt alles Schauſpiele, und man iſt zufrieden, wenn die Charaktere gut gehalten ſind, wenn die Handlung raſch fortgeht, wenn die Gedanken nur nicht alltäglich ſind, wenn das Ganze ſich durch einen moraliſchen Zweck, hier und da durch Neuheit, durch einen lebhaften Dialog, durch Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, durch Verwickelung der Begebenheiten auszeichnet. Aber wie wenig giebt es wahre Luſt- und Trauerſpieldichter? Die teutſche Nation hat, ſo wie alle Nationen, von den Trauerſpielen nur eine geringe Anzahl aufzuweiſen, noch ärmer aber ſind wir Teutſche an Luſtſpieldichtern. Vielleicht liegt ein Grund mit darin, daß wir keinen politiſchen Charakter haben,

daß wir keine Nation ſind und keine Hauptſtadt, und alſo keine Nationalthorheiten, Albernheiten und Lächerlichkeiten haben. Die Franzoſen und Engländer haben eine weit größere Anzahl wahrer Komiker aufzuweiſen, als die Teutſchen. Ihre Stücke tragen den ächten Charakter des Luſtſpiels; ſie haben Reichthum an Laune, Satyre, Ironie, Kontraſt und andern Eigenſchaften, die zur Hervorbringung des Lächerlichen beitragen.

Teutſchland ſcheint nie das Land des Komiſchen werden zu können: wir ſind zu ernſt und feierlich geſtimmt, als daß wir die Sachen aus Geſichtspunkten anſehen könnten, wo ſie Lachen erregen. Wir ſind mehr für das Erhabene, Feierliche, Große u. ſ. w. geeigenſchaftet, als für das Komiſche. Unſere Satyriker erregen daher in uns mehr moraliſchen Unwillen, als eigentliches Lachen, wenn ſie gegen Thorheiten die Geißel heben.

Unſere beſten Luſtſpieldichter ſind: Gotter, Jünger und Anton Wall (Heyne), und obgleich noch mehrere unſerer beſten Dichter ihre Stücke mit dem Namen Luſtſpiele getauft haben, ſo ſcheinen ſie mir doch mehr unter die Schauſpiele, als unter die Luſtſpiele gerechnet werden zu müſſen, weil die Wirkung, die ihre Lektüre oder ihre Aufführung in uns hervorbringt, mehr ernſthafte Gefühle, als das Komiſche ſind. Selbſt Minna von Barnhelm unſers vortreflichen Leſſings ſcheint mehr den Charakter des Schauſpiels, als des Luſtſpiels zu haben.

Unsere Schauspieldichter sind zahlreicher: G. E. Lessing, Goethe, Schröder, Iffland, Kotzebue, Kratter, Engel, Babo, Weil und mehrere Andere. Iffland wiederholt sich zu oft: seine Charaktere scheinen fast alle aus einem Thon gebildet zu seyn. Seine Sphäre ist das häusliche Leben, allein er scheint niemals so weit Herr über seine Materie zu seyn, daß er ihr einen allmächtigen Athem einblasen könnte. Es fehlt Iffland der mächtige Genius, welcher Schöpfer und Bildner ist, wo er sein Auge hinwendet. Er hat sich durch die Menge seiner Schauspiele erschöpft, und scheint nunmehro nicht genug zu studiren, daß er neue Stoffe einsammelte, und den Dingen neue Ansichten abgewönne. Kotzebue nimmt mehr unser Herz in Anspruch, um dasselbe zu bestechen, als er unsern Verstand und unsern Geschmack befriedigt. Seine sentimentalischen Sentenzen, seine Charaktere, die uns ins Herz sprechen, die Menschlichkeiten und Schwachheiten seiner Personen und ihre Offenherzigkeit nehmen uns ein, ehe wir es ahnden, und wir vergessen, oder erlassen die Foderungen, die wir mit Recht an einen Künstler machen können. Der Dialog in seinen Schauspielen ist lebendig, die Handlung geht rasch fort, es herrscht darinn ein grosser Reichthum von in das Herz eingreifenden Zügen und eine Mannichfaltigkeit an Begebenheiten. Kotzebue hat mehr Genie als Iffland, dieser aber besizt mehr Kultur und Kenntnisse.

Unsere besten Trauerspieldichter sind: Lessing, Goethe, Schiller, Leisewitz (dieser hat bis jezt

nur ein einziges Trauerspiel geliefert, dessen Titel: Julius von Tarent, ist), Klinger, u. m. A.

Schiller und Goethe walten am allmächtigsten unter den Teutschen in diesem Gebiete. Sie besitzen Energie mit Ideenreichthum, und beherrschen ihre Stoffe mit unbedingter Willkühr.

Unter Englands dramatischen Dichtern ragt Shakespeare wie die Sonne unter den übrigen Gestirnen hervor. Er ist ein großer Menschenkenner, ideenreich, schöpferisch, aber oft geschmacklos. Er besitzt eine feurige Einbildungskraft, großen Scharfsinn, viel Erfahrung und viel Geist. Er ist immer neu, kraftvoll, erquickend und lehrreich, so oft wir ihn auch lesen mögen. Vortreflich hat er den Gang mancher Geisteskrankheiten geschildert, z. B. des Wahnsinns im Hamlet und im Lear. Er ist voll erhabener Gedanken und energischer Empfindung. Alles beugt sich vor seinem mächtigen Genius, und allenthalben streuet er vortrefliche Lehren und herrliche Erfahrungen aus.

Die größten Komiker unter den Neuern findet man unter den Engländern und Franzosen. Unter den Erstern zeichnet sich im Niedrigkomischen vorzüglich Foote, und unter den Leztern im Hochkomischen Moliere aus. Beide sind genaue Kenner des menschlichen Herzens und des gesellschaftlichen Lebens. Der Italiener Goldoni und der Däne Hollberg behaupten auch keinen geringen Rang unter den Komikern.

XXIV. Welches iſt der Zweck der Lektüre von Gedichten, und wie muß man ſie leſen?

Das Gebiet der Dichtkunſt reicht ſo weit, als die Natur Leben verbreitet hat. Der Dichter will entweder auf das Begehrungs- oder auf das Gefühls- oder auf das Erkenntnißvermögen wirken. Allemal aber nimmt er ſeinen Weg durch das Gefühl, ſeine Abſicht mag gerichtet ſeyn, wohin ſie will. Er ſezt die Einbildungskraft in Flammen, regt ein Spiel mit Ideen auf, und vergnügt, belehrt, und macht uns entſchloſſen, jenachdem es ſein Wille iſt. Aus der Fülle ſeines Genius langt er neue Gedanken hervor. Er macht kühne Kombinationen, ſchaft ungewöhnliche Verhältniſſe, entdeckt neue Ausſichten, zaubert liebliche und ausdrucksvolle Bilder zuſammen. In welcher Abſicht thut er nun dies? Er kündigt ſich weder als Lehrer, noch als Moraliſt, ſondern als ein Zauberer an, der durch ſeine magiſchen Geſchöpfe vergnügen will. Allein er will nicht bloß beluſtigen, ſondern auch belehren und zu guten Entſchlüſſen vorbereiten; dieſe leztern Abſichten thut er zwar nicht abſichtlich kund, aber er legt ſie doch ſeinem Leſer ſo vor die Augen, daß dieſer ſie auch wider Willen gewahr werden muß: denn er arbeitet auf die Erregung, Vergegenwärtigung und Veredlung der Gefühle, deren Kultur der Menſch gar ſehr zu ſeinem Heile bedarf.

Des Dichters Hauptzweck iſt alſo die Belebung und die Vervollkommnung der äſthetiſchen Gefühle,

die in einem mehr oder weniger genauen Zusammenhange mit dem moralischen Gefühl stehen. Der Epopeendichter und der Lyriker will die Gefühle des Erhabenen, Großen, Feierlichen, Schrecklichen, Furchtbaren, der Liederdichter die Gefühle der Freude, der Schönheit, des Dankes, der Wonne und der Anmuth, der Idyllendichter die Gefühle der Unschuld, der Natureinfalt, und der Ruhe, der erzählende Dichter die Gefühle des Schönen und des Erhabenen, des Lieblichen und des Großen, der Satyriker die Gefühle des Lächerlichen, des Komischen, rege machen, kurz, jede Dichtungsart hat ihre besondern Gefühle, deren Kultur sie vorzüglich beabsichtigt.

Unsere Lektüre von Gedichten muß also dahin gehen, das einer Dichtart eigenthümliche Gefühl in unserm Gemüthe zu erwecken, und durch die Ausbildung desselben zu unsrer Mündigkeit und Selbstständigkeit beizutragen. Die Empfänglichkeit für allerlei Gefühle gewährt uns tausend Freuden und Leiden, allein beide sind die Würze des Lebens. Wir würden seelenloser am Boden kleben, wenn uns nicht der Schmerz davon losrisse und uns nöthigte, auf Waffen gegen seine Angriffe zu sinnen, wodurch wir zum Selbstdenken gezwungen werden. Die Gefühle giessen Leben in unsern Körper, geben uns reichlichen Stof zum Denken, feuern unsern Willen zum Handeln an, und machen uns an Kopf und Herz vollkommener. Da nun die Thätigkeit und die Lebendigkeit der Gefühle der Zweck der Lektüre von Gedich-

ten ist, wie müssen wir es nun anfangen, wenn wir diese Absicht erreichen wollen? Wir müssen die Hauptidee, die der Dichter durchführen will, aufsuchen, unsere Einbildungskraft durch dieselbe in Thätigkeit versezzen, sie von allen Seiten betrachten, und untersuchen, mit welchen Beiworten, Nebengedanken, Gleichnissen, Bildern, u. s. w. sie der Dichter ausgeschmückt hat. Wir müssen die Richtigkeit und die Wahrheit seines Gemäldes prüfen, und wenn wir eine vollkommene Einsicht in den Inhalt seines Werkes erhalten haben, dann müssen wir dasselbe im Verhältniß zu unserm Gefühlsvermögen betrachten. Die Einbildungskraft ist hierzu dienlich; diese geht nicht auf Erkenntniß, sondern auf Erregung von Gefühlen aus: wenn wir also einen Gegenstand uns durch ihre Thätigkeit recht lebhaft vorstellen, so werden Gefühle in uns aufgeregt. Allein wir würden den Zweck der Lektüre von Gedichten noch lange nicht vollkommen erreichen, wenn wir nicht auch untersuchten: hat der Dichter alle Vortheile benuzt, die ihm der Gegenstand darbot? Hat er die Gedanken in einer leichten und natürlichen Ordnung zusammengestellt? Hat er die treffendsten und ausdrucksvollesten Worte gewählt? Ist er der Natur in der Erregung der Gefühle gefolgt, und hat er die stärkern nur nach den schwächern ins Leben gerufen? Ist die Idee, die er sich zu seiner Bearbeitung auslas, richtig, interessant und fruchtbar? Ist die Einkleidung seiner Gedanken nüchtern, und nicht etwan mit Prunk überladen? Hängen die einzelnen Partien gut zusammen, und machen sie ein schönes Ganze aus? Sind seine

Beobachtungen und seine Bemerkungen, die er hier und da eingemischt hat, der Erfahrung gemäß? kurz, ist der Gang seiner Darstellung, die Verbindung seiner Ideen, und die Beabsichtigung seines Zweckes psychologisch richtig? Ist die Darstellung schön oder erhaben? Dergleichen Fragen müssen wir uns während der Lektüre eines Gedichtes aufzulösen suchen, um diejenige Wirkung, die der Dichter beabsichtigt, in uns hervorzubringen. Wir müssen vom Verstehen zum Fühlen, und vom Anschauen zum Denken übergehen. Wir müssen beim Lesen eines Gedichtes unsere Persönlichkeit vergessen, und nur in dem Dichter leben und weben. Alle Kräfte unsers Geistes müssen angestrengt, und alle Saiten aufgezogen werden, damit wir ganz Aufmerksamkeit, ganz Leben, und ganz Geist sind, wenn wir ein ideenreiches, gefühl- und kraftvolles Gedicht lesen. Alle Gedanken und Gefühle, die in demselben verborgen liegen, müssen sich in unserm Geiste wiederspiegeln. Wir müssen uns bestreben, die Lektüre jedes guten Gedichtes gedankenreicher und empfindungsvoller zu verlassen. Wir müssen daher die Herrschaft über den Stof, den uns der Dichter vorlegt, zu gewinnen suchen, damit wir mit den Ideen und Gefühlen schalten und walten können, wie es uns beliebt. Das Lesen eines Gedichtes muß selbst die Schöpferkraft in uns beleben, und den Lebensfunken, der in uns vergraben liegt, zur hellen Flamme anblasen: es muß uns begeistern und beseelen, und wir müssen, wie ein zweiter Prometheus, die todten Materialien beleben und formen lernen. In jedem menschlichen Gemüthe sind dichterische Funken

verborgen, die wir zur hellen Flamme anblasen könnten, die wir aber gemeiniglich aus Trägheit und Gemächlichkeit gänzlich ersticken lassen.

XXV. Bemerkungen über einige Dichter.

Ich weiß nicht, ob nicht Teutschland unter den neuern Nationen in der Dichtkunst die Palme davon getragen hat. Ideenreichthum, Originalität, Lebendigkeit, Kraft und Energie sind das Erbtheil der Teutschen. Keine Nation hat einen Klopstock aufzuweisen: denn Milton kommt ihm weder an Kraft, noch an Gedankenfülle gleich. Klopstock steht als ein Stern erster Größe unter den Dichtern da: er besizt die Göttergabe Genie in vollem Maaße, und er hat sich durch fleißiges Studium Geschmack erkämpft. Er ist als Dichter allmächtig: immer neu und ideenreich, immer gefühlvoll und herzdurchgreifend, immer kühn und schöpferisch reißt er alles mit sich fort, was sich ihm nähert. Allem gewinnt sein Geist neue Ansichten und neue Bedeutung ab, und hätte er nicht zu seinem Heldengedichte einen Stof gewählt, der als Gegenstand unsers Glaubens sich mit den Fortschritten unserer Geisteskultur verändert, und wovon uns vieles als Wahngläube widerlich vorkommt, so würde man dieses Gedicht mit einem weit innigern Vergnügen lesen, als es jezt der Fall ist. Klopstock's Gemälde sind voller Leben, Regsamkeit und Wahrheit, seine Ideen und Bilder sind

kühn, kraftvoll und sprechend, und seine Schwärmereien süß und lieblich.

Den mächtigsten und originellsten Genius besitzen nach Klopstock, Schiller, Goethe und Wieland. Alle drei sind Meister in der Kunst, sie herrschen, wo sie gehen, und sie schaffen, wo sie ihren Blick hinwerfen. Wieland nimmt alle Farben an; er dichtet Feenmährchen, lehrt sokratische Weisheit, besingt Amors muthwillige Streiche, trägt die tiefsinnigsten und nützlichsten Wahrheiten auf die lieblichste und angenehmste Weise vor. Er ist Philosoph und Dichter: beide gehen in ihm Hand in Hand; die Geschöpfe der Einbildungskraft erscheinen im Gefolge der vortreflichsten Lehren und Erfahrungen. Seine Gedichte sind liebliche, holde Kinder, die uns durch ihre Spiele mehr belehren, als die tiefsinnigsten Systeme. — Goethe ist ein schöpferischer und origineller Geist, voller Ideen und Kraft, und tief empfindend. Herz und Verstand gehen befriedigt von ihm. — Schillers gewaltiger Genius fördert eine große Menge neuer und kühner Gedanken zu Tag. Er schaft stets Ideen, wodurch er seine Stoffe begeistert und beherrscht. Er ist kraftvoll, gebieterisch, voller Geist und Leben. Alle seine Werke tragen den Stempel des Großen, Feierlichen, Ernsthaften und Erhabenen, und alles, was er bearbeitet, vergeistigt und beseelt er. — Gotter ist ein denkender Dichter. Er philosophirt und zaubert die schönsten Gemälde auf das Papier hin. Seine Gedichte sind anmuthig, reich an Gedanken, und

voller Leben und Geistigkeit. Matthison ist mehr Maler als Dichter. Er liest schöne Gemälde zusammen, die er aber zu wenig durch geistvolle Reflexionen belebt. Er formt und bildet schon vorhandene Stoffe, anstatt daß er als Dichter Schöpfer seyn sollte. Unter unsere vorzüglichsten Dichter gehören noch Göcking, Ramler, Voß, Gleim, Jacobi, Hagedorn, Pfeffel, Haller, Herder, Hölty, Kleist, Utz, die beiden Stollberge, Bürger, Geßner, Blumauer, Alxinger, Manso, Falk Götz, Weisse, Kosegarten, Langbein, Neubeck, Nicolay, Denis, Salis und mehrere Andere.

Die Engländer haben weit mehrere Dichter aufzuweisen, als die Franzosen, denen es überhaupt an dichterischem Feuer, an Originalität der Gedanken, und Kraft im Dichten zu fehlen scheint. Die besten Dichter unter den Engländern sind: Milton, Gray, Thomson, Buttler, Spenser, Goldsmith, Young, Prior, Addison, Pope, Collins, Akenside und mehrere andere. Den dichterischsten und mächtigsten Genius scheint mir Milton zu besitzen.

XXVI. Mit welchen Werken der schönen Künste muß die Jugend ihre Lektüre anfangen?

Damit der Mensch gleich von Jugend auf Selbstständigkeit und Freiheit erringe, so muß er sich an eine zweckmäßige Lektüre gewöhnen, weil sie ihm eine glückliche Ausbildung seiner Anlagen gewährt. Er darf daher sein Lesen nicht mit Werken beginnen, deren Gegenstand in die übersinnliche Welt einschlägt, oder die voll abstrakter Vorstellungen sind, sondern er muß sich erst in der sinnlichen Welt einheimisch machen, und mancherlei sinnliche Stoffe eingesammelt haben, ehe er zur Kultur der höhern Anlagen fortschreitet. Die Entwickelung der menschlichen Kräfte wird nun durch nichts gewaltiger begünstigt, als durch eine Lektüre, die durch die Sinne die Einbildungskraft aufregt und in Thätigkeit sezt, weil diese den Verstand unvermerkt zum Wirken auffodert, und ihn spielend beschäftigt.

Die Jugend muß daher vorzüglich mit der Lektüre von solchen schönen Kunstwerken anfangen, die leicht verständlich sind, die die Einbildungskraft entflammen, die nicht mit Schmuck überladen, die mehr die Natur malen, als durch Ideen beleben, die Einfachheit mit Deutlichkeit verbinden, und die sich durch eine lebendige, gehaltreiche, und natürliche Darstellung empfehlen. Kann man nun durch Romanenlektüre diese Foderungen erfüllen? Der Roman stellt ein Gemälde des menschlichen Lebens auf, das nicht

bloß seinen Stof aus der Sinnenwelt, sondern auch aus der übersinnlichen Welt nimmt. Der Mensch soll nach seiner ganzen Natur gezeichnet werden, und hierbei wird allenthalben das Spiel mit Ideen aufgeregt, woran junge Gemüther noch kein Vergnügen finden, weil die Vernunft in ihnen noch nicht thätig seyn kann, indem noch nicht einmal die Anlagen, welche der Vernunft den Stof liefern, selbstthätig worden sind. Der Roman, der als Kunstwerk Beifall erhalten soll, muß reich an Ideen, Erfahrungen, Reflexionen, schonen Gemälden u. s. w. seyn, und wie soll diese die Jugend fassen können, da kaum ihre Sinne Spuren von Lebenszeichen geaußert haben?

Wenn man seine Lektüre nicht mit Romanen anfangen kann, so thut man vielleicht sehr wohl, wenn man sie mit dramatischen Werken beginnt? Alle Arten der dramatischen schönen Künste sezzen einen hohen Grad von Kultur voraus, wenn sie eine nüzliche Lektüre seyn sollen. Es sollen Charaktere studirt und gewürdigt werden, welche Erfahrung muß daher der Mensch nicht schon gemacht, und welche Ausbildung muß er nicht schon erkämpft haben, wenn er sich an ein solch Unternehmen wagen will? Er muß den Verstand und die Vernunft schon längst gereift haben, wenn er untersuchen will, ob die Personen, die im Drama auftreten, ihrem Charakter treu bleiben, und ob sie nicht Züge äußern, welche ihrer angenommenen Natur widersprechen. Und wenn man die Charaktere, die Entwickelung derselben, die Verbindung des Ganzen, die Darstellung, die Bemerkungen, die

hier und da eingewebt sind u. s. w. nicht prüfen kann, welchen Vortheil hat man von der Lektüre des Dramas?

Der Mensch muß bei seiner Lektüre auf den Grad seiner Kultur Rücksicht nehmen, und da fortfahren, wo er in seiner Erziehung steht. Er muß daher nur das lesen, was ihm verständlich ist, zumal wenn er noch nicht im Selbstdenken geübt ist. Womit muß also die Jugend ihre Lektüre von schönen Kunstwerken beginnen? Gedichte verweilen in der Sinnenwelt; sie behandeln Gegenstände, die jedem leicht verständlich sind. Wie müssen aber die Gedichte beschaffen seyn, womit die Jugend ihre Lektüre anfangen kann? Sie müssen den Stempel der Natur und der Kunst an sich tragen; sie müssen daher die Gegenstände anschaulich und malerisch darstellen, sie müssen aus der Natur und dem Menschenleben dasjenige malen, was in den Kreis der sinnlichen Vorstellung fällt, und ihre Bilder müssen lebendig, ihre Gedanken deutlich, ihre Gleichnisse leicht faßlich seyn. Die Darstellung darf nicht geziert, sondern natürlich, nicht mit Schmuck überladen, sondern einfach, kurz, sie muß schön und lebendig seyn. Die Gedichte dürfen nichts enthalten, was die Sinnes- und Denkart verderben kann: sie müssen Tugend und Unschuld athmen, aber nicht predigen, weil das Leztere dem Leser unverständlich, und also langweilig und schädlich seyn würde. In den ersten Jahren kann man seine Lektüre auf Fabeln von Gellert, Pfeffel, Lessing und andern beschränken; hernach kann man sol-

che Dichter lesen, die einfach, und dennoch schön sind, und z. B. zur Lektüre der Gedichte von Hagedorn, Haller, Geßner, Pfeffel, Hölty, Voß, Matthison u. A. und endlich zu Gotter, Wieland, Klopstock, u. s. w. fortgehen. Man muß von dem sinnlichen und einfachen Darsteller zu dem ideenreichern und schöpferischen Dichter überschreiten, damit man die Sinnlichkeit erst im Anschauen, und alsdann die Denkkraft im Denken übe, und von ihrer Unmündigkeit befreie.

Warum soll man aber seine Lektüre mit Dichtern anfangen? Weil wir durch ihr Studium gerade die Anlagen üben, deren Kultur zur Ausbildung höherer Kräfte nöthig ist. Die Sinne müssen eine große Fertigkeit im Anschauen erreicht haben, ehe der Verstand kann vervollkommt werden. Durch die Lektüre von Dichtern erwecken wir alle unsere sinnlichen Anlagen, wir bereichern unsere Sprache, wir gewinnen die Natur lieb, wir ergözzen uns gern an den Spielen der Einbildungskraft, unser Herz labt sich an Natureinfalt, wir wagen endlich selbst zu denken, weil wir uns mit reichlichen Materialien versorgt haben, die uns gefallen, die wir verstehen, und die uns nüzlich sind. Der Genius, der in uns schläft, erwärmt sich an fremdem Feuer und erwacht selbst zum Leben. Es ist für uns ein großer Vortheil, wenn wir selbst Verse machen lernen, wenn wir auch keine Dichter werden, weil wir keine Talente dazu haben, da wir durch Dichten eine Fertigkeit in der Sprache erlangen, die uns beim Denken unentbehrlich ist, da

wir uns aneinanderhängende Vorstellungen, an Nachdenken, und endlich an Selbstdenken gewöhnen. Wir müssen in allen Dingen etwas wagen, um unsern Geist zu erproben, ob nicht vielleicht eine Anlage in uns verborgen liege, die geübt, gepflegt und genährt herrliche Früchte trägt. Ohne Kühnheit werden wir nie einen hohen Grad von Kultur erreichen, und ohne Wagstücke werden wir uns nie von dem Boden losreißen, auf welchem wir gleichsam angezaubert sizzen.

Der Dichter entflammt die Einbildungskraft, die zu einem regen und nüzlichen Leben unentbehrlich ist. Er ruft durch sie die Denkkraft ins Leben, und wir werden durch ein liebliches und bezauberndes Spiel zum Denken verleitet. Wir werden endlich dadurch frei und selbstthätig, und erlangen Selbstständigkeit und Charakter, die dem Menschen Würde geben, und die ihm Muth einflößen, den Kampf mit dem Schicksale und mit den Ungerechtigkeiten der Menschen zu beginnen.

Es ist aber für unsern Geist gefährlich, wenn wir von Jugend auf Dichter lesen, die sich durch viele Eigenheiten in der Darstellung, in den Ansichten der Dinge, in ihrer Denkart, in ihrem Ideengange auszeichnen, weil wir uns an etwas gewöhnen, was vielleicht unserer Natur widerstreitet, und also unsern Geist in Fesseln legt, die er vielleicht zeitlebens nicht wieder abwerfen kann, weil die Gewohnheit über die Natur den Sieg davon getragen hat.

XXVII. Welchen Zweck hat die Lektüre von philoſophiſchen Werken, und wie muß man dieſelben leſen?

Keine Wiſſenſchaft liegt dem Menſchen näher, und keine iſt in ſeinem Buſen einheimiſcher, als die Philoſophie *). Beim Studium derſelben iſt der Menſch ſtets der Gegenſtand, worüber reflektirt wird. Aber keine leere Formeln, keine ſpizfindige Myſtik, keine verwirrende Sophiſtik, keine dunkle Phraſeologie, ſondern allein Kenntniß des Menſchen, ſeines Seyns und Handelns, iſt Philoſophie. Um den Menſchen dreht ſich die Welt, wie die Erde um die Sonne. Er iſt in der Philoſophie der Mittelpunkt, wovon alle Strahlen auslaufen, er iſt der Lebensquell, der allem, was iſt und geſchieht, Daſeyn, Sinn und Bedeutung giebt, und er iſt der Urheber aller Geſezze, nach welchen die Erſcheinungen geſchehen. Er trägt die Welt in ſich, wie die Gottheit ihn ſammt der Welt umfaßt.

Philoſophie iſt Naturbeſchreibung des menſchlichen Gemüthes; wie diejenige Wiſſenſchaft, die die äußere Natur in Betracht zieht, die Produkte derſelben aufzählet, ordnet, unterſuchet und beſchreibt, ſo ergründet und beſchreibt die Philoſophie die Wirkungen des menſchlichen Geiſtes. Philoſophiren heißt daher, im höchſten Grade frei und ſelbſtthätig ſeyn, ſich

*) Ich nehme hier dieſe Wiſſenſchaft in dem weiteſten Sinne des Wortes.

mit Energie seine Natur zum Beschauen und Reflektiren herausheben, um ihre Aeußerungen und die Art und den Grund derselben zu erforschen, sich als selbstständiges Wesen zu behaupten, um alles in seinem Ich zusammen zu fassen, und sich auf einen Standpunkt zu erheben, wovon aus man das Getümmel und den Wirwarr der Thätigkeiten des Geistes überschauen und dieselben regieren kann. Warum studiret man nun Philosophie? Um über sich mit Energie und Ausdauer reflekiren zu lernen, um sich an die Betrachtung und Erforschung aller Erscheinungen seines Gemüthes zu gewöhnen, um den Grund alles Daseyns in und außer sich erforschen zu lernen, kurz, um kein Fremdling in seinem Busen, sondern in demselben so einheimisch, wie in seinem eigenen Hause, zu seyn. Keine Bewegung, kein Gedanke, kein Entschluß, kein Trieb, keine Neigung, keine Leidenschaft darf daher in unserm Gemüthe aufkeimen, ohne daß wir uns nicht augenblicklich auf die Lauer legten, um zu erkunden und auszumachen, woher diese Erscheinungen kommen, welche Thätigkeiten zu ihrem Daseyn erfoderlich, und warum sie geboren worden sind. Immer in sich suchen und grübeln, und sich mit der Aussenwelt zusammenstellen und das Verhältniß derselben zu einander betrachten, muß das stete Bestreben des Philosophen seyn. Wir müssen Aufschlüsse über uns und über den Zweck unsers Daseyns erzwingen, wir müssen wagen, uns ganz zu durchschauen, und von allen Seiten und in allen Verhältnissen zu betrachten. Fortes fortuna adjuvat: nur dem kühnen Denker ist das Glück hold. Allenthalben macht er Beute, allent-

halben ſchlägt er den Feind in die Flucht, der in ſeinem Buſen auf der Lauer ſteht. Wir philoſophiren, um uns von Grund aus kennen zu lernen, wir denken über uns nach, um Stärke des Geiſtes zu erringen, wir wählen uns ſelbſt zum Gegenſtande unſerer Bearbeitung aus, um über uns herrſchen zu lernen, und mündig und ſelbſtſtändig zu werden.

Der Menſch ſoll nicht Philoſophie, ſondern philoſophiren lernen; er ſoll nicht Wortkram einkaufen, ſondern ſelbſtdenken lernen. Er ſoll nicht nuzlos Reichthümer in ſich aufhäufen, ſondern ſie zu gebrauchen wiſſen. Wer die Philoſophie bloß in Phraſen ſezt, iſt ein Hochverräther an der Menſchheit, weil er die ehrwürdigſte Wiſſenſchaft entweiht, den Menſchen ihre Würde raubt, und ſie ſtets als Kinder erhalten wiſſen will. Wer ſie bloß zur Gedächtnißſache macht, bindet den Menſchen eine Laſt auf, die das ganze Geſchlecht entehrt. Wer ſie ins Leere ſpielt, zeigt, daß er gar nicht weiß, was er will. Wer ſie bloß als eine reiche Sammlung von Materialien betrachtet, ahndet nicht, daß die Menſchen nicht zum Leiden, ſondern zur freien Thätigkeit, nicht zum Gehorchen, ſondern zum Herrſchen über Sachen, nicht zu Sklaven, ſondern zu freien Männern beſtimmt ſind. Alles kann für den Menſchen gleichgültig ſeyn, nur nicht die menſchliche Natur. Der Menſch iſt Endzweck; er muß daher als der Anfang und das Ende alles Philoſophirens betrachtet werden. Er iſt der Urquell von allem, was in ihm erſcheint. Er muß ſich daher immer zu Leibe gehen, um ſeinen Kopf und ſein Herz anatomiren zu lernen.

Das Studium der Philosophie ist für jeden, der sich auf Wissenschaften legt, ja für jeden Menschen, der sich mit dem Zwecke seines Daseyns bekannt machen will, unentbehrlich, weil es uns lehrt, warum wir leben, weil es uns die Gesezze alles Denkens und Handelns kennen lernt, weil wir durch dasselbe erfahren, wie weit die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens reichen, weil es den Menschen zum Selbstdenken erzieht, und ihn von der selbstverschuldeten Unmündigkeit befreiet, weil es uns mit einer leitenden Idee in den andern Wissenschaften bekannt macht, weil es Energie und Character verschaft, die die Erretter und die Ehre der Menschheit sind. Der gesunde und der kranke Zustand des menschlichen Geistes, die Verirrungen im Urtheilen, der Aberglaube, die Vorurtheile, die Schwärmerei, die Schwermuth, kurz, die Erkenntniß aller Gebrechen unsers Gemüthes und aller Hindernisse der Selbstthätigkeit müssen unser stetes Studium seyn, um ihnen sowohl vorzubeugen, als auch dieselben, wenn sie schon zum Ausbruche gekommen sind, zu heilen.

Wie müssen wir nun Philosophie studiren? Wir müssen alles, was wir lesen, an unsere bisherigen Erfahrungen anketten, und uns dasselbe dadurch deutlich und verständlich zu machen suchen. Wir müssen immer mit vollem Bewußtseyn auf dem Gegenstande unserer Lektüre brüten, ihn von allen Seiten betrachten, ihn demjenigen Vermögen, welchem er eigenthümlich angehört, und welchem er seinen Ursprung verdankt, zur Bearbeitung vorlegen, und ihn durch unsere Selbst-

thätigkeit auf unsere Fragen zu antworten nöthigen. Der Philosoph hat es mit den Erscheinungen und mit den Gesezzen des menschlichen Geistes zu thun; alles, was in der Philosophie vorkommt, ist ein Produkt unsers Geistes, und muß also in unserm Busen zergliedert und aufgelöset werden. Muthig müssen wir uns entschließen, diejenige Erscheinung, deren Grund und deren Bestandtheile erklärt und untersucht werden sollen, in uns zu erneuern, oder, wenn dies nicht möglich seyn sollte, wie es z. B. mit dem Wahnsinne und mehrern andern Geisteskrankheiten der Fall ist, so müssen wir sie an eine solche Erfahrung halten, die mit ihr eine Aehnlichkeit hat, und sie also durch diese aufzulösen streben. Unser Inneres muß die Werkstätte seyn, wo alle die Operationen vorgenommen werden müssen, die zum Verstehen eines Buches erfoderlich sind. Wir müssen uns nie aus dem Gesichte verliehren, damit wir nicht der Besonnenheit verlustig werden, und durch Zerstreuung in Wahnsinn verfallen. Immer müssen wir fragen, welche Erscheinung will der Verfasser erklären? Wie will er das Räthsel lösen? Welchen Gang wählt er bei der Untersuchung seines Gegenstandes? Hat er den Grund des Daseyns desselben ausfindig gemacht, und weiß er, woher diese Erscheinung entsprungen, und wie sie entstanden ist? Welche Nebenideen hat er mit seinem Hauptgegenstande verbunden? Welche Aussichten hat er über das, was der Mensch ist, und was er seyn soll, eröfnet? Durch unsere Einbildungskraft müssen wir unserm Verstande zu Hülfe kommen. Wir müssen uns durch sie den Gegenstand der Untersuchung lebhaft,

deutlich, und in seinem ganzen Umfange vorstellen, um ihn durch unsere eigene Thätigkeit zu erläutern. Wir müssen jedes Experiment, das der Verfasser eines Buches macht, in uns erneuern, um die Wahrheit desselben zu prüfen und zu erfahren, und wir müssen jede Erscheinung, die er erklärt, in uns selbst ins Leben rufen, um an Selbstdenken und Energie zu gewinnen. Wir müssen keine kalten Anatomen, sondern feurige, kraftvolle und freie Forscher seyn. Wir müssen mit aller Lebhaftigkeit über einen Gegenstand herfallen, und uns desselben zu bemächtigen und die Art seiner Existenz zu ergründen suchen.

Allein bei der Lektüre philosophischer Schriften müssen wir nicht bloß nach- sondern auch vordenken. Sobald wir irgend einen Gegenstand, der abgehandelt werden soll, angekündigt lesen, so müssen wir uns gleich aufmachen, denselben selbst von allen Seiten zu betrachten, um uns über denselben durch eigenes freies Nachdenken Aufschluß zu verschaffen. Wenn wir, zum Beispiel, über Abhandlungen gerathen, die folgende Fragen: warum die meisten Menschen sich über Undank beklagen, warum der Aristokratismus intoleranter, als der Demokratismus sey, warum so wenige Menschen Charakter haben, warum alte Weiber eitler als junge Mädchen seyn, warum ein Gelehrter mit Titteln behängt den meisten Menschen größer scheint, als einer ohne Tittel, warum die bloße Formphilosophie aufgeblasen mache, warum kein Philosoph, der vor der Erscheinung von Kants Kritik der reinen Vernunft einiges Aufsehen

gemacht hat, dieſe Kritik verſtehe, warum die Grundſäzze des Republikanismus ſo viele Feinde haben, ob ſie gleich allein in der Vernunft einheimiſch ſind, und den Adel der Menſchheit ausmachen, warum es keine Elementarphiloſophie als Wiſſenſchaft geben könne u. ſ. w. aufwerfen, ſo müſſen wir dieſelben, ehe wir ſie uns von jemand anders löſen laſſen, uns ſelbſt aufzulöſen ſuchen. Wir müſſen die Urſachen von dieſen Erſcheinungen durch eigenes Nachdenken ergründen; thun wir dieſes, und wiederholen dergleichen Experimente oft, ſo gewinnen wir nicht allein an Kenntniſſen, ſondern auch an Freiheit und Kraft zum Selbſtdenken.

Der Menſch ſollte nicht beten: **erlöſe uns von dem Uibel**, weil dieſes ein Sporn der Selbſterweckung und der Selbſtthätigkeit iſt, ſondern, **erlöſe uns von der Unmündigkeit**, die uns blind, ſklaviſch, niederträchtig, gegen das Sittengeſez ungehorſam, gegen die Natur aufrühriſch, charakterlos, und zu einem Spiel der Winde und Wellen macht. Dieſer Unmündigkeit muß der Menſch ſich ſchämen lernen, und ſie aus allen Kräften wegzuräumen ſuchen. Wer noch in den Feſſeln der Gewohnheit, der Trägheit, des Aberglaubens ſeufzt, hat noch keine Ahndung von dem Zwecke, warum er lebt und warum er ißt und trinkt. Haben wir aber das Joch der ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit abgeworfen, und ſind an Kopf und Herz frei worden, dann werden wir erſt des Namens des Menſchen würdig. Dieſer Adel und dieſe Freiheit wird nur durch Kampf

gewonnen, und ist der Preis des Selbstdenkens und Selbsthandelns. Wir müssen erst streiten und siegen, ehe wir einen Preis erhalten, der uns zu Menschen macht. Wir müssen daher kein Hinderniß weder im Denken noch im Handeln scheuen, sondern kühn das Streitschwerd aufheben, und dem Feinde entgegen gehen, um ihn zu vernichten: denn es hausen nicht allein Ungeheuer außer unserm Gemüthe, sondern auch in uns; als da sind: Liebe zur Ruhe und zur Gemächlichkeit, Anhänglichkeit am Alten, die Gewohnheit, die zahllosen Ausflüchte des Eigennutzes, die Furcht vor den Resultaten, die sich aus einem freien Forschen ergeben und die die schönsten Blüthen des Geistes sind, die Scheu, irgend jemand zu mißfallen, der Gewalt hat, die Habsucht, der niedrige Ehrgeiz und der Neid, die gleich der chinesischen großen Mauer den Einfall kühner Gedanken abhalten. Beim Lesen philosophischer Bücher muß uns immer der Gedanke begleiten, daß unser Ich der Gegenstand, dessen Operationen erkundet und erklärt werden sollen, und daß die Absicht alles Philosophirens die Freiheit und die Selbstständigkeit sey. An unserm Selbstbewußtseyn müssen wir die Fackel anstecken, die die Finsterniß in uns aufhellen soll. Es darf nichts weder in uns, noch außer uns vorgehen, was wir nicht durch eigene Thätigkeit aufzuklären bestrebt seyn müssen: denn alle Gegenstände der Philosophie sind aus unserm Gemüthe genommen; jede philosophische Wissenschaft verdankt ihr Daseyn irgend einer besondern Geistesanlage, und diese muß in der Lektüre solcher Werke, die von ihr handeln, in eine vorzüg-

liche Thätigkeit geſezt werden. Wer wird moraliſche Gegenſtände faſſen und begreifen, wenn ſeine praktiſche Vernunft und ſein Wille nicht geübt ſind, d. h. wenn ſein Herz in einem Todtenſchlafe verſunken liegt? Wer wird eine gründliche Einſicht in die Rechte der Menſchheit erlangen, wenn er ſie nie frei und ſelbſtthätig gewirkt hat? Wer wird äſthetiſche Unterſuchungen verſtehen können, wenn ſeine Einbildungskraft und ſein Verſtand unthätig ſind, d. h. ſein Geſchmack ungebildet iſt?

Das Studium der Philoſophie iſt der Weg zur Mündigkeit des Verſtandes und zum Adel des Herzens. Welche philoſophiſchen Bücher müſſen wir aber zuerſt leſen, um die Früchte zu erndten, die die Philoſophie verheißt? Nicht ſolche, die ſich bloß mit den Formen und Geſezzen unſers Geiſtes beſchäftigen, z. B. ſolche, die von der Logik, Metaphyſik, Kritik der reinen Vernunft handeln, ſondern ſolche, die ſich durch Reichthum an Gedanken, durch intereſſante Materialien, die aus unſerm bisherigen Erfahrungskreiſe genommen ſind, auszeichnen; wir müſſen daher mit der Lektüre von ſolchen Werken anfangen, die Erſcheinungen erklären, deren Daſeyn uns zwar bekannt iſt, aber deren Grund wir uns bisher nicht erklären konnten. Wir müſſen empiriſch pſychologiſche und moraliſche Bücher leſen, die uns durch ihren augenſcheinlichen Nuzzen und durch das Intereſſe, womit ſie unſer Herz feſſeln, Luſt zum Denken einflößen, und wir müſſen erſt reichliche Materialien eingeſammelt haben, und im Denken geübt ſeyn, ehe wir den

Verſuch wagen, über die Formen des Denkens ſelbſt zu reflektiren, und ehe wir eine Kritik unſerer eigenen Vernunft anſtellen. Unſer Geiſt muß viel Stärke errungen haben, ehe er in das dornigte Land des bloß Formalen eindringen kann: verfahren wir aber umgekehrt, und fangen mit der Lektüre von Büchern an, die von logiſchen Formen und von den Geſezzen unſers Geiſtes handeln, und die unſer Herz kalt und ungeſättigt laſſen, ſo zerknicken wir die Knochen unſers Geiſtes, und vertilgen alle Luſt am Denken und alle Liebe zur Freiheit. Arm, kraftlos und traurig ſizzen wir auf Klippen, und ſind ohne Rettung verlohren. Durch eine Menge intereſſanter Stoffe müſſen wir unſerm Geiſte erſt Leben und Kraft eingehauchet haben, ehe wir den ſteilen Pfad der transcendentalen und formalen Philoſophie beginnen, weil wir ſonſt die Lektüre philoſophiſcher Werke als Gedächtnißſache, und nicht als ein Geſchäft behandeln, das den größten Grad von Selbſtthätigkeit und Freiheit erfodert. Die Armuth an intereſſanten und gehaltreichen Materialien flößt uns einen unüberwindlichen Ekel an allem anhaltenden Denken ein, weil wir vor der Zeit in ein Land eindrangen, wo unſer jugendliche Geiſt, der an wonnige Auen und an Luſthaine gewöhnt iſt, keine Erquikkung, keinen Reiz und keine Nahrung erblickte. Stoffe aber, die für uns vieles Intereſſe haben, und die uns einen in die Augen fallenden Nuzzen zu bringen ſcheinen, beleben und ſtärken unſern Geiſt, und iſt nicht die Selbſtſtändigkeit und die Kraft des Geiſtes der Zweck alles Philoſophirens? Wir müſſen daher erſt Stärke und Muth errungen haben, ehe wir den

Weg in das Transcendentale betreten, denn hierbei müssen wir uns oft orientiren, und wenn wir nicht in der wirklichen Welt zu Hause sind, wo sollen wir den Leitstern suchen, der uns wieder auf den rechten Pfad zurückbringt, wenn wir uns verirrt haben?

Mit dem Studium der Philosophie als einem Mittel der Mündigwerdung der Menschen beginnt der Despotismus und der Glaubensdruck zu verschwinden, und mit ihm, als einer Operation der vollesten Freiheit, hebt das Reich der Gerechtigkeit, d. h. des Republikanismus, an. Alle selbstdenkenden Köpfe erkennen keine Gesezze, als die Gesezze der Freiheit und der Natur, als gültig und rechtlich: alle sind ihnen ein Greuel, weil sie die Menschen wie Maschinen behandeln. Sie sind Truggestalten, die in Irrwahn stürzen, und sie sind willkührliche Fesseln, die den menschlichen Geist verkrüppeln, und die das Gedeihen aller Aufklärung hindern.

XXVIII. Auf welche Weise und in welcher Ordnung muß man Kants Schriften studiren?

Kant's Philosophie ist eine Naturbeschreibung des menschlichen Geistes: denn Kant hat alle die verschiedenartigen Erscheinungen und Operationen, die im menschlichen Gemüthe vorgehen, aufgefaßt, und den Grund und die Gesezze derselben erklärt. Er ist

in die innersten Geheimnisse des menschlichen Geistes eingedrungen, und hat sie durch seinen Scharfsinn enthüllt. Seine Absicht bei seinen Kritiken war, die Fragen aufzulösen: was kann der Mensch wissen, was soll er thun, und was darf er hoffen? Kühn und ohne Vorurtheile verfolgte er seinen Weg, und kümmerte sich nicht darum, welche Resultate seine Nachsuchungen geben würden, und so ungebahnt auch der Pfad war, den der originelle Forscher betrat, so gieng ihm dennoch allenthalben der gesunde Verstand zur Seite, und schüzte ihn gegen Verirrungen; und die Aussprüche der philosophirenden Vernunft, die er verkündigte, wurden durch ihn Aussprüche des gesunden Menschenverstandes.

Vor Kant hat niemand die Fragen: welche Anlagen und welche Kräfte besizt der Mensch, welches sind die Gesezze, nach welchen dieselben wirken, und welches sind die Grenzen ihrer Anwendung? in dem Umfange aufgeworfen, noch weniger dieselben gelöset. Kant ist der Erste, der Fragen gelöst hat, die die wichtigsten Folgen für alle Untersuchungen haben müssen. Er wollte die Natur und den Grund aller unserer geistigen Wirkungen erkunden, er drang am Leitfaden des Selbstbewußtseyns in die Werkstätte des menschlichen Geistes selbst ein, belauschte und faßte die geheimsten Operationen auf, welche der Geist in uns vornimmt. Immer unermüdet und immer originell suchte er unsere geistige Habe zu bestimmen, und alle unsere Ansprüche in dieser und in jener Welt zu beleuchten. Muthig und kühn ergrif er alle Er-

ſcheinungen in uns auf ihrer Flucht, und ſchloß aus ihrer gänzlichen Verſchiedenheit auf verſchiedene Vermögen und Kräfte in unſerm Gemüthe. Da nun Kant die Geiſtesoperationen und ihre Produkte richtig und genau aufgefaßt hatte, ſo gab er auch den Worten eine genauer beſtimmte Bedeutung. Er ſah ſie als eine Münze an, die nur ſo lange angenehm iſt, als ſie einen beſtimmten und feſtgeſezten Werth hat.

Kant entdeckte ſogar eine Anlage in unſerm Gemüthe, die man bisher durchaus verkannt, und die man bald mit dem Namen des Gewiſſens belegt, bald als einen beſondern Sinn angeſehen hatte. Immer aber hielt man ſie für ein Vermögen dunkler, unbeſtimmter Gefühle, nnd man kannte daher weder ihre Wirkungen genau, noch wußte man, daß das Gewiſſen und das moraliſche Gefühl bloß die Aeußerung (die Erſcheinung) einer Anlage, aber nicht die Anlage ſelbſt ſey. Es iſt ausgemacht, daß man vor Kant von dem Charakter der praktiſchen Vernunft durchaus keine vollſtändige Kenntniß hatte; denn man wußte nicht, daß ſie bloß Geſezze für den Willen gebe, daß ſie ohne Rückſicht auf die Folgen einer Handlung gebiete, und daß ſie ihre Thätigkeit dem Menſchen durch ein Sollen ankündige. Ein faſt ähnliches Schickſal, wie die praktiſche Vernunft, hatten auch die Operationen derjenigen Kraft, die Kant die äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft nennt. Man hatte weder von ihrem Daſeyn, noch von ihren Thätigkeiten deutliche und beſtimmte Begriffe. Man begnügte ſich bloß mit dunkeln Gefühlen, und war nicht

weiter zu erforschen bemüht, welches der Grund dieser Gefühle sey, wodurch sie sich von andern Gefühlen unterscheiden, und durch welche Kräfte sie hervorgebracht werden.

Aber man kannte nicht allein das Wesen der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft nicht, sondern man hatte auch keine Kenntniß von dem, was die theoretische Vernunft vermöge, welches ihr Inhalt sey, und ob derselbe sich auch in der Sinnenwelt realisiren lasse; genug, die Aufgabe, welche Kräfte und Anlage der Mensch habe, welches die Gesezze derselben, und welches die Grenzen ihrer Anwendbarkeit seyn, war vor Kant nicht gelöst. Kant ist der Geograph des menschlichen Geistes worden, und hat die Sphäre bestimmt, innerhalb welcher der Mensch mit Glück philosophiren, d. h. etwas erkennen und wissen kann.

Wie muß man nun Kant's kritische Werke studiren? Wir müssen erst viele Materialien eingesammelt haben, und im Denken geübt seyn, ehe wir uns an die Lektüre derselben wagen, damit wir nicht etwas erkunden wollen, wovon wir noch kein Leben und keine Thätigkeit in uns spüren. Kant löst die Erscheinungen im menschlichen Gemüthe auf, wie will man ihn nun verstehen, wenn vielleicht eine Anlage, deren Wirksamkeit und Gesezze er untersucht, in uns noch nicht erwacht ist, oder noch keine Stärke und Fertigkeit erlangt hat? Wir müssen erst vollständig zu leben angefangen haben, und geistig wirksam worden seyn, ehe wir die Natur und die Wirkungen un-

sers Geistes zu ergründen versuchen, und wir müssen unserm Busen viel Leben eingehaucht haben, ehe wir uns an die Untersuchung des Grundes und der Art der geistigen Wirkungen wagen können. Wer entweder leer an Stoffen ist, oder wer noch keine Selbstthätigkeit des Verstandes besizt, der wird Kant's Werke nie verstehen lernen, denn wie will er die Ursachen von den Erscheinungen erklären, deren Wirksamkeit er noch nicht geahndet hat? Er ist taub und blind, und will Musik hören und anmuthige Auen sehen!

Das Objekt, worüber Kant eine Kritik anstellt, ist das menschliche Gemüth; er spielt also die ganze Untersuchung in unser Inneres, und dieses ist die Werkstätte, wo alle Operationen zur Auflösung der Fragen, die Kant aufwirft, vergenommen werden müssen. „Was haben Kant's Kritiken für einen Zweck?" Diese Frage müssen wir uns vorgelegt und erst einigermaßen untersucht haben, ehe wir uns an die Lektüre seiner kritischen Werke machen. Kant will wissen, welche geistige Habe der Mensch besizt. Er will wissen, welche Kräfte er hat, nach welchen Gesezzen diese Kräfte wirken, welches ihr Inhalt, und welches ihr Gebrauch sey und wie weit sich ihre Anwendung und ihre Gültigkeit erstrecke. Er will die Fragen auflösen, was ist das menschliche Gemüth, und was vermag dasselbe? Haben wir uns diese Absicht tief eingeprägt, und fangen wir nunmehr das Studium der Kritik selbst an, so muß es unser leitender Gedanke seyn, daß alles, was Kant erläutern will, Operationen unsers Geistes, und daß

wir also bemüht seyn müssen, während der Lektüre unsere Kräfte immer lebendig und thätig zu erhalten, damit wir einen Stof haben, der uns zum Nachdenken reizt, und der uns immer fesselt, und damit wir nicht etwan uns mit Todten in ein Gespräch einlassen wollen. Unsere eigene Kraftäußerungen müssen uns anketten, wenn wir etwan den Untersuchungen der Kritiken entlaufen wollen. Unser Selbstbewußtseyn muß der Leitstern und der Prüfstein bei allen unsern kritischen Forschungen seyn. Wir müssen die verschiedenen Arten von geistigen Thätigkeiten in uns kräftig auffassen, und dieselben uns lebhaft vorstellen. Wir müssen bedenken, daß eine und dieselbe Anlage nicht zugleich urtheilen und schließen, Begriffe und Ideen liefern kann, daß Anschauen etwas anders als Denken ist, daß der Raum und die Zeit einem andern Vermögen angehören müssen, als die Denkformen, daß Erkennen kein bloßes Vorstellen ist u. s. w. Wir müssen alle Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten zwischen den verschiedenen Wirkungen unsers Geistes genau beobachten, um sie von Grund aus kennen zu lernen.

Da nun die Stoffe von Kant's Kritiken in unserm Gemüthe vorhanden sind, so müssen wir unser Ich stets als den Gegenstand ansehen, der zergliedert und dessen Operationen erforscht werden sollen. Bei diesem Studium müssen wir dasjenige, was wir in der Kritik gelesen haben, oft wiederholen, und durch eigenes Nachdenken in unserm Innern auflösen. Wir müssen das Gelesene, das wir wieder durchdacht haben, niederschreiben, und vorzüglich die Bedeu-

tung von den Kunſtworten bemerken, damit wir mit ihnen vertraut werden, und damit wir nicht unvermerkt ihnen einen Sinn unterſchieben, den ſie in Kant's Werken nicht haben; wir müſſen in unſerer Lektüre fortfahren, wenn wir auch den Sinn eines Sazzes nicht immer vollſtändig und genau gefaßt haben ſollten; denn wir würden uns durch eine vergebliche Anſtrengung nur ermüden, da es doch vielleicht der Fall iſt, daß der Saz durch das Nachfolgende deutlicher und einleuchtender wird. Und wenn unſere Hofnung auch hier ſcheitern ſollte, ſo dürfen wir den Muth doch nicht ſinken laſſen, ſondern immer fortleſen, damit wir eine kurze Uibersicht des Weges, den Kant geht, und einige Einſicht in den Inhalt und in die Art der Unterſuchung erhalten. Die Feder muß uns bei dieſer Lektüre ſtets zur Hand ſeyn; Hauptſäzze und wichtige und neue Gedanken müſſen wir entweder wörtlich oder nach unſrer eigenen Vorſtellungsart niederſchreiben, wenn wir nämlich gewiß überzeugt ſind, daß wir ihren Sinn richtig gefaßt haben. Ehe wir aber an eine zweite Lektüre gehen, müſſen wir einigemal unſre nachgeſchriebene Auszüge durchleſen, um dadurch immer mehr in den Inhalt eingeweihet, und mit der Bedeutung der Kunſtworte vertrauter zu werden. Bei der zweiten Lektüre darf nun nichts vorbeigelaſſen werden, ohne daß wir es vollkommen verſtanden hätten. Es muß alles aufgelöſet und an unſere Vorſtellungen angereihet werden, und wir müſſen nunmehro ſo verfahren, als ob wir ſelbſt die Geheimniſſe unſers Gemüthes ohne Führer enthüllen, und die Operationen deſſelben durch uns ſelbſt kennen lernen

wollten. Haben wir nunmehro den Inhalt der Kritik, es sey, welcher es wolle, mehrmals durchdacht, so wird unser Geist seine Freiheit wieder erhalten, die ihm ein so fremdartiger und neuer Stof und der mächtige Genius Kants geraubt hatte, und er wird wieder als Herr schalten und wir werden selbst eine Untersuchung über unser Gemüth, über die Erscheinungen und die Kräfte desselben anstellen können, die wir vorher unter fremder Anleitung machten, und wir werden unser eigener Naturbeschreiber werden.

Ohngeachtet man alles selbst niederschreiben muß, was uns merkwürdig, neu, ungewöhnlich, unverständlich u. s. w. in Kant's Kritiken scheint, damit man über dasselbe länger und reiflicher nachzudenken gezwungen werde, und damit man es sich tiefer und fester einpräge, so wird man doch nicht ohne Nuzzen noch Mellin's Marginalien bei der Lektüre der verschiedenen Kritiken brauchen können, um das Gelesene sowohl vollständiger als öfterer wiederholen zu müssen.

Aus welchen Werken muß man Kant's Philosophie studiren? Kant's Werke allein sind der richtige Weg, der uns vor Verirrung bewahrt, und der uns zu einer vollständigen Kenntniß unserer selbst führt. Obgleich die Erläuterungen von J. Schulz, und die Wörterbücher von C. Ch. E. Schmid und Mellin Kants Philosophie fast durchaus richtig aufgefaßt und dargestellt haben, so ist es doch sicherer und vortheilhafter für den Leser, wenn er das Stu-

dium der kritiſchen Philoſophie mit Kant's Werken ſelbſt beginnt und endigt: denn wie viele das Herz erquickende, originelle und geiſtvolle Stellen enthalten nicht die kantiſchen Schriften, und wie viele vortrefliche Unterſuchungen ſchaltet Kant ein, die zwar nicht zur Hauptſache gehören, die aber doch eben ſo nüzlich als lehrreich ſind, und die wir alſo würden entbehren müſſen, wenn wir Kant durch Andere kennen lernen wollten. Kant fodert durch ſeine Schriften mehr als irgend jemand zum Selbſtdenken und zum kühnen Forſchen auf. Sie ermüden nicht leicht, weil ſein Styl kräftig, ob gleich ſeine Perioden manchmal ſehr verſchlungen ſind, ſeine Gedanken neu und originell, ſeine Anſichten der Welt und der Menſchen oft kühn ſind, und weil ſeine Darſtellung tief in unſer Herz eingreift, und ihm wohlthut.

In welcher Ordnung muß man Kant's Werke ſtudiren? Wer noch nicht im Denken geübt iſt, und wer noch nicht Materialien dazu eingeſammelt und ſein Gemüth thätig und lebendig gemacht hat, der muß mit der Lektüre von Kant's kleinen Schriften*) anfangen, die zwar nicht zu ſeinen kritiſchen Arbeiten gehören, die aber doch zum vorbereitenden Studium der kritiſchen Philoſophie dienen können. Sie ſind geiſtreich, gedankenvoll, und enthalten hier und da ſchon Winke von demjenigen, was Kant hernach

*) Sie ſind 1797 und 1798 in 4 B. unter folgendem Titel erſchienen: Kant's ſämmtliche kleine Schriften.

in den drei Kritiken selbst weitläufig untersucht hat. Unter den kritischen Schriften Kant's muß man den Anfang mit den Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik u. s. w. machen, die einen kurzen, populären, geistreichen und vollständigen Abriß der Kritik der r. V. nach einer andern Methode und auf einem andern Wege untersucht, enthalten: alsdann muß man zum Studium der Kritik d. r. V. selbst fortgehen, wo man die Aufgaben über das Vermögen der theoretischen Vernunft, über die Gesezze des Erkenntnißvermögens und über die Anwendung derselben in ihrem größten Umfange gelöst findet.

Durch die Kritik der reinen Vernunft ist die Untersuchung über die Habe der theoretischen Vernunft und über die Bestandtheile und die Gesezze des Erkenntnißvermögens geendigt, und wir können nunmehro das Studium der praktischen Philosophie mit der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten beginnen, wo Kant von den gemeinsten moralischen Urtheilen zu dem Vermögen, dem Inhalte, und zu den Aufgaben der praktischen Vernunft selbst übergeht. Hierauf muß man die Kritik der praktischen Vernunft studiren, wo die Fragen gelöst werden: was soll der Mensch thun, und was kann er hoffen: nunmehro muß die Lektüre der methaphysischen Anfangsgründe der Rechts- und alsdann der Tugendlehre folgen.

Die Kritik der Urtheilskraft beschließt Kant's kritische Werke: in ihr sind die

Unterſuchungen über den Grund unſerer Urtheile von dem Schönen und Erhabenen, und von den Eigenſchaften dieſer Gefühle, über die ſchönen Künſte und über den Grund der Beurtheilung nach Zwecken, die wir in der Naturbetrachtung finden, enthalten. Dieſes Werk endigt unſer Studium der kritiſchen Schriften Kant's, und durch daſſelbe ſind die Unterſuchungen über unſere Vermögen und Kräfte, über ihre Geſezze und ihren Fond geſchloſſen.

Die noch übrigen Schriften Kant's ſind Anwendungen der von ihm gefundenen Grundſäzze auf einzelne Wiſſenſchaften, z. B. die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft und die Anthropologie, die überaus reich an Menſchenkenntniß und nüzlichen Beobachtungen iſt, und der Streit der Fakultäten.

Alle Schriften Kant's ſind voll energiſcher und erhabener Gedanken, und alle ſind zur Beförderung des Selbſtdenkens geeignet.

XXIX. Bemerkungen über philoſophiſche Schriftſteller.

Die Teutſchen zeigen in ihren philoſophiſchen Schriften mehr Scharfſinn und logiſche Richtigkeit, als die Franzoſen und Engländer, die mehr Thatſachen und Erfahrungen in den ihrigen niedergelegt haben. Jene üben daher mehr unſere Denk-

kraft, diese aber bereichern mehr unsern Verstand. Jene wollen alles ergründen, diese wollen alles brauchbar für die Welt machen. Jene bearbeiten alle philosophischen Wissenschaften, diesen kümmert nur wenig die Kultur der Logik, Metaphysik und transcendentalen Philosophie. Jene suchen alles menschliche Wissen auf Grundsäzze zurück zu bringen, diese verwerfen ein solches Unternehmen als unnüz und schwierig. Jene schreiben über alle Wissenschaften Compendia, diese begnügen sich mit Untersuchungen, ohne dabei viel auf die systematische Form zu sehen. Jene sind gründlich, und daher oft trocken; diese sind geistvoller und wizziger. Jene plagt die Sucht, neue Systeme zu schaffen, diese ruhen auf dem Polster aus, das ihnen Locke und Helvetius untergelegt haben.

Aber gewinnen wir auch durch die Lektüre philosophischer Schriften nicht immer viel an neuen Kenntnissen und interessanten Materialien, so trägt ihr Studium doch mehr als irgend eines zur Bildung und Schärfung unserer Denkkraft bei. Die gedankenreichsten philosophischen Schriftsteller unter den Teutschen sind: Leibnitz, Kant, Tetens, Feder, Hippel und mehrere Andere. Hippel, der Verfasser des Buches: über die Ehe, verbindet mit viel Scharfsinn einen sehr großen Schaz von nüzlichen Erfahrungen. Allenthalben bemerkt er Verhältnisse und Seiten an den Dingen, die man bisher übersehen hat. Er ist geistvoll und wizzig, und man wird durch jede neue Lektüre seiner Schriften reicher an Kenntnissen. Tetens ist einer der scharfsinnig-

sten und kenntnißreichsten Männer, dessen Versuche über die menschliche Natur lange nicht so viel studirt werden, als sie es verdienen. Feder hat eine große Masse von Materialien in seinen Untersuchungen über den menschlichen Willen angehäuft, und viele vortrefliche Reflexionen daraus gezogen.

Leibnitz ist ein origineller und scharfsinniger Geist, und wenn seine Untersuchungen auch nicht richtig sind, so tragen sie doch durch ihre Geistigkeit und durch ihren Gedankenreichthum mehr als irgend ein Werk zur Kultur unserer Denkkraft bei.

Fichte besitzt einen großen und mächtigen Geist, und außerordentlich viel Scharfsinn, aber er verschwendet seine Kraft und seine Mühe auf eine Art, die uns bereuen läßt, daß er einen so undankbaren Boden bauet, und daß er nicht mehr Materialien zum Denken eingesammelt hat, und daher nur zu oft ins leere philosophirt. Seine Behauptungen sind unfruchtbar, und sein ganzes System ist der ärgste Dogmatismus, der sich je nach der Erscheinung der Kritik d. r. V. wieder gezeigt hat. Seine Spekulationen über Gegenstände der theoretischen Philosophie sind transcendent, leer, unfruchtbar, und nichts erklärend; wir lernen durch sie weder unsere ursprünglichen Geistesanlagen, noch ihre Gesetze und Wirkungen kennen. Er treibt ein Spiel mit Worten, die keinen Inhalt haben, und spricht zu lebenlosen Formen: allein seine Untersuchungen über die Moral, Religion

und Rechtslehre sind lehrreich und geistvoll, seine Gedanken oft erhaben, sobald sie Gegenstände betreffen, die in die Sphäre des wirklichen Lebens einschlagen, oder sobald er über die moralische Natur des Menschen reflektirt *).

Unter den Franzosen zeichnet sich Montaigne vorzüglich aus, der eine reiche Fundgrube von Menschenkenntniß enthält. Er ist zwar oft geschwäzzig, allein wie geschickt weiß er seinen Vortrag durch Anekdoten, durch hervorspringende Charakterzüge, durch scharfsinnige und wizzige Bemerkungen, und manchmal auch durch kühne Paradoxen zu würzen! Er läßt eben so oft sein Herz als seinen Verstand sprechen, und gewährt daher eine eben so anziehende als lehrreiche Unterhaltung. Seine Versuche sollten ein stetes Handbuch für alle diejenigen seyn, die sich im Selbstdenken üben, und die den Menschen kennen lernen wollten.

Des großen und edlen Nordamerikaners Franklin's kleine Schriften sind voller Weisheit und Lebensklugheit. Sie bereichern unsern Geist, und erwecken in uns zugleich gute Entschlüsse. Seine vortreflichen, für jedermann brauchbaren Erfahrungen, seine herzlichen Aufmunterungen zum Guten, der augenscheinliche Nuzzen, den die Befolgung seiner Lehren gewähret, die scharfsinnigen, aber doch leicht verständlichen Beobachtungen geben uns reichlich zu denken, und entlassen uns nicht ohne den Entschluß, besser zu werden.

*) Dies ist nicht der Fall mit seinen Nachbeetern, die Leerheit mit Aufgeblasenheit im Uibermaße verbinden.

Garve's ruhiger, scharfsinniger, aber schüchterner Untersuchungsgeist zieht uns unvermerkt zum Nachdenken über den Gegenstand, den er bearbeitet, fort. Wir durchwandern mit ihm den Pfad, den er gewählt hat, ohne daß es uns eben viel Anstrengung kostete. Garve ist ein sorgfältiger, und scharfer Beobachter, ein populairer, aber kein lebendiger Darsteller, ein erfahrungsreicher, aber kein energischer Denker. Das Feld seines Nachdenkens ist die wirkliche Welt und die menschlichen Verhältnisse. Sein Geist war nicht zu kühnen durchgreifenden Spekulationen geschaffen; er besaß weder die Kraft, noch die Gedankenfülle, noch die Originalität, die uns eine Schrift durchgängig anziehend macht. Er ist daher manchmal matt und langweilig, er spinnt seine Untersuchungen zu weitläufig aus, und läßt dem Leser zu wenig selbst zu denken übrig, und da er selten Nebenideen in uns zu erwecken weiß, so sizzen wir wie angezaubert in dem Kreise seiner Gedankenreihen. Seinem Style fehlt Lebendigkeit, seinen Gedanken Kühnheit, und seinen Ansichten Originalität; er erhebt sich fast niemals zu Ideen, sondern verweilt stets in der Sphäre der Begriffe, daher belehrt er uns zwar, allein er erhebt unsern Geist nicht gen Himmel. Allein troz dieser Mängel ist Garve dennoch ein lehrreicher und vortreflicher Schriftsteller, den wir nicht genug studiren können, um ihm sowohl die Gabe der Darstellung und die Anordnung der Materien abzulernen, als auch um uns durch den Schaz seiner Erfahrungen und Reflexionen zu bereichern. Sit ei terra levis!

Lessing (G. E.) scheint mir in der Methode, wie er seine Untersuchungen anstellt, Wenige seines Gleichen zu haben; wir machen mit ihm fast seine ganze Gedankenreihe durch, ohne noch genau zu wissen, welches das Resultat seines Forschens seyn werde. Er untersuchet, ohne darauf zu sehen, was daraus folgen werde. Er besizt viel Scharfsinn, viele Kenntnisse und Erfahrungen, allein seine Gedanken scheinen ihm viel Studium und Arbeit gekostet zu haben, und er scheint durch Fleiß ersezt zu haben, was ihm an Genie abgieng. Er ist manchmal satyrisch und wizzig, und seine Schriften enthalten einen großen Schaz von Gelehrsamkeit, vortreflichen Reflexionen, und nüzlichen Erfahrungen.

Hume ist ein geistvoller, scharfsinniger und kühner Denker, den die Resultate niemals kümmern. Nichts scheint ihm zu heilig oder zu profan zu seyn, das nicht mit der Fackel der Vernunft beleuchtet werden müßte. Seine Zweifelsucht ist ein Reizmittel gegen die Schlafsucht des Geistes. Sein Scharfsinn stürzt uns selbst in Zweifel, und dieses Mißtrauen in der Annahme von sonst ausgemachten Säzzen ist mehr werth, als ein Meer voll Wahrheit, die man uns als Almosen mittheilt. Der Mensch muß selbst Wahrheit erkämpfen, aber nach großen Anstrengungen im Suchen nach dieser Göttin scheint uns nichts einleuchtender zu seyn, als der Saz, daß der Mensch mehr zum Streben nach Wahrheit, als zum Besizze derselben bestimmt sey. Sceptiker sind bei dem großen Hange der Menschen

zur Trägheit, und daher zur Leichtgläubigkeit eine Wohlthat für die Menschheit, weil sie unsern Geist stets zu neuen Untersuchungen anfeuern, wodurch wir weit mehr an Kultur und Würde gewinnen, als durch die blindgläubigen Dogmatiker.

Rousseau (J. J.) übt durch seine philosophischen Schriften eben so sehr unsern Verstand im Denken, als sein Enthusiasmus für das Recht, seine Wärme für das Wohl der Menschheit, seine kühne Bestreitung von Irrthümern, und seine unermüdete Bekämpfung der Tyrannei unser Herz labt. Er ist gedankenreich, geistvoll und scheint manchmal paradox zu seyn; allein dieser Schein verschwindet, wenn wir tiefer in den Gegenstand der Untersuchung eingedrungen sind: denn sein gesundes Wahrheitsgefühl hat ihn oft dahin geleitet, wohin die neuen Forscher durch Kritik und Prinzipien gekommen sind, und er hat oft geahndet, was sich nunmehro als volle Wahrheit ergeben hat.

Engel ist ein scharfsinniger und gehaltreicher Denker: der Gang seiner Untersuchung ist charakteristisch; er läßt sich nie merken, daß er nach fest bestimmten Grundsäzzen denkt, ob er dies gleich thut, denn er geht festen und sichern Trittes durch alle Labyrinthe hindurch. Er verbindet mit Gelehrsamkeit viel Kenntniß der menschlichen Natur. Seine Darstellung ist lebendig und nüchtern, und seine Gedanken sind kraftvoll, und oft neu. Seine Bücher sind Aufforderungen und eine Anleitung zum Selbstdenken.

Unter Teutschlands lehrreiche philosophische Schriftsteller gehören noch: Reinhold, Herz, Abel, Schiller, J. Schulz, L. Ch. E. Schmid, Tiedemann, Weickard, Zimmermann, Meiners, Trapp, Stuve, Hofbauer, Jacob, Maaß, Heydenreich, Schelling, Ith, Spalding, Steinbarth, Krug, Platner, Forberg, Mellin, Resewitz, Eberhard, Wieland, Herder, S. H. Ewald, Mendelssohn, Weißhaupt, Lambert, Stäudlin, Thieme, Winkelmann, Blankenburg, Adelung, Sulzer, J. B. Erhard, Schlosser, F. W. D. Snell, Mutschelle, Irwing, Reimarus (Vater und Sohn), F. V. und P. C. Reinhard, Pörschke, Crusius, Niethammer und mehrere Andere.

Unter den Engländern zeichnen sich im philosophischen Fache vorzüglich aus: Locke, Hume, Smith, Stewart, Burke, Home, Blair, Harris, Berkeley, Reid, Beattie, Ferguson und Andere; unter den Franzosen, Montesquieu, Bayle, Descartes, Rousseau, Helvetius, D'Alembert, Diderot, Raynal, Voltaire, de Paw, Mably, Condorcet, Condillac, Bonnet (ein Schweizer) und Andere; unter den Holländern, Spinoza, Hemsterhuis, und unter den Italienern, Beccaria, Filangieri, und mehrere Andere.

XXX. Warum lieſt man vermiſchte Schriften, und wie muß man dieſelben leſen?

Vermiſchte Schriften enthalten oft ſehr köſtliche Schäzze, denn es werden nicht ſelten ſehr wichtige Beobachtungen und nüzliche Entdeckungen in ihnen niedergelegt, die man nicht Zeit hatte, oder die man nicht willens war, weitläuftig auszudehnen, oder die auch keiner ſolchen Ausdehnung fähig waren, als zu einem Buche nöthig iſt. Und kleine Aufſäzze werden oft mit mehr Fleiß und Scharfſinn ausgearbeitet, als große Abhandlungen: unſer Geiſt bleibt während der Arbeit voller Muth und Kraft, wenn er bald das Ende des Weges erblickt, und er theilt ſeine Gabe in reichlicherer Fülle aus, wenn er nur kurze Zeit über einem Gegenſtande verweilen kann.

Da vermiſchte Schriften Materialien aus allen Wiſſenſchaften und Künſten enthalten, ſo müſſen ſie in der Abſicht bald den Geſchmack, bald die Denkkraft, bald die praktiſche Vernunft zu bilden geleſen werden, jenachdem ihr Inhalt zur eines dieſer Vermögen beſonders geeignet iſt: und da jede Lektüre eines Buches auf die Erziehung unſers Geiſtes zu freier Selbſtthätigkeit abzielen muß, ſo müſſen wir auch bei vermiſchten Schriften alles auf unſere Mündigkeit anlegen. Wir müſſen muthigere, kraftvollere Selbſtdenker zu werden ſuchen, und wir dürfen weder Mühe noch Gefahr ſcheuen, um zu dieſem Zwecke zu gelangen. Es iſt beſſer, wir irren und fehlen, als daß

wir auf dem Polſter der Trägheit einſchlummern, und es iſt beſſer, wir leiden Schiffbruch und gehen zu Grunde, als daß wir am Boden angefeſſelt bleiben.

Die Lektüre von vermiſchten Schriften muß alſo ſo eingerichtet werden, wie es die beſondere Wiſſenſchaft oder Kunſt, wovon ſie den Stof enthalten, erfodert. Wir müſſen daher ſtets ämſig bemüht ſeyn, den Zweck aufzufinden, zu welchem etwas geſchrieben iſt, und dieſer muß die leitende Idee bei der Lektüre ſeyn, und das Ziel, worauf wir alles beziehen. Wir müſſen die Charaktere, die Gedanken, die Anſichten, und die Gefühle genau unterſuchen, ob ſie ächt, richtig und zweckmäßig ſind. Wir müſſen auf die Art und Weiſe Acht geben, wie ein Gegenſtand ausgeführt iſt, und auch die Nebenvorſtellungen in Betracht ziehen, die der Verfaſſer in ſeinen Hauptgegenſtand eingemiſcht hat. Jede Ideenreihe muß alſo geprüft, die Aechtheit des Gefühls erprobt, das Treffende eines Gleichniſſes unterſuchet, und die Wahrheit der Gedanken beleuchtet werden. Alles, was wir leſen, muß in den Schmelztiegel des Prüfens und Zweifelns geworfen werden, um das Aechte von dem Unächten, das Wahre von dem Falſchen zu ſondern; kurz, alles muß wie Geld gereinigt und geſäubert werden, damit wir nicht etwan eine unächte Münze für eine ächte ausgeben, und die Wahrheit durch die Erregung von Verdacht ſelbſt in Mißkredit bringen.

XXXI. Bemerkungen über Schriften vermiſchten Inhalts.

Es giebt wenige Bücher, die ſo viele nüzliche und trefliche Wahrheiten enthielten, als der engliſche Zuſchauer. Immer finden wir noch dieſelben Thorheiten und Laſter in der Welt, die die Verfaſſer züchtigen, und immer noch bemerken wir die Arten von Vorurtheilen und Aberglauben, die ſie auszurotten ſuchten. Das ganze menſchliche Leben, mit allen ſeinen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, mit ſeinen Schönheiten und Häßlichkeiten, reflektirt ſich darin wie in einem Spiegel wieder.

Sturz vermiſchte Schriften gewähren eine unterhaltende und lehrreiche Lektüre; der Verfaſſer iſt ein ſcharfſinniger Beobachter, und verſteht auch die Kunſt einer angenehmen und lebendigen Darſtellung. Friedrichs II. Werke ſind in vieler Rückſicht ausgezeichnete Produkte, die mehr ſtudirt zu werden verdienten, als es jezt der Fall zu ſeyn ſcheint.

Unter die vermiſchten Schriften gehören auch Briefſammlungen, z. E. Sterne's, d'Argens und Anderer; Sammlungen ganzer Werke eines Verfaſſers, z. B. Rouſſeaus, Mablys, Wieland's, Goethe's, Voltaire's, D'Alembert's, Diderot's, Hume's, Leſſing's u. ſ. w.; Charakter- und Menſchenſchilderungen, z. B. la Brüyere's, Düclo's, de la Chambre's, des Kardinals von Reß, Lichtenberg's Erklärung der Hogarthiſchen Kupfer, und Selbſtgeſtändniſſe, z. B. Rouſſeaus u. ſ. w.

Büsch Erfahrungen, Herders zerstreuete Blätter und ebens. Briefe über Humanität, Knigge über den Umgang mit Menschen, Möser patriotische Phantasien, Kästners vermischte Schriften und Lichtenbergs zerstreuete Aufsätze und andere Schriften dieser Art sollte niemand ungelesen lassen, der seine Kräfte selbstthätig machen, sich selbst und Andere kennen lernen will.

XXXII Welchen Zweck hat die Lektüre von Geschichtswerken, und wie muß man sie lesen?

Thatsachen aufzählen können, ohne zu wissen, welches die Ursache derselben sey, und welchen Zweck sie haben, ist eine Spielerei, die dem Menschen Zeit und Selbstständigkeit kostet. Es verlohnt sich nicht der Mühe, zu wissen, daß ein Alexander gelebt hat, wenn man nicht erforscht, welchen Einfluß seine Thaten und seine Regierung auf die Kultur der Menschen gehabt hat, und es ist Menschen, die an eine stete Vervollkommnung ihrer Kräfte durch ein Pflichtgebot gemahnt werden, unwürdig, mit den Thatsachen wie mit Würfeln zu spielen. Da der Mensch einen Zweck auf dieser Erde hat, so muß auch seine Gattung einen Lebenszweck haben, worin kann nun dieser bestehen? Nicht in der Vermehrung der Glückseligkeit, weil diese sich auf die Vorstellungsart und auf die Empfänglichkeit jedes Einzelnen

gründet, und also keinen bestimmten Begrif zuläßt, und weil es die Natur auf nichts weniger, als auf das Glück der Menschen angelegt zu haben scheint, denn wie kann man mit dieser Absicht die zahllosen Naturübel, die Leiden und das Unrecht, das die Menschen einander in unseligen Schaaren zufügen, vereinigen? noch in einer größern moralischen Vollkommenheit, weil diese ein Produkt der Freiheit und der innern Selbstthätigkeit, und nicht der äußern Natur ist, und da sie bloß in der Maxime bestehet, die man seinen Handlungen zum Grunde legt, so kann sie äußerlich gar nicht beurtheilt werden. Und wie wollen wir ausmachen, ob wirklich der Fond von Moralität, die sich bloß auf die Gesinnung gründet, in unsern Zeiten vermehrt worden ist, und wie wollen wir die Natur, die das Ihrige zur Beförderung unsers Lebenszweckes beitragen muß, mit der Freiheit in Wechselwirkung gesezt denken, da jene gar nicht auf diese einwirken kann? Warum lebt also der Mensch auf dieser Erde, und was thut er zur Erreichung seines Lebenszwecks, und was trägt die Natur dazu bei? Alles Kämpfen und alle Zwietracht der Menschen unter einander, und alle Naturübel befördern weder die Glückseligkeit noch die Moralität, allein sie kultiviren den Menschen. Dieser ist gezwungen, auf Sicherheitsmittel gegen das Unrecht und gegen die physische Uibel zu denken, und bei diesem Streben nach Rettung bildet er seine Anlagen aus. Der einzelne Mensch lebt also, um sich eine größere Vollkommenheit seiner Kräfte zu erringen, allein hat denn auch die ganze Gattung diesen Zweck? Da diese eben sowohl eine Person ist,

und als Einheit gedacht werden muß, und da jeder Mensch die Pflicht hat, sich mehr Geschicklichkeit im Gebrauche seiner Anlagen zu erwerben, und da also das Menschenleben ein fortdauerndes Bestreben nach Kultur ist, so hat die Gattung eben den Zweck, den der einzelne Mensch hat. Alle Bildungsmittel werden dem Ganzen wie dem Einzelnen zu Theil: die Natur drückt und peinigt die armen Sterblichen mit ihren Verheerungen und mit ihren Uebeln in Ewigkeit fort: denn ihre Begleiter sind Seuchen, Ungewitter, Erdbeben, und alles Ungemach, das die Menschen gegen den Todesschlaf bewahrt, in welchen sie ihre Trägheit so gern einwiegt.

Die Geschichte ist also eine Erzählung der allmäligen Fortschritte der Menschen in der Ausbildung ihrer Anlagen, und der Ursachen, die diese entweder aufhielten, oder beförderten. Allein wozu soll sich das Menschengeschlecht ausbilden? Um einen freien und selbstthätigen Gebrauch von allen seinen Anlagen zum Behufe der Alleinherrschaft des Rechts machen zu können: der einzelne Mensch erkennt die praktische Vernunft als das Höchste und Heiligste an, also auch das ganze Menschengeschlecht; jener soll seine Gesinnung ändern, dieses seine Thaten; jener soll sittlich besser werden, dieses soll streng das Rechtsgesez befolgen. Der Republikanismus ist also das Ziel, worauf alle Kultur beurtheilt werden muß, und dessen vollkommene Realisirung den höchsten Grad von Ausbildung anzeigt: denn wenn das ganze Menschengeschlecht selbstthätig, frei und rechtlich handeln

wird, so ist dies ein Kennzeichen, daß die Anlage für Persönlichkeit im Menschen ausgebildet, und daß es mündig worden ist, und sich vor jeder Uibertretung eines Rechtsgesezzes schämt.

Warum studirt man also Geschichte? Wir wollen eine vollkommene Kenntniß von dem Grade der Kultur erlangen, welchen das Menschengeschlecht jezt erreicht: wir wollen erfahren, welche Wege es hat nehmen müssen, um dahin zu gelangen, welche Hindernisse es besiegt hat, welchen Verirrungen und Abschweifungen es ausgesezt gewesen ist, welche Thaten es gethan, und welche Uibel es erlitten hat, und in welchem Verhältnisse diese Thaten und diese Uibel zu seiner Kultur stehen. Wir wollen zwar auch die Tyrannen, die eine Geißel des Menschengeschlechts gewesen sind, die Intriguen, und die Machinationen kennen lernen, die dieses oder jenes Ereigniß hervorgebracht haben, allein unser Hauptzweck geht vorzüglich dahin, zu erfahren, welchen Einfluß diese Begebenheiten auf die Ausbildung des Menschengeschlechts gehabt haben. Wir wollen eine Kenntniß von den Meinungen, von der Glaubensart, von den Sitten, Gebräuchen, von der Denkart der verschiedenen Völker erlangen, allein diese Kenntniß soll uns bloß zur Angabe des Grades der Kultur dienen, auf welchem die Menschheit damals stand, und welche Einflüsse solche Menschen mit solchen Gesinnungen, Sitten, und mit solcher Denkart auf die Beförderung der Kultur des Menschengeschlechts hatten: kurz, das Studium der Geschichte soll uns lehren, wie das Menschengeschlecht zu dem

Grad der Bildung gelangt ist, den wir jezt gewahr werden, und in welchem fernen oder nahen Verhältnisse er zur Erreichung des Republikanismus steht.

Wie müssen wir nun Geschichte studiren? Blosse Kenntniß von Thatsache ist für den Menschen eben so nachtheilig, als bloße Wortkenntniß; beides erdrückt die Selbstthätigkeit des Geistes, und macht den Menschen zu einem Spielball der Erscheinungen, wodurch er eben so sehr erniedrigt wird, als er unthätig bleibt. Wir müssen alle Begebenheiten, deren Kenntniß wir uns angelegen seyn lassen, auf den Zweck der Kultur beziehen; jede Meinung, jede That, jede Verirrung, jedes Ereigniß, jeder Wahnglaube, jede Entdeckung, die wir kennen lernen, muß im Verhältnisse zu unserm Lebenszwecke betrachtet und geprüft werden. Allein, um dies thun zu können, müssen wir erst eine vollkommene Einsicht in die Anlagen und Kräfte des Menschen, in die Aeußerung derselben und das Verhältniß, in welchem sie zu einander stehen, erlangt haben. Wir müssen wissen, in welcher Ordnung die Anlagen ausgebildet werden, und auf welche Art und durch welche Erscheinungen sich ihre Thätigkeiten offenbaren, damit wir nicht etwan bei den Griechen Aeußerungen von einer Anlage suchen, die damals noch gar nicht erwacht war, und damit wir ihren Handlungen nicht Maximen unterlegen, wovon sie noch keine Ahndung hatten. Es muß daher erst jemand Philosoph worden seyn, ehe er sich an die Lektüre der Geschichte macht, und er muß erst den Menschen kennen gelernt haben, ehe er nach einer Kennt-

niß seiner Gattung strebt: dann erst wird er eine richtige Einsicht in das Streben der Menschen erhalten: dann werden ihn ihre Verirrungen und Fehler klüger und vorsichtiger, ihre Laster und Verbrechen besser und weiser machen; ihre Thaten werden ihm zu Warnerempeln, oder zur Aufmunterung zum Guten dienen, und ihre Meinungen werden ihm den Weg in das Land der Wahrheit andeuten.

Wenn wir nun bei unserer Geschichtslektüre alles im Verhältnisse zum Zwecke der Kultur auffassen, so üben wir unsere teleologische Urtheilskraft, wir gewöhnen uns an eine Beurtheilungsart, die uns vor manchen Irrungen schüzt, und gegen manche widerrechtliche Handlungen bewahrt. Das Studium der Geschichte muß also auf die Kultur unserer Vernunft angelegt werden, damit diese eine größere Fertigkeit in der Beurtheilung nach Zwecken erlange, und damit der Tugend und dem Rechte der Eingang in unser Herz geöfnet werde. — Wer zwecklos zerstört oder ohne Zwecke handelt, ist der größten Verbrechen und Laster fähig, weil er noch keine Vernunftthätigkeit zeigt, und also der ewige Mahner, das Gewissen, noch in ihm schläft. Der Pöbel im Pallaste und in der Hütte verheert zwecklos alles, was ihm in den Weg kommt, und wo werden die schrecklichsten Schandthaten, die frevelhaftesten Verbrechen, und die enormsten Ungerechtigkeiten begangen? Ist es nicht dieser gedankenlose Pöbel, der sinnlos mordet, und der sich in unsinnigen Ausschweifungen betäubt? Wie wichtig ist es daher, die Menschen in der Beurtheilung

nach Zwecken zu üben, um in ihnen das moralische Gefühl lebendig zu machen, und zu dieser Art von Kultur ist vorzüglich das Studium der Geschichte geeignet, weil in ihr alles, als nach Zwecken geschehen, angesehen und beurtheilt werden muß.

XXXIII. Bemerkungen über Geschichtschreiber.

Wenige Nationen haben Geschichtschreiber, desto mehr aber Geschichtsforscher und Thatsachensammler aufzuweisen. Dem Geschichtsforscher ist es bloß um die Wahrheit und Aechtheit einer Thatsache, dem Geschichtschreiber aber ist es nicht bloß um die Erforschung des Wahren, sondern auch um die Darstellung und Beurtheilung desselben nach Zwecken zu thun. Jener sucht die Thatsachen aus, und prüft sie, ob sie wirklich geschehen sind, dieser beurtheilt sie nicht allein nach ihrer Zweckmäßigkeit, sondern auch nach ihrem moralischen und rechtlichen Werthe. Der Geschichtschreiber tritt zugleich als moralischer Richter von allem Geschehenen auf: er spricht los und verdammt, je nachdem die Thaten sind, die er erzählt; und er zeigt sich zugleich als Mensch, indem er durch die Art seiner Erzählung seinen Unwillen über die Greuelthaten ausdrückt, womit die Weltgeschichte angefüllt ist. Er ist aber nicht bloß Richter, sondern auch Künstler: frei bearbeitet er den Stof nach dem Zwecke, zu welchem das Menschengeschlecht lebt. Er

muß daher die Begebenheiten so zusammenstellen, daß sie eine ästhetische Wirkung auf den Leser äußern; er muß sich einer Darstellung befleißigen, die gefällt oder rührt, je nachdem sie nun das Gefühl des Schönen oder des Erhabenen aufzuregen willens ist.

Teutschland zählt mehr Geschichtsforscher, als Geschichtschreiber. Schiller und Woltmann sind die Einzigen, die ihren Stof als Künstler bearbeiten. Sie komponiren nach Ideen, wodurch sie ihren Werken Geist und Leben einhauchen, und sie sind zugleich moralische Richter, wodurch sie dem Leser Interesse an ihren Werken einflößen, das uns anzieht, und unserm Herzen wohlthut. J. Müllers Schweizergeschichte ist voll vortreflicher Bemerkungen, aber sein Styl, ob er gleich kräftig ist, ist doch unnatürlich und gekünstelt, und die Lektüre dieses Werkes erregt in uns ein Mißbehagen, das uns auch oft seine Vorzüge übersehen läßt.

England hat drei große Geschichtschreiber aufzuweisen: Robertson, Hume, und Gibbon, denen keine Nation ähnliche entgegenstellen kann. Robertson gefällt mehr, als die beiden andern: sein Charakter als Geschichtschreiber ist Natureinfalt, Liebe zur Wahrheit, ein ungekünstelter Styl, natürliche Reflexionen, Ruhe, Unpartheilichkeit: und besizt auch Hume gleich mehr Scharfsinn und Kraft im Denken, so überschleicht uns doch ganz unwillkührlich der Verdacht von Parteilichkeit gegen einige Personen seiner Erzählung, und stört unser Wohlgefal-

len. Er entschuldigt Thaten, die unsere Vernunft höchlich mißbilligt, und er sophistisirt manchmal, anstatt unbefangen zu räsonniren. Er ist ein großer Kenner des menschlichen Herzens, und streut hier und da die scharfsinnigsten und vortreflichsten Bemerkungen über menschliche Sitten und Meinungen ein. Gibbon steht auf einer niedrigern Stufe, als die beiden andern: sein Styl ist oft pomphaft, seine Darstellung gekünstelt, und seine Räsonnements leer oder unbedeutend. Er geht oft auf Stelzen einher, und sucht mehr durch große Worte, als durch eine natürliche Darstellung Eindruck zu machen. Uiberdies hat sein Stof nicht das Interesse für den Menschen, das die Stoffe haben, welche Hume und Robertson bearbeitet haben. Der Verfall und der Untergang des römischen Reiches, die Ausschweifungen und die Niederträchtigkeiten, die Laster und die Ohnmacht seiner Regenten, und des Volkes selbst, erfüllen uns mit Unwillen, von welchen ein Theil ganz unwillkührlich auf den Geschichtschreiber fällt, der uns solche Schandthaten erzählt.

In dem alten Griechenland haben Polybius und Thucydides, in dem alten Rom Tacitus und Sallustius, und in dem neuern Italien Machiavelli den ersten Rang. Sie sind vortrefliche Darsteller, große Menschenkenner, und moralisch strenge Richter. Die französischen Geschichtschreiber verstehen zwar die Kunst der Darstellung, aber es fehlt ihnen der philosophische und moralische Geist, der zugleich die Foderungen des Ver-

ſtandes und des Herzens befriedigt, und alſo uns belehrt und vergnügt.

XXXIV. Wie muß man wiſſenſchaftliche Werke in der Theologie, Jurisprudenz, Arzeneiwiſſenſchaft u. ſ. w. leſen?

Die Vernunft iſt nicht allein die Richterin in allen Wiſſenſchaften, ſondern auch die Geſezgeberin. Sie prüft nicht bloß, ob etwas wahr oder recht ſey, ſondern ſie beſtimmt auch durch ſich ſelbſt das Wahre und das Rechte, und es giebt nichts von Wahrheit und Gerechtigkeit, was nicht aus ihr genommen ſey: denn die poſitiven Wiſſenſchaften ſollen nicht allein ſyſtematiſch geordnet, ſondern ihr Inhalt ſoll auch ein Produkt der Vernunft ſeyn. „Allein wie können hiſtoriſche Wiſſenſchaften ihren Stof aus der Philoſophie nehmen, und gleichwohl noch ihren vorigen Charakter behalten? Wie kann man auf den Gedanken gerathen, ſie philoſophiſch bearbeiten zu wollen, da ihr Stof durch die Geſchichte, und nicht durch die Vernunft gegeben iſt? Man verkennt ſowohl den Charakter des Geſchichtlichen, als des Philoſophiſchen, wenn man von der philoſophiſchen Bearbeitung einer poſitiven Wiſſenſchaft ſpricht, denn daß man das Poſitive in einen natürlichen und leicht verſtändlichen Zuſammenhang bringt, und hier und da einen Lichtſtrahl der Vernunft in das Feld des Geſchichtlichen einfallen läßt, kann doch wohl nicht auf den Namen Philo-

ſophiſch Anſpruch machen? O dann wäre die Vernunft eine unterthänige Dienerin der poſitiven Wiſſenſchaften, und keine Geſezgeberin: dann trüge ſie als Sklavin die Fackel nach, anſtatt daß ſie in allen Wiſſenſchaften vorleuchten muß. Weder unſere poſitive Theologie, noch unſere poſitive Jurisprudenz ſind einer philoſophiſchen Behandlung fähig, weil ſie eben dadurch aufhören würden, poſitiv zu ſeyn: denn ſobald man etwas philoſophiſch behandelt, ſo will man nicht mehr wiſſen, was die Bibel und das Landesgeſez ſagen, ſondern was die Vernunft gebietet."

Was kann man nun eigentlicher Weiſe unter der philoſophiſchen Behandlung einer Wiſſenſchaft verſtehen? Nicht eine ſyſtematiſche Verknüpfung des Geſchichtlichen, ſondern da z. B. Theologie und Jurisprudenz praktiſche Wiſſenſchaften ſind, ſo muß die Vernunft nicht allein den Stof der Wiſſenſchaft liefern, ſondern ihn auch nach Prinzipien verarbeiten. Sie iſt alſo nicht Bildnerin der vorhandenen Materialien, ſondern Schöpferin. Sie langt aus ſich ſelbſt die Materialien hervor, und gebietet, was gethan werden ſoll: alles aber, was Poſitiv iſt, muß aus der Geſchichte ausgemacht, und kann nicht nach philoſophiſchen Grundſäzzen entſchieden werden. Der Theolog muß ſeine Bibel um Rath fragen, wenn er wiſſen will, was in der poſitiven Theologie wahr und recht iſt, und der Juriſt muß das Geſezbuch zu Rathe ziehen, wenn er erfahren will, was gethan oder unterlaſſen werden ſoll, und was recht und unrecht ſey: denn wenn beide die Vernunft um die Auflöſung ihrer Fra-

gen ansprechen wollten, so würden sie den Charakter des Positiven aufheben; wer einer positiven Gesezgebung, sey dies einer religiösen oder juridischen, gehuldigt hat, und sie als gültig anerkennt, darf nichts thun und unterlassen, was diese Gesezgebung für recht oder unrecht erklärt.

Allein eine andere Frage ist diese: darf es eine positive Gesezgebung geben, die nicht die Vernunft als oberste Gesezgeberin anerkennt? Da die praktische Vernunft das Primat über alles menschliche Thun und Lassen führt, da ihre Aussprüche unbedingt gebieten, oder verbieten, so muß jede positive Gesezgebung die Vernunft als oberste Gesezgeberin anerkennen: ihre Ansprüche dürfen allein positiv werden, weil nur alsdann dem Charakter der Menschheit die gebührende Ehrfurcht erwiesen wird: alle Vernunftgesezgebung wird nun dadurch positiv, daß noch außer der Vernunft eine neue Sanktion ihrer Aussprüche hinzukommt, z. B. bei dem äußern Rechte durch den Staat, und bei der Moral durch die Gottheit. Da nun die äußere Rechts- und die innere moralische Gesezgebung auf die Bewirkung einer beständigen Unterwerfung der Menschen unter das Rechts- und Sittengesez hin arbeiten sollen, so darf es keine äußere Gesezgebung geben, die nicht die Vernunft als oberste Gesezgeberin anerkennte: wie will man aber durch eine positive Rechtsgesezgebung, wie die unsrige in Teutschland ist, die sich durch die größten Ungerechtigkeiten brandmarkt, und wo man, außer in dem preußischen Gesezbuche, nur wenige Spuren von der Thätigkeit der praktischen Ver-

nunft antrift, eine Neigung, ſtets dem äußern Rechte zu gehorchen, und das Recht der Menſchheit an Andern zu achten, hervorbringen? Unſere teutſchen poſitiven juriſtiſchen Geſezze können und dürfen nicht philoſophiſch bearbeitet werden; das Erſte nicht, weil ſie oft Tugend- und Rechtsgeſezze mit einander vermiſchen, und weil man nur ſelten einen Stof in ihnen antrift, der ſein Daſeyn der Vernunft verdankt, wie will man aus einem ſolchen Holze einen Merkurius ſchnizzen? das zweite kann deshalb nicht geſchehen, weil ein Geſez ſowohl den Charakter des Poſitiven verliehrt, wenn daran philoſophirt wird, als weil der Unterſucher ſich ſelbſt zum Geſezgeber aufwirft, und ſich die Souverainetät anmaßt, denn er ſchiebt den Geſezzen einen andern, als wörtlichen Sinn unter, und er will philoſophiſch unrecht machen, was poſitiv recht iſt. Wollen wir alſo uns als vernünftige Menſchen zeigen, und wollen wir uns nicht für Rebellen gegen die praktiſche Vernunft angeſehen wiſſen, ſo muß eine Geſezgebung eingeführt werden, wo die Vernunft den Vorſiz führt, damit alle Geſezze das Gepröge des Rechts tragen.

Was nun die Medizin anbelangt, ſo iſt dies keine poſitive, ſondern eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, die ſich mit den Erſcheinungen des menſchlichen Körpers in ſeinem geſunden und kranken Zuſtande, und mit den Mitteln, den erſtern zu erhalten und den leztern zu heilen, beſchäftigt. Sie iſt eine Phyſik des menſchlichen Körpers, die die Grundgeſezze und die Kräfte deſſelben aufſucht. Die Vernunft iſt in ihr Geſez-

geberin und Richterin, und es ist lächerlich, sich bei dem, was jeder erforschen kann, und was in der menschlichen Natur liegt, auf Autoritäten zu berufen.

Wie muß man positiv theologische und juridische Werke lesen? Die erste Foderung, die man an einen solchen Leser macht, ist diese, daß er Philosoph sey, und daß er eine vollständige Kenntniß der moralischen und rechtlichen Gesezgebung der Vernunft besizze, um beurtheilen zu können, was in der Religion und Jurisprudenz moralisch und rechtlich sey. Durch die Lektüre von Schriften, welche von dem Positiven handeln, will man bloß wissen, was in einem Lande als Gesez gültig ist, aber nicht, was moralisch gut und rechtlich ist, weil die Vernunft allein darüber den Ausspruch thun kann. Da nun das Positive nur eine Krücke ist, die den Schwachen zur Unterstüzzung dienen soll, und da die Menschen einmal mündig werden und bloß ihrer Vernunft gehorchen sollen, so handelt derjenige hochverrätherisch an der Menschheit, der alles sein Wissen auf das Positive einschränkt, und sich bei allen seinen Handlungen bloß durch dasselbe bestimmen läßt, weil er troz der heiligsten Gebote nicht an seiner Mündigkeit arbeitet, und dadurch zum Heile der Welt beiträgt. Er ist ein Stümper in seinen Arbeiten, weil er keine Selbstthätigkeit der Vernunft in sich erweckt hat, und also diese nicht gebrauchen kann; er ist ein Egoist, weil ihn bloß Furcht und Hofnung zum Handeln antreibt; er ist ein Sklav, weil er bloß ein Spiel äußerer Triebfedern ist; und er ist der größten Verirrungen und Ausschweifungen fähig,

weil ihn kein innerer Genius mahnt, und weil ihn die Stimme des Gewiſſens nicht leitet. Die Philoſophie iſt die Radikalkur des kranken Menſchen und das Heil der Welt: ohne ſie verliehrt die Menſchheit ihren Adel, und ohne ſie ſinkt der Menſch zum Thiere herab. Zum Studium des Poſitiven muß alſo der Leſer Philoſophie mitbringen, um der Wahrheit und dem Rechte den ſchuldigen Tribut abzutragen, und um ſeine Menſchheit nicht zu erniedrigen. Wer ſich bloß mit dem Poſitiven abgiebt, iſt ein Tagelöhner, und wer nichts weiter thut, als was das Poſitive befiehlt, iſt ein Rebell gegen Gott und die Menſchheit.

Die philoſophiſche Kenntniß der Moral und des Rechts muß uns bei der Lektüre poſitiver theologiſcher und juriſtiſcher Schriften ſtets zum Führer dienen: wir müſſen alles, was wir leſen, nach den Prinzipien des Rechts und der Moral beurtheilen, nicht um das Poſitive mit dem Philoſophiſchen zu amalgamiren, ſondern um zu wiſſen, was, unabhängig von poſitiven Geſezzen, gut und recht iſt.

Nun iſt auch zu jedem Studium des Poſitiven theils hiſtoriſche Gelehrſamkeit, theils Kenntniß der Philologie nöthig: der Leſer von Schriften, die poſitive Wiſſenſchaft lehren, muß daher ſich Einſichten in jene erwerben; allein alles dieſes Wiſſen muß er auf die Kultur der Menſchheit beziehen; er muß dadurch den Grad der Ausbildung kennen zu lernen ſuchen, den damals die Menſchen erreicht hatten, als das Geſez gegeben oder die Glaubensart eingeführt wurde; und

er muß nicht bloß auf den Erwerb von hiſtoriſchen Kenntniſſen ausgehen, ſondern er muß auch Pſychologie ſtudirt haben, um den Grund von den mancherlei Meinungen, Gebräuchen, Erſcheinungen und Einrichtungen einſehen zu lernen. Die philoſophiſchen Kenntniſſe müſſen vorausgehen, ehe er ſich an das Studium des Poſitiven wagt, und er muß vorher in ſeinem Gemüthe einheimiſch geworden ſeyn, ehe er ſich an fremde Stoffe macht. Und die poſitive Erkenntniß darf nicht bloß als Gedächtnißſache, ſondern als Kulturmittel betrieben werden. Unſer Geiſt muß an Selbſtthätigkeit und Freiheit dadurch gewinnen, und wir müſſen allenthalben die Herrſchaft der Vernunft zu behaupten ſuchen. Immer müſſen wir beim Studium des Poſitiven fragen: was iſt wahr, was iſt recht, was iſt moraliſch, und warum iſt es wahr, recht und gut? und wenn daſſelbe nicht vor der Vernunft beſtehen kann, warum wurde es ehemals als recht und gut anerkannt? Was war der Grund, daß dies oder jenes geboten oder verboten wurde? Aus welchen Geſichtspunkten ſah man die Sache an, und mit welchen Gründen rechtfertigte man dieſe oder jene Einrichtung? Welchen Ausſpruch fällt unſere Vernunft über dieſes oder jenes poſitive Gebot oder Verbot? Und in Sachen, die den Glauben betreffen, müſſen wir immer fragen: wie kann dieſe oder jene Lehre moraliſch gedeutet und zum Nutzen und Frommen der Menſchen angewandt werden? Wir müſſen uns daher nicht allein in der grammatiſchen und hiſtoriſchen Interpretation, ſondern auch in der moraliſchen Deutung üben: kurz, alles Poſitive muß von

der historischen, philologischen, psychologischen, moralischen und rechtlichen Seite untersucht und geprüft werden.

Die physischen Wissenschaften sind entweder eine Philosophie oder eine Geschichte der äußern Natur, und die Lektüre dieser Bücher muß also als Kultur des Verstandes betrieben werden. Nie dürfen wir uns der Fragen entschlagen: ist die angeführte Erscheinung wirklich geschehen? Wie kann sie erklärt werden? Welches ist die Ursache ihres Daseyns? Welchen Nuzzen oder welchen Nachtheil hat ihre Wirksamkeit? Alles, was in die Physik einschlägt, muß aus und nach Naturursachen erklärt werden; keine übersinnlichen Einwirkungen auf die Sinnenwelt, keine Sprünge in den Erscheinungen dürfen gelten, sondern alles muß als an einer Kette in der Sinnenwelt ablaufend und darin erklärbar angesehen werden. Wir müssen nur Naturursachen gelten lassen, und wir müssen alles streng philosophisch untersuchen. Wir müssen unabhängig von dem Autor, der uns eine Erscheinung erklärt, ihr Daseyn zu ergründen und ihre Wirkungen zu erforschen uns bemühen. Unsere Selbstthätigkeit und Freiheit im Denken darf nie der Lektüre eines Buches aufgeopfert werden, sondern wir müssen stets beide zu behaupten trachten.

XXXV. Warum lieſt man periodiſche Schriften, und wie muß man ſie leſen?

Man hat den Journalen und Zeitungen Schuld gegeben, ſie verhinderten gründliche Gelehrſamkeit. Allein iſt denn Wort- und Thatenkenntniß wirklich gründliche Gelehrſamkeit, oder thut der Menſch ſeine Pflicht, und erreicht derjenige ſeinen Lebenszweck, der ſein Gedächtniß mit einer rohen, unverarbeiteten Maſſe von Materialien angefüllt hat; oder erfodert die Beſtimmung des Menſchen und der Zweck alles Studirens ganz andere Kenntniſſe, als ſolche, die man oft ganz allein für Gelehrſamkeit hält? Alles Studiren muß auf die Beförderung des Selbſtdenkens und auf den Erwerb von Selbſtſtändigkeit des Charakters abzielen. Wer durch ſein Studiren weder im Denken geübter noch feſter von Charakter worden iſt, hat Mühe und Zeit unnüz verſchwendet. Er ſoll alle ſeine Kräfte ausbilden und ſelbſtthätig machen, und er hat ſie entweder unterdrückt, oder nie gebraucht. Hat ein ſolcher Menſch wohl je eine Ahndung von dem gehabt, was er ſeiner Menſchheit ſchuldig iſt? — Der Menſch kann ſeine Anlagen an jedem Stoffe üben, warum ſollten nun periodiſche Schriften allein ein Hinderniß der Gelehrſamkeit und Kultur ſeyn? Sie enthalten eine große Mannichfaltigkeit von Aufſäzzen, ſchwächen alſo weder die Luſt, noch die Kraft zum Denken, weil das Mannichfaltige unſern Geiſt nicht ermüdet, ſondern ſeine Neugier reizt, und ihn daher immer zu neuen Anſtrengungen aufmuntert. Es werden in

periodischen Schriften Gegenstände abgehandelt, die man nicht leicht anderswo berührt findet. Es werden nüzliche Untersuchungen angeregt, die vielleicht nie angestellt worden wären. Es werden Gedanken und Vorschläge in ihnen niedergelegt, die man entweder gänzlich übersehen hatte, oder die doch nicht so bekannt waren, als es zu wünschen gewesen wäre. Mancher junge Schriftsteller eröfnet durch Journale seine Laufbahn, und benuzt oft die Beurtheilung erfahrner und sachkundiger Männer über seine Arbeit. Mancher Geschäftsmann hat weder Zeit noch Lust, weitläuftige Werke zu lesen, allein Journale und Zeitungen kann er lesen, weil er hier nach seinem Geschmacke und nach seiner Lust wählen kann, indem sie kurze Aufsäze enthalten, deren Lektüre nicht zu viel Zeit kostet, und wodurch er gleichwohl eine Menge nüzlicher Wahrheiten und Vorschläge kennen lernt.

Die Journale und Zeitungen sind dazu da, das Neueste aus der literarischen und politischen Welt zu verbreiten. Sie sollten aber nicht bloß erzählen, was gethan worden ist, sondern sie sollten auch Vorschläge zu demjenigen enthalten, was gethan werden sollte. Unsere Journale sollten oft auf die Lücken in den Wissenschaften, auf das Unhaltbare gewisser Behauptungen, auf allgemein schädliche Mißbräuche, auf den Aberglauben in vielen Handlungen der Menschen, auf den Charakter des Zeitalters, auf den Zweck unsers Daseyns in dieser Welt, auf unsere Pflichten und Rechte, auf die verborgenen Schlupfwinkel im menschlichen Herzen, auf bisher verkannte Wahrheiten u. s. w.

aufmerksam machen, und sie sollten es sich zu ihrem Hauptgeschäfte machen, eine größere Kenntniß von der Natur und von dem Menschen zu verbreiten, und die Geheimnisse von beiden immer mehr ans Licht zu ziehen zu suchen. Sie sollten Lebensweisheit lehren, und den Menschen zeigen, wie sie ihr Leben einrichten, wie sie sich selbst kennen lernen, und wie sie mit einander umgehen sollten. Die neuesten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit sollten durch eine populäre Einkleidung gemeinnüzziger gemacht werden, und wo fände man mehr Gelegenheit, dies zu thun, als in Journalen? Diese sollten dahin arbeiten, den literarischen und politischen Despotismus zu untergraben, und sie sollten es sich zu ihrer heiligsten Pflicht machen, dem verkannten Denker Recht zu verschaffen, und dem Gedrückten Linderung zu gewähren: kurz, sie sollten die Menschen weiser, klüger, einsichtsvoller und gerechter zu machen suchen. Ob unsere jezzigen periodischen Schriften diesen Foderungen ein Gnüge thun, wird jeder leicht ausmachen können, der mit ihrem Inhalte und mit ihrem Geiste bekannt ist.

Warum liest man denn periodische Schriften? Der Zweck, den man bei der Lektüre derselben hat, ist nicht allein, die Neuigkeiten in der gelehrten und politischen Welt, sondern auch den Geist und die Bedürfnisse des Zeitalters kennen zu lernen: denn man kann es nicht leugnen, daß sich der Genius eines Zeitalters weit mehr in periodischen, als in andern Schriften offenbart. Er tritt in ihnen mit seinen Ansprüchen und mit seinen Aeußerungen unverhüllter auf, als ander-

wärts: in großen Büchern arbeitet man mehr und öfterer für die Wissenschaften, in Journalen mehr für die Welt. Wer daher das Streben und die Meinungen seiner Zeitgenossen studiren will, muß periodische Schriften lesen, und wer in die dringendsten Angelegenheiten der Menschheit eingeweihet seyn will, muß seine Zuflucht zur Lektüre von Journalen nehmen: hier hört man die Wünsche, sieht die Bedürfnisse, und vernimmt den Zustand unserer Mitmenschen. Durch die Lektüre von periodischen Schriften lernen wir den Grad von Kultur, auf welchen die Menschen jezt stehen, die Schicksale der Wissenschaften und der Reiche früher kennen, als anderwärts. Es kommen durch sie Sachen zu unserer Kenntniß, wovon wir vorher keine Ahndung hatten. Die gelehrten Zeitungen machen uns auf die Mängel und Unvollkommenheiten in den Wissenschaften, auf gute und schlechte Bücher aufmerksam. Durch politische Zeitungen erfahren wir den Zustand und das Drängen und Treiben eines großen Theiles der Erdbewohner, und in den Journalen werden Fakta und Erfahrungen niedergelegt, und Gegenstände verhandelt, die uns zu wissen sehr nüzlich sind.

Wie müssen wir aber periodische Schriften lesen? Wir müssen eine große Auswahl unter den Aufsäzzen eines Journales treffen, und alle diejenigen übergehen, die weder zur Vermehrung unsrer Kenntnisse, noch zur Bildung irgend einer von unsern Anlagen, noch zu unserer Besserung etwas beitragen. Wir müssen daher nur solche lesen, die sich entweder

durch Gedankenreichthum, oder durch eine geſchmackvolle Darſtellung, oder durch neue Entdeckungen, oder durch nützliche Rathſchläge, oder durch lehrreiche und vortrefliche Bemerkungen, oder durch Bekanntmachung von wichtigen Thatſachen u. ſ. w. auszeichnen. Und wer eine Uibung im Leſen erlangt hat, kann bald errathen, ob der Verfaſſer eines Aufſazzes ein Mann iſt, von welchem man etwas lernen kann.

Da wir alle Lektüre auf die Kultur unſerer Anlagen beziehen müſſen, ſo müſſen wir ſowohl die mitgetheilten Thatſachen, als auch die Erfahrungen, Bemerkungen und Entdeckungen genau prüfen. Vorzüglich iſt dieſe Prüfung in keinem Zeitalter nöthiger geweſen, als in dem unſrigen, wo der Parteigeiſt die Stimme des Gewiſſens und die freie Selbſtthätigkeit des Verſtandes faſt gänzlich unterdrückt. Man entſtellt alle Thatſachen, erdichtet Unwahrheiten, verſchreiet die unſchuldigſten Worte und Handlungen als Majeſtätsverbrechen, wirft ein gehäſſiges Licht auf Männer, die nicht zu unſerer Parteifahne geſchworen haben, verläumdet und verſpottet das Heiligſte der Menſchen. Wie vorſichtig muß man alſo bei der Lektüre periodiſcher Schriften verfahren, um Wahrheit einzuernten, und nicht ſeinen Kopf und ſein Herz zu verderben! Unſere periodiſchen Schriftſteller haben größtentheils zu einer einzigen Partei geſchworen, und ſehen daher alles aus dem Lichte ihrer Wünſche, Meinungen und Leidenſchaften an. Ein Mann, der bloß der Vernunft und der Gerechtigkeit huldigt, wird ſelten angehört, weil er ſich nicht ſo unſinnig gebährdet, als man es wünſcht.

Bei der Lektüre von periodischen Schriften müssen wir immer die Feder bei der Hand haben, um dasjenige aufzuzeichnen, was man entweder noch nicht weiß, oder was zu unserm Wohle dient. Man muß sich die nüzlichsten Bemerkungen, die lehrreichsten Beobachtungen, die folgenreichsten Entdeckungen, die besten Bücher, die merkwürdigsten Thatsachen aufzeichnen, um bei Gelegenheit von ihnen Gebrauch machen zu können. Man muß gedankenreiche und wichtige Aufsäzze nach der Lektüre wieder durchdenken, und es versuchen, den abgehandelten Gegenstand selbst darzustellen, um sich sowohl im Denken, als in der Darstellung zu üben: denn da die meisten Aufsäzze in periodischen Schriften klein sind, so geht dies bei ihnen weit leichter an, als bei großen weitläuftigen Werken.

Der mannichfaltige Inhalt der periodischen Schriften gewährt uns Nahrung für alle unsere Anlagen und Kräfte; sie können daher als eine Schule unserer vollständigen Bildung angesehen werden.

Die Lektüre periodischer Schriften muß aber uns nicht alle unsere zum Lesen bestimmte Zeit rauben; wir müssen mit dieser haushälterisch umgehen, um auch wichtige Werke studiren zu können, um eine vollständige Kenntniß der Welt, der Menschen, und der Natur zu erlangen, und um mit dem Selbstdenken auch reichlichen und mannichfaltigen Stof einzusammeln. Wir müssen Selbstdenker und Gelehrte zugleich zu werden trachten, und haben wir in dem Selbstdenken eine Vollkommenheit erreicht, so werden wir durch

Fleiß und Anstrengung in der Gelehrsamkeit bald groſſe Fortschritte machen. Vorzüglich müssen wir uns in der Jugend hüten, nicht zu viel Zeit auf die Lektüre von periodischen Schriften zu verwenden, weil uns sonst das Studium von weitläuftigen Werken anekelt, und weil wir alsdann Vortheile verliehren, die nie wieder ersezt werden können. Wir müssen erst Berge zu übersteigen gewöhnt worden seyn, ehe wir auf anmuthigen Auen ausruhen wollen, und wir müssen erst kämpfen gelernt haben, ehe wir Lorbeern einzuerndten verlangen.

XXXVI. Bemerkungen über periodische Schriften.

Teutschland, das eine Menge groſſer Denker hat, hat nur eine politische Zeitung aufzuweisen, die ein Mann, der bei Vernunft ist, mit einigem Interesse lesen kann. Alle andern sind Ausgeburten des politischen Fanatismus, der Anarchie in der Denkungsart, der Unbekanntschaft mit den Grundsäzzen des Rechts, des Parteihasses, des Sklavensinnes, der Kriecherei und der Verleugnung der heiligsten Interessen der Menschheit. Wir sollten uns solcher Mißgeburten schämen, sie nicht als die Unsrigen anerkennen, und allen Spott und alle Satyre über dieselben ausgieſſen, weil sie im Namen des teutschen Volks zu sprechen wagen, das sie bis zur gänzlichen Verachtung im Auslande erniedrigen: wenn daher uns jemand bloß nach unsern politischen Zeitungen

beurtheilte, welch ein Urtheil würde er über unsere Nation fällen! Und dennoch ist dies jezt der Fall sehr oft in England und in Frankreich, wo man uns mit unsern politischen Quakfalbern in eine Klasse wirft, und aus einem und demselben Thone gebildet, von gleichem Geiste beseelt, und mit gleichen Kenntnissen ausgerüstet hält.

Unsere politischen Zeitungsschreiber geben jedes Mährchen für Wahrheit, jedes noch so ungereimte Gerücht für eine wirkliche Thatsache, und jeden Zwerg für einen Riesen aus. Sie entstellen alle Thatsachen, verläumden die handelnden Personen, und wollen in ihre Gesinnung eindringen, die nur dem Weltrichter bekannt sind. Sie predigen Fanatismus, preisen die Anarchie (denn in uneingeschränkten Monarchien, wo der Wille des Regenten allein Gesez, Urtheil und Recht ist, wühet die verheerendste, verderblichste und schrecklichste Gesezlosigkeit, die nicht einmal die nahe Aussicht gewähret, daß alle Sterbliche sich einmal vor dem Rechtsgesezze beugen müssen), loben den Despotismus, spotten des Rechtes und der Gerechtigkeit, erheben die unwürdigsten und verdienstlosen Männer, und verbergen die Wahrheit: anstatt Thatsachen zu erzählen, sezzen sie uns hirnlose oder oberflächliche, oder gehässige Räsonnements vor. Alle unsere politischen Zeitungen stehen unter dem Zwange einer gewissenlosen Censur, wie kann man daher erwarten, daß je eine Wahrheit, die etwan der herrschenden Partei nicht günstig sey, an das Licht kommen werde? Man muß daher politische Zeitungen mit dem größten Miß-

trauen und mit der gröſten Vorſichtigkeit leſen, um nicht durch eine Angewöhnung an Leichtgläubigkeit den Gebrauch ſeines Verſtandes zu verliehren, oder durch Unverſichtigkeit in einen Abgrund zu ſtürzen, woraus keine Rettung iſt.

Unſere gelehrten Zeitungen haben zwar weit mehr Werth, allein es fehlt noch viel daran, daß ſie die Foderungen befriedigten, die man an ſie macht. Die Rezenſenten ſollten die denkendſten und gelehrteſten Männer der Nation ſeyn; denn ſie ſollen nicht allein eine gründliche Einſicht in die Wiſſenſchaft und in die Kunſt haben, wovon das Buch handelt, das ſie rezenſiren, ſondern auch das Ganze des menſchlichen Wiſſens überſehen, um beurtheilen zu können, welche Fortſchritte jezt nöthig ſind, um einer Wiſſenſchaft mehr Vollkommenheit zu geben. Sie werfen ſich als Geiſtesrichter auf: daher ſollte ihr Ton beſcheiden und human, ihre Waffen bloß Gründe, und ihre Vorwürfe nicht die Perſon des Autors, ſondern bloß ſein Buch treffen. Sie ſollten junge aufſtrebende Männer nicht ſo wegwerfend behandeln, als man gewöhnlich thut: denn nicht jedes Buch wird in der Abſicht geſchrieben, die Wiſſenſchaft zu vervollkommen, ſondern auch um entweder eine Probe des Fleiſſes abzulegen, oder leider! auch aus Noth, die allgewaltig viele arme Sterbliche zu Boden drückt. Es giebt Bücher, über welche eine Rezenſion zu ſchreiben mir weit ſchwieriger ſcheint, als ſelbſt ein Buch über dieſelbe Wiſſenſchaft auszuarbeiten. Die Kunſt zu recenſiren iſt keine leichte Kunſt: ſie erfodert groſ-

se Kenntniſſe und Achtung gegen die Menſchheit, denn wie leicht kann es geſchehen, daß man dem Verfaſſer eines Buches unrecht thut, indem man bald einen Grund wegläßt, den er zur Unterſtützung ſeiner Meinung braucht, bald eine Ausſicht überſieht, die er über einen Gegenſtand eröfnet, bald vergißt, wie viel die Wiſſenſchaft durch ihn gewonnen, und wie viel er alſo Schwierigkeit zu beſiegen gehabt hat.

Allein die meiſten unſerer Rezenſenten ſcheinen ſich die Arbeit ſehr leicht zu machen *); ſie greifen die Perſon des Autors an, und glauben, daß das Buch nun ſchon von ſelbſt fallen werde. Faſt in allen gelehrten Zeitungen wird nur eine Partei gehört, da es in keinem Zeitalter nöthiger war, als in dem Unſeigen, mehrere Stimmen abzuhören, weil es Spaltungen im Staate und in den Wiſſenſchaften giebt, und jede Partei glaubt, das Recht und die Wahrheit auf ihrer Seite zu haben.

Unſere Rezenſenten nehmen zu viel Rückſicht bei ihren Beurtheilungen auf das Anſehen der Perſonen: einem jungen tittelloſen Manne will man nicht verzeihen, was man einem Bejahrten und mit Titteln behangenen leicht nachſieht. Man ſchlägt unbekannte Jünglinge, die durch eigene Kraft und Anſtrengungen emporſteigen müſſen, durch die gehäſſigſten Kritiken zu Boden, und rühmt die Schriften von Söh-

*) Ich leugne gar nicht, daß hin und wieder lehrreiche und durchdachte Rezenſionen erſcheinen, allein ſie ſind ſelten.

nen angesehener Männer, ob diese es gleich oft am wenigsten verdienen, und ob sie gleich dieser Unterstüzzung auch am wenigsten bedürfen, weil man in Teutschland die Söhne um des Vaters willen nicht bestraft (welches unrecht seyn würde), sondern belohnt. Und wer waren die Väter unsers Kant, unsers Fichte, unsers Klopstock, und anderer jezt berühmten Männer? Diese Denker mußten sich durch eigene Verdienste emporschwingen, und verdienen desto mehr Achtung, wenn man die Mühe und Anstrengung kennt, die es ihnen gekostet hat, sich aus dem Staube emporzuheben. Wie leicht hingegen machen es unsere Rezensenten den Söhnen berühmter Männer, ob sie gleich wenig Verdienste haben *)!

Unsere Rezensenten verfolgen niemand mit gröfserer Wuth, als den politisch freimüthigen Denker, der aus Grundsäzzen, die ächte Produkte der Vernunft sind, folgert, was sich nothwendiger Weise daraus ergiebt. Sie nennen strenge Folgerungen aus Principien Uibertreibungen, den Ausdruck des Unwillens über die schreiendsten Ungerechtigkeiten Jacobinismus, eine unparteiische moralische Würdigung Hochverrath, u. s. w. In den meisten kritischen Journalen darf sich nur die eine Partei hören lassen; man sey doch aber gerecht, und lasse beide Parteien sprechen: allein wie wenige thun, was recht ist! Immer sinnt man nur auf das, was Vortheil bringt. Allein ein groſser

*) Man könnte den Saz: berühmte Väter haben selten berühmte Söhne, soſt als Axiom, zum wenigsten in der gelehrten Welt, annehmen.

Theil der Teutschen hat einen Grad von Einsichten erlangt, wo solche Klopffechterkünste nicht mehr gelten, sondern wo man bloß den Vernunftgrundsäzzen Gehör giebt. Durch ihre Parteilichkeit haben es unsere kritischen Richterstühle dahin gebracht, daß man ihren Aussprüchen, mögen sie für ein Buch günstig oder ungünstig seyn, wenig Glauben beimißt. Man liest und prüft selbst, und findet oft ein ganz anderes Resultat, als der Rezensent dem Publikum mittheilte.

Absprecherei ist lächerlich, Mißhandlung verächtlich, und gleichwohl sind dies keine seltenen Erscheinungen in der literarischen Welt; die Absicht, warum kritisirt werden sollte, ist das Interesse an den Wissenschaften, die an Kultur gewinnen sollen. Der Rezensent muß also Gründe mit Humanität verbinden, wenn er seine Pflicht erfüllen will.

Man muß sich also jezt bei der Lektüre von Rezensionen nicht so blindlings dem Urtheile des Kritikers überlassen, sondern man muß selbst lesen und prüfen: hierdurch gewinnt man an Einsichten, an Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, und an Selbstständigkeit; man lernt mißtrauisch in die Urtheile Anderer werden, und dies ist der erste Schritt zur Mündigkeit.

Unsere politischen Journale sind Erzeugnisse des grimmigsten Parteigeistes: die Aristokratenwuth hat alle politischen Journalisten befallen; sie sehen und hören nichts, als was ihnen der Genius der Kakokratie eingiebt. Sie sind politische Knifmacher, anstatt

Moralpolitiker; und sie scheinen gar keine Ahndung zu haben, daß es einen andern Gesichtspunkt als den Ihrigen geben könne und dürfe, aus welchem man die Weltbegebenheit betrachten müsse. Sie sind unerfahren in der Rechtswissenschaft und in der Tugendlehre; sie kennen weder die Rechte noch Pflichten des Menschen und der Nationen, und gleichwohl werfen sie sich zu absprechenden Richtern in dem wichtigsten Prozesse auf, den je die Welt geführt hat! Sie wollen einen Genius meistern, dessen Natur und dessen Ursprung sie sogar nicht kennen. Ein Leser, der die Menschheit achtet, und das Recht für das Heiligste auf Erden hält, der die Begebenheit kennt, der ihrem Gange aufmerksam gefolgt ist, und der die Triebfeder, so viel als sie Menschen in den Handlungen Anderer erforschen können, zu ergründen sucht, kann sich des tiefsten Unwillens nicht enthalten, wenn er das Recht der Menschheit verspottet, ehrwürdige Männer verläumdet, und alle Thatsachen und Ereignisse entstellt und verzerrt sieht. Niemand verdient daher weniger Glauben und mehr Prüfung, als unsere politischen Zeitungsschreiber und Journalisten *).

Auch unsere meisten übrigen Journalisten scheinen sich ihre Geschäfte sehr leicht zu machen. Man nimmt die geringfügigsten und inhaltsleersten Aufsätze auf, ohne Zweifel um bloß einen Monatsheft voll zu machen. Unsere besten Schriftsteller haben sich zu-

*) Ich mache hier einige Ausnahme in Rücksicht von Posselts Annalen, von dem Journale der neuesten Weltbegebenheiten von Langus u. s. w., u. s. w.

rückgezogen, und die Rollen allein solchen überlassen, die noch ungeübt in der Kunst des Denkens, und unerfahren in der Naturkunde des menschlichen Geistes sind. Man begnügt sich daher mit faden, geist- und kraftlosen Räsonnements, und mit einer geschmacklosen Darstellung von Thatsachen: Auflösungen von wichtigen psychologischen Erscheinungen, Belehrungen über die heiligsten Interessen der Menschheit, z. B. über ihre Pflichten und Rechte, und über den Zweck unsers Daseyns, schöne Darstellungen aus dem Menschenleben, Bemerkungen über verkannte Gegenstände, wichtige Entdeckungen und Erfindungen, u. s. w. machen seiten den Inhalt unserer Journale aus.

Die Teutschen haben also eine große Reformation mit ihren periodischen Schriften vorzunehmen, wenn sie den Zweck, wozu sie bestimmt sind, nämlich geschwinde und allgemeine Verbreitung nüzlicher Kenntnisse und Belehrungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, erreichen wollen.

XXXVII. Warum studirt man alte Sprachen, und wie muß man die alten Classiker lesen?

Einige denkende Köpfe Teutschlands haben nicht sowohl das Erlernen der alten Sprachen überhaupt, als vielmehr die Art und Weise, wie sie studirt werden, getadelt, Andere hingegen haben das Studium derselben nur auf eine kleine Anzahl von Studirenden

einzuſchränken gewünſcht; allein es fragt ſich, haben wir ein anderes Bildungsmittel für unſern Geiſt, wodurch wir den Ausfall der alten Sprachen erſezzen können, und das ſo ſicher und ſo zweckmäßig die Anlage vervollkommt, wofür das Studium der alten Klaſſiker ganz vorzüglich geeignet iſt? Nicht jeder Stof iſt zur Kultur einer Anlage oder einer Kraft geſchickt, und wenn wir nur ein Vermögen beſäßen, deſſen Ausbildung gerade die alten Sprachen nothwendig machte? Wenn man auch nicht leugnen kann, daß das Erlernen der alten Sprachen viel Zeit und Mühe koſtet, ſo fragt es ſich doch immer noch, ob nicht ein großer Theil dieſes Vorwurfs auf die Methode fällt, wie man ſie lehrt und lernt? Warum lernen wir ſie nicht wie die lebenden Sprachen, durch Sprechen und Leſen zugleich? Und warum will man jungen Leuten zu früh fremde Sprachen und Grammatik lernen, da beide ſchon viel Thätigkeit und Geübtheit des Geiſtes erfodern, wenn man Intereſſe und Vergnügen an ihrem Studium finden ſoll? Warum lehret man nicht die Regeln der Sprache durch den Gebrauch dieſer, und warum abſtrahirt man jene nicht aus den Säzzen ſelbſt? Warum fängt man nicht mit dem Erlernen der Mutterſprache an, und warum macht man nicht das Sprachſtudium durch den Stof intereſſant? Fehlt es uns denn an Schriften alter Klaſſiker, welche merkwürdige Begebenheiten, lehrreiche Erzählungen, anſchauliche und deutliche Schilderungen der Sitten und Gebräuche enthalten? Man darf aber die Autoren nicht verſtümmeln, weil der Nachtheile zu viele ſind, die daraus entſtehen, ſondern man muß ihren Inhalt und

ihre Form unangetaſtet laſſen. Auch macht man durch allzuviel Zeitverſchwendung auf das Sprachſtudium und durch Hintanſezzung oder gänzliche Ausſchlieſſung mehrerer anderer nüzlicher Wiſſenſchaften das Erlernen der alten Sprachen zum Ekel: denn die Trokkenheit, womit man die Sache behandelt, ſchreckt uns, die Unkunde in dem, was eigentlich das Sprachſtudium nüzt, macht uns dagegen gleichgültig, und die unzwekmäßige Methode, wie man alte Sprachen lehrt, flößt uns Abſcheu und Verachtung gegen die Sprache ſelbſt ein. Den Menſchen als eine Maſchine zu behandeln, wird nie gelingen; ſeine Kräfte unterdrüken, iſt Hochverrath an der Menſchheit, ihn unzwekmäßig führen, unklug, und ihn nicht von den Todten auferwekken, und in ein Reich von Leben und Selbſtthätigkeit einführen, gewiſſenlos.

Warum ſtudirt man alte Sprachen? „Vielleicht will man durch die Kenntniß derſelben eine Wiſſenſchaft lernen, die wir nicht mehr in der Vollkommenheit beſizzen, in welcher ſie ehemals war.“ Allein wir ſtehen auf den Schultern der Vorwelt, haben ſie benuzt, und uns durch ſie bereichert, haben aber zugleich weiter fortgearbeitet, und neue Entdekkungen gemacht. Wir überſehen ſie daher in allem, was wir eigentliche Wiſſenſchaften nennen. Unſere Philoſophie und unſere Religionslehre haben Rieſenſchritte gethan, und unſere Jurisprudenz und unſere Medizin eilen, einem Zuſtande zu entkommen, worin ſie noch weit von der Vollkommenheit, die ſie durch den Gebrauch der Vernunft und Erfahrung erreichen können, entfernt ſind;

und troz dieser Mängel sind diese beiden Wissenschaften doch weit vollkommener, als sie es in der Vorwelt waren, weil sie mit der Erfahrung und mit den Bemerkungen von Jahrtausenden bereichert erscheinen. Die Physik, und die Naturgeschichte haben eine Gestalt gewonnen, die kaum einige Aehnlichkeit mit jener in der Vorwelt hat. Große Revolutionen in den meisten dieser Wissenschaften neue Bahnen gebrochen und neue Aussichten eröfnet, man kann daher tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringen, und der Wahrheit näher rücken. In den jezt genannten Wissenschaften kann uns also die Vorwelt nicht zum Lehrer dienen; wir würden, wenn wir sie aus den alten Schriftstellern lernen wollten, einen sehr verkehrten Weg wählen, und Zeit und Kraft unnüz aufopfern; wir würden das Unvollkommene dem Vollkommenen, das Falsche dem Wahren, das Dunkle dem Hellen, das Schwere dem leichtern vorziehen: denn wir haben in denselben in den neuern Zeiten Schriftsteller aufzuweisen, die uns weit richtiger und besser leiten, als die Griechen und Römer.

„Was sollen wir also ferner unnüze Zeit und Mühe auf das Studium der alten Sprachen wenden, das uns nichts einträgt, und warum wollen wir nicht lieber bloß die neuern Sprachen Europens studiren, die so viele lehrreiche und selbstgedachte Schriften in diesen Wissenschaften aufzuweisen haben; und wollen wir die alten Sprachen wegen der Geschichte studiren, so brauchen dies nur wenige zu thun, die uns die alten Schriftsteller in unsere Muttersprache übersezzen, und

verliehren wir auch dadurch etwas von ihrem Geiſte, ſo erhalten wir doch den Inhalt, um welchen es uns hier allein zu thun iſt. Warum ſoll denn jeder Gelehrte ſo viele Mühe und Zeit verſchwenden, um zu erfahren, was Julius Cäſar gethan hat, wer Alcibiades geweſen iſt? Warum ſtudiren nicht alle Gelehrte die hebräiſche Sprache, da doch in ihr die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts geſchrieben, und da in ihr die wichtigſten Nachrichten von den Schickſalen unſerer Gattung und der Erde enthalten ſind? Wiſſen wir deshalb weniger von dieſer Geſchichte? Das Geſchichtsſtudium würde alſo auch nur einigen wenigen die Erlernung der alten Sprachen unentbehrlich machen. Und ſehen wir auf den Gedankenreichthum, wer kann ſich unter den Alten mit einem Wieland, Shakeſpeare, Hume, Montaigne, Kant, Goethe, Klopſtock, Rouſſeau und andern ſolchen Geiſtern meſſen? Dieſe lernen uns den Menſchen und ſein Herz von allen Seiten und in allen Lagen kennen; wo finden wir einen alten Schriftſteller, der ſo viele Kenntniß des menſchlichen Lebens beſäße, ſo viele neue und originelle Gedanken enthielte, und uns durch ſo viele herzerhebende Gedanken erquickte, als einige neuere Schriftſteller? Horatius, Tacitus und Salluſtius ſind groſſe Menſchenkenner, allein ſie können doch nicht mit unſern Hippeln, Montaigne, Kant u. A. in dieſer Rückſicht in Parallele geſtellt werden. Das Leben der Menſchen iſt jezt weit mannichfaltiger, als ehemals. Es leben und weben jezt Kräfte, wovon man ehemals keine Spur bemerkte. Man wird weit mehr

Erſcheinungen gewahr, als in der Vorwelt, weil jezt weit mehr Kenntniſſe und Kultur verbreitet, und alſo mehr Kräfte in Wirkſamkeit geſezt ſind: wollten wir alſo um der Menſchenkenntniß willen die alten Sprachen ſtudiren, hieße dies nicht muthwillig eine reiche blumigte Aue verlaſſen, und ſich in eine brennende öde Sandwüſte verlaufen? Uiberdies will der Menſch nicht bloß aus Büchern gekannt ſeyn, man muß ſich auch in den Strom des menſchlichen Lebens ſtürzen, und ſein Rauſchen, Anſchwellen, Uibertreten, und ſeine Verheerungen beobachten. Das ſchwierige Sprachſtudium würde daher ſehr unnüz und unnöthig zur Kenntniß des Menſchen ſeyn, weil Mehrere von den neuern Schriftſtellern reichere Schäzze von Menſchenkenntniß in ihren Schriften niedergelegt haben, als die alten Autoren."

Und iſt es uns um die Kenntniß des Grades von Kultur der Vorwelt zu thun, ſo bedürfen wir hierzu nur der Uiberſezzungen der alten Schriftſteller, und alſo wiederum nur Wenige hätten nöthig, ſich auf die alten Sprachen zu legen. Wollten wir daher die philoſophiſchen, religiöſen und politiſchen Meinungen der Vorwelt kennen lernen, ſo ſind gute Uiberſezzungen hierzu eben ſo brauchbar, als die Lektüre der alten Autoren in der Grundſprache. Warum ſollen wir unnöthig Zeit und Mühe aufwenden, uns eine Kenntniß zu verſchaffen, die uns auf einem weit leichtern Wege zu Theil werden kann? Haben wir denn etwan zu viel Zeit von unſerm Leben zu verſchwenden übrig, oder müſſen wir nicht vielmehr bei der Kürze deſſelben haushälteriſch mit ihm umgehen, da es jezt ſo viele Kenntniſſe giebt, die man ſich erwerben

muß, weil sie zu unserm Wohle und zum Heile der Welt unentbehrlich sind, und deren Studium wir nicht hintansezzen dürfen, ohne uns der frevelhaftesten Pflichtlosigkeit schuldig zu machen?

Da nun also die Schriftsteller der neuern Welt größere Gelehrte, größere Denker, größere Menschenkenner sind, als jene der Vorwelt, warum wollen wir denn auf das Studium der alten Sprachen so viel Mühe wenden, und warum wollen wir Dinge bei ihnen lernen, die sie uns nicht einmal lehren können? „Also ist das Studium der alten Sprachen völlig unnüz?“ Es giebt eine Anlage in uns, zu deren Ausbildung die alten Sprachen vorzüglich geeignet sind. „Und welches wäre diese Geistesanlage, die nur durch die alten Sprachen vervollkommt werden könnte? Die neuern Schriftsteller liefern uns reichlichen Stof zur Kultur unserer Sinnlichkeit, unsers Verstandes, unserer theoretischen und praktischen Vernunft, unserer Einbildungskraft: was wäre also noch für eine Kraft zu bilden übrig?“ Es ist die ästhetische Urtheilskraft, die wir Geschmack nennen. Dieser verlangt zu seiner Bildung Muster, woran er sicher geübt werden kann, und diese können uns nur allein die alten Sprachen liefern. Der Geschmack ist das Vermögen, über das Verhältniß der Natur und Kunst zu unserm Gefühlsvermögen zu urtheilen. Warum kann denn nun der Geschmack nur durch die alten Sprachen vervollkommt werden? Da dieses todte Sprachen sind, so sind sie in Rücksicht der Worte keiner Veränderung mehr unterworfen: das ist aber nicht der Fall mit den neuern Sprachen, wo ein Wort, das heute edel und gültig ist, nach mehrern

Jahren unedel und ungültig wird; also unserer Urtheilskraft nicht mehr gefällt, und daher weder schön noch bedeutend ist. Alles wandelt und verändert sich in den neuern Sprachen, die Worte und der Periodenbau, die Darstellung und der Styl; die alten Sprachen aber sind unveränderlich, und was vor Jahrtausenden schön war, ist es noch heut zu Tage. Die Alten sind daher immerwährende Muster des Geschmacks, und können also allein zur Kultur des Geschmacks am zweckmäßigsten gebraucht werden, weil sie Muster der Schönheit sind und bleiben. „Allein was versteht man denn unter einem Muster der Schönheit?" Man verlangt von einem musterhaften Schriftsteller nicht allein eine lebhafte, deutliche und malerische Darstellung, sondern auch Gedankenreichthum und Originalität, kurz, ein geistiger Hauch muß das Ganze durchwehen; denn es soll unsere Einbildungskraft und unsern Verstand leicht und angenehm beschäftigen, und das Spiel jener soll diesem viel zu denken geben. „Aber dies kann auch die Lektüre unserer neuern Schriftsteller thun: ihre Darstellung ist schön und lebendig, und sie sind geistvoll und ideenreich, können sie also nicht auch zu Mustern des Geschmacks dienen?" Man kann nicht leugnen, daß Goethe, Wieland, Gotter und mehrere Andere vortrefliche Bildungsmittel unsers Geschmacks sind, aber bleiben sie denn immer dieselben? Veralten nicht vielleicht Worte und Ausdrücke, die jezt edel und schön sind? Und wenn nun dies der Fall ist, können sie uns auch alsdann noch zu Mustern des Geschmacks dienen, wenn sie uns nicht allein nicht mehr gefallen, sondern wenn sie sogar unserm Geschmacke

widrig sind. „Allein was geht uns die Zukunft an, wir können die Lektüre dieser Schriftsteller doch jezt zur Kultur unsers Geschmackes brauchen, die Nachwelt mag wieder für Dichter sorgen, die unsern Heroen nicht nachstehen.“

Und wenn wir diese Dichter auch als Mittel zur Bildung unsers Geschmacks benuzzen können, so fehlt doch den meisten neuern Schriftstellern jene Nüchternheit und Gediegenheit in den Gedanken, jene Natureinfalt und Grazie in der Darstellung, und jene Kunstlosigkeit in der Verbindung der Ideen, die das Eigenthum mehrerer alten Klassiker ist. Wir können daher in dieser Rücksicht stets von diesen lernen, obgleich das, was bei den Alten Natur war, bei uns Kunst werden muß. Denn wir sind über die Kulturepoche hinaus, worin die Griechen die herrlichsten und lieblichsten Darsteller waren. Allein wir haben diesen Verlust durch andere große Vorzüge erkauft, und wir können das nicht wieder zurückbringen, was einmal verlohren ist. Und wenn wir Mühe und Fleiß auf das Studium der Darstellung unserer Ideen wenden, so können wir die Natur und die Kunst mit einander vereinigen, und wir werden durch die lezzere ersezzen, was uns die Erstere versagt.

Das Studium der alten Sprachen hat aber noch mehrere Vortheile, als die Kultur des Geschmacks: wir müssen bei dem Verstehen einer Stelle eines alten Autors länger verweilen, als bei einem neuern Schriftsteller: wir gewöhnen uns dadurch an reiferes Nachdenken und Uiberlegen. Wir prüfen und forschen, ob der Ausdruck, den wir wählen, in den Sinn des Autors eingreift, und ob ein Wort in

dem Zusammenhange diese oder jene Bedeutung habe; und wir scheuen uns nicht, diesen Versuch mehrmals zu wiederholen, bis wir ihn gelungen glauben. Unsere Urtheilskraft wird daher geübt, und erlangt Stärke und Kraft. Wir müssen uns auch zum Verstehen der alten Klassiker eine Menge anderer Kenntnisse erwerben, die uns sowohl Vergnügen gewähren, als die auch unsere Kräfte kultiviren. Wir lernen die Vorwelt mit ihren Meinungen, Sitten und Gebräuchen und Handlungen gründlicher kennen, als es durch die Lektüre von Schriftstellern in der Muttersprache geschieht.

Wie müssen wir aber alte Autoren lesen? Wir müssen z. B. bei einer Ode des Horatius erst den Hauptgedanken aufsuchen, und dann sehen, wie ihn der Dichter durchgeführt, und welche Nebenvorstellung er damit zu verbinden gewußt hat; welche Ansicht er eröfnet, und welche Bilder er gewählt hat; ob alles der Natur der Sache, die er schildert, entspricht; ob die Gedanken richtig, die Bilder ausdrucksvoll und malerisch, die Gleichnisse treffend u. s. w. sind; kurz, erst muß die Wahrheit des geschilderten Gegenstandes untersucht werden: dann müssen wir die Reihenfolge der Gedanken beobachten; ob diese psychologisch richtig an einander gekettet sind; welche Thaten und welche Begebenheiten der Dichter durch Andeutung in uns zu erregen weiß, und warum er sie in unser Gemüth zurückruft. Dann muß endlich untersuchet werden, ob die Darstellung der Gedanken schön, und warum sie schön ist. Die Gründe von diesen Urtheilen müssen zergliedert, und in ihre einfachen Bestandtheile aufgelöst werden. Bei der Lektüre eines alten

Autors müssen wir also vorzüglich die Wahrheit und das Treffende des Gegenstandes, die psychologische Richtigkeit der Gedanken, und die Kunst der Verkettung derselben, und endlich die Schönheit der Darstellung studiren.

Wenn wir auf diese Art mit den alten Klassikern verfahren, so wird der Gewinn, den uns ihre Lektüre verschaft, sehr groß und wichtig seyn. Wir werden geschmackvoller und verständiger, edler und freier werden, als wir ohne die Lektüre derselben waren. Wir werden an Kraft gewinnen, was sie uns an Zeit kosten, und unsere Liebe zur Freiheit und unsere Achtung gegen das Recht wird um so größer und inniger werden, je mehr wir Ideen in uns aufregen, die die Grundlagen von solchen edlen Aeußerungen sind.

Die alten Schriftsteller haben uns gegen Barbarei geschüzt, indem durch sie die Wissenschaften wieder auflebten, und wenn alle wissenschaftliche Forscher vom Pfade der Natur abwichen, so brächte uns doch das Studium der alten Klassiker immer wieder dahin zurück.

XXXVIII. Bemerkungen über einige Hülfsmittel beim Bücherlesen.

Man sollte bei den vielen Beschäftigungen der Menschen mehr auf Kunstvortheile sinnen, als es noch bis jezt geschehen ist. Man kürzt dadurch die Geschäfte ab, zieht einen größern Nuzzen davon, und hat einen geringern Verlust an Kräften. Die Men-

ſchen müſſen mit ihrer Zeit haushälteriſch umgehen lernen, und ſich nicht in leeren Entſchlüſſen abmatten, ſondern denken und handeln, und die Zeit auf der Flucht erhaſchen lernen: denn nur wenige Tage, und wir ſind nicht mehr! Ein eiſernes Schickſal entreißt uns der Erde, und wir müſſen Andern Plaz machen, die wieder von vornen anfangen müſſen, und die bald eben ſo, wie uns, das gefräßige Grab verſchlingt. Nur der lebt lange und viel, der viel denkt und thut: ein Fehler der Teutſchen iſt ihr Mangel an Thaten; denn wäre dies nicht, wie würden ſo viele Harpyien in den Eingeweiden Teutſchlands freſſen, und wie würde eine ſo greuliche Geſezloſigkeit unter den Teutſchen überhand genommen haben?

Das Leſen ſoll ein Erziehungsmittel zur Selbſtſtändigkeit ſeyn, und die meiſten brauchen daſſelbe als einen Einſchläferungstrank; es ſoll uns frei und mündig machen, und wie vielen dient es bloß zur Zeitkürzung und zur Erhaltung von dem Zuſtande einer ewigen Unmündigkeit!

Bei allem Leſen müſſen wir der Denkkraft durch die Einbildungskraft zu Hülfe kommen: wir müſſen dieſe an die Auffaſſung und Vergegenwärtigung langer Gedankenreihen gewöhnen, damit der Verſtand das Ganze immer überſehen kann, und wir müſſen die Vorſtellungen durch ſie lebendig machen, damit der Verſtand Luſt zum Denken erhalte. Trockne Materien vertilgen in uns leicht das Intereſſe, das wir am Denken finden, wir müſſen daher ſuchen, uns durch ein moraliſches Intereſſe zu beleben, damit unſer Geiſt nicht ermattet die Flügel ſinken laſſe, und ſowohl die Kraft als die Luſt am Denken verliehre. Jeder

auch noch so gleichgültige Gegenstand kann durch das Verhältniß, worein man ihn sezt, Interesse gewinnen, und uns dadurch auch wider Willen zum Nachdenken forcreißen.

Lehrreiche Bemerkungen und wichtige Beobachtungen, interessante Thatsachen und nüzliche Entdekkungen, schöne und gedankenreiche Stellen, neue Aussichten und Wahrheiten eröfnende Reflexionen, kurz, alles, was Wichtig, Interessant und Neu ist, müssen wir uns anmerken. Wir müssen die Feder immer bei der Hand haben, um dasjenige, was uns auffällt, und das etwan für uns einen Vortheil haben kann, niederzuschreiben, und lesen wir das Niedergeschriebene auch nicht immer wieder durch, so haben wir doch länger bei dem Gegenstande verweilt, und haben ihn uns tiefer eingeprägt. Wir sind nunmehro nicht mehr in Gefahr, ihn so bald wieder zu vergessen, wie wir es vorher waren, ehe wir denselben uns aufschrieben.

Wir müssen das Gelesene oft durchdenken, und versuchen, es selbst darzustellen, und nach unserer eigenen Weise zu bearbeiten. Wir lernen hierdurch Selbstdenken und sammeln zugleich einen reichen Schaz von Materialien ein, die allein den Gedanken Werth und Interesse geben. Es muß uns daher sehr viel daran gelegen seyn, unsern Geist durch fremde Stoffe zu bereichern, damit wir durch Uibung in der Selbstthätigkeit zugleich einen großen Vorrath an Stof zum Arbeiten erhalten. Nichts macht uns unzufriedener (weil nichts peinlicher ist), als Armuth. Wir verschwenden eine große Masse von Kräften ohne Gewinn, und wir ermüden und lähmen unsern

Geiſt, ohne die Ausſicht auf Eroberungen im Reiche der Wahrheit.

Wir müſſen die Materien beim Leſen wechſeln, denn Abwechſelung iſt Erquickung. Unſer Geiſt behält ſtets Kraft und Luſt zum Arbeiten, ſobald wir uns beim Leſen vor Einförmigkeit der Stoffe hüten. Wir müſſen daher bald einen Philoſophen, bald einen Dichter, bald einen Geſchichtſchreiber, bald einen Naturkundiger leſen: wir haben hierbei zugleich den Vortheil, daß wir vielerlei Dinge kennen lernen, die dem Menſchen zu wiſſen nöthig ſind.

Wir müſſen eine große Auswahl in unſerer Lektüre treffen, und nur ſolche Werke leſen, die ſich durch Reichthum und Originalität der Gedanken und durch Schönheit und Lebhaftigkeit der Darſtellung auszeichnen. Wir gewöhnen dadurch unſern Geiſt an eine ſtete Beſchäftigung, und machen ihm Müſſiggang, Gedankenarmuth, Unnatürlichkeiten, Uibertreibungen u. ſ. w. verhaßt. Er erlangt einen gewiſſen Takt, der ihn immer auf den Pfad der Wahrheit und des Rechts fortführt. Einen originellen und gedankenreichen Schriftſteller mehrmals durchzuleſen, iſt ein größerer Gewinn für unſere Kultur und für unſere Kenntniſſe, als die Lektüre von vielen gemeinen und gedankenleeren Büchern.

Man hat einen großen Gewinn von dem Bücherleſen, wenn man ſich mit jemand über das Geleſene zu unterhalten ſucht. Wir werden alsdann genöthigt, mehr und länger über einen Gegenſtand nachzudenken, wenn wir denſelben einem Andern mittheilen, als wenn wir ihn bloß für uns bearbeiten wollen. Durch Streiten und Diſputiren wird manche Wahr-

heit gewonnen, und durch Anschlagen mancher Funken hervorgelockt, der, wenn er Stof findet, zur hellen Flamme auflodern kann. Wir sollten in Gesellschaften überhaupt mehr disputiren, als es bei uns gewöhnlich ist, und wir sollten einander mehr widersprechen, als es unsere Convenienz erlauben will, weil wir dadurch unsere Kräfte ausbilden und vervollkommnen. Die Mode und die Sitte darf nicht über unsere Pflicht triumphiren, und wir dürfen es nicht etwan für eine Art von Höflichkeit und feiner Bildung ansehen, wenn wir bei Verleugnung des heiligsten Interesse der Menschheit schweigen, die sich Eigennuz, Adelstolz, Pfaffengeist und Obscurantismus zu Schulden kommen läßt.

Wir müssen alles thun, was unsern Geist beim Lesen lebendig erhalten kann. Wir müssen nicht allein geistige, sondern auch physische Mittel brauchen, unsere Aufmerksamkeit zu beleben und zu stärken. Das öftere Waschen des Gesichtes mit kaltem Wasser, der Genuß einer freien reinen Luft u. s. w. erhalten unsern Geist munter, und machen ihn stets zu neuen Anstrengungen geneigt.

Wenn wir den Gewinn oft überrechnen, den wir von dem Lesen haben, und wenn wir unsere Kenntnisse manchmal revidiren, so werden wir mit desto größerm Vergnügen an unserer Mündigkeit zu arbeiten fortfahren.

Uiberhaupt müssen wir streben, Herr jedes Stoffes zu werden. Wir müssen ihn selbstthätig bearbeiten, und uns nicht von ihm unterjochen lassen. Wir müssen alles Gelesene nach Ideen, und nicht nach Begriffen beurtheilen, damit wir eine Uibersicht

über das Ganze anstellen können. Wir müssen alles Lesen auf unser Ich beziehen, und es im Verhältniß zu demselben betrachten, und nie von dem Gedanken abweichen, daß uns alles Studiren selbstthätiger und freier machen, und zur Mündigkeit des Verstandes und Herzens verhelfen soll.

XXXIX. Uiber das lesende Publikum.

In Teutschland wurde nie mehr gelesen, als jezt. Allein der größte Theil der Leser verschlingt die elendesten und geschmacklosesten Romane mit einem Heißhunger, wodurch man Kopf und Herz verdirbt. Man gewöhnt sich durch die Lektüre solcher gehaltleeren Produkte an einen Müssiggang, den man nur mit der größten Anstrengung wieder austilgen kann. Man sagt, man vertreibe sich die Zeit mit Lesen, allein was sind die Folgen einer solchen Lektüre? Da man bloß solche Werke auswählt, die nicht viel Nachdenken erfodern, und die voll Unwahrscheinlichkeiten, Unnatur, und geist- und geschmacklos sind, so entwöhnt man sich den Naturgesezzen, man erstickt ihre Stimme, und wird eine Beute zahlloser Verirrungen und Vergehungen, weil sich keine innere Warnung mehr hören läßt. Man macht Foderungen an die Menschen, die diese nicht befriedigen dürfen, man verlangt eine Huldigung von ihnen, die sie uns nicht, ohne sich zu erniedrigen, erzeigen können; man wünscht sich eine Lage, nach welcher zu streben uns das Sittenge-

ſez verbietet: man tödtet alle Luſt zur Selbſtthätigkeit und zu Arbeiten, und alle Liebe zur Freiheit. Man wird launiſch, verdrießlich, anmaßend, unduldſam. Man wird für jeden Eindruck außerordentlich reizbar, ohne mit Kraft aus dem Innern auf denſelben zurück zu wirken: unſer Geiſt wird kränklich, und ſeine Saiten werden verſtimmt, nichts, was einfach und natürlich iſt, gefällt uns, das alltägliche Leben wird uns zur Pein. Die Folgen einer ſolchen geſchmack- und gedankenloſen Lektüre ſind alſo unſinnige Verſchwendung, unüberwindliche Scheu vor jeder Anſtrengung, grenzenloſer Hang zum Luxus, Unterdrückung der Stimme des Gewiſſens, Lebensüberdruß, und ein früher Tod. Der Menſch ſoll thätig ſeyn, und viele verpraſſen ihr Leben in Unthätigkeit; er ſoll ſelbſt denken, und viele haben nicht einmal eine Ahndung, daß es eine ſolche Pflicht für ſie giebt; er ſoll mäßig leben, und Viele tödten die wenigen Lebenstage, und ſinken vor der Zeit ins Grab. Er ſoll ſich Charakter erwerben, ſelbſtſtändig und mündig werden, und viele wagen nie einen Kampf gegen das Ungemach des Lebens und gegen die Ungerechtigkeiten der Menſchen: ſie unterliegen aus Muthloſigkeit jedem Uibel, werden wie ein Rohr vom Winde hin und her getrieben, und legen ſich nie die Frage vor: warum ſie denn leben? Die Lektüre von den elenden Romanen, die in Schaaren zur Welt kommen, zerſtören alle Blüthen der Menſchheit, werfen den Menſchen in die Reihe der vernunftloſen Geſchöpfe, und verſcheuchen Glück und Ruhe von der Erde. Vielleicht ſcheint manchen dieſe Schilderung übertrieben, allein wenn man unſer weibliches Publikum in dem

höhern und in dem Mittelstande genauer studirt, und seine Verstimmtheit, seine Charakterlosigkeit, seine Launen, seine Thorheiten, seine Ansprüche, seine Unwissenheit und Sorglosigkeit bemerkt, und weiß, daß es sein Leben mit der Lektüre gedankenloser Romane hinbringt, und daß sich seine Gesinnung und seine Denkungsart mit jedem Buche verändert, so wird man nicht leugnen können, daß der Einfluß des Bücherlesens auf die Menschen sehr groß sey. Die meisten Frauenzimmer lesen nichts als Romane: aber nicht ein Wieland, Goethe, Müller u. s. w. sind die Schriftsteller, die sie wählen, sondern solche, die ihr Gefühl verstimmen, sie in eine Zauber- und Geisterwelt hineinwerfen, zu Ritterturnieren und Saufgelagen führen, eine übernatürliche Empfindelei in ihnen rege machen, ihre Denkungs- und Sinnesart verkehren, dies sind ihre Lieblingsschriftsteller, an welche sie Zeit, Gesundheit und Leben verspielen.

Aber nicht allein die Frauen lieben eine solche geschmacklose Kost, sondern es giebt auch Männer, die elende Romane lesen, und die daher von Jugend auf jede Anstrengung im Denken und Handeln verabscheuet haben. Der Einfluß, den eine solche Lektüre auf ihren Charakter gehabt hat, ist sehr bedeutend. Sie lassen sich alles gefallen, wenn sie nur in ihrer Trägheit nicht gestört werden, und sie sind zu allem bereitwillig, was ihnen Genuß verspricht. Geduldig tragen sie die entehrensten Fesseln der Sklaverei, wenn man ihnen nur zu essen und zu trinken giebt, und ohne Murren und ohne den geringsten Unwillen sehen sie Denk- und Preßfreiheit morden.

Sie betäuben sich in geist- und geschmacklosen Romanen, und können gar nicht begreifen, wie jemand ein höheres Anliegen haben könne, als physische Nahrung und Genuß. Sie bieten daher bereitwillig zu jeder Unterdrückung ihre Hände, und sind der größten Schandthaten fähig, weil sie fast gänzlich die naturgemäßen Aeußerungen ihrer Kräfte in sich ausgetilgt haben.

Da sich nun ein großer Theil des Publikums keine Empfänglichkeit für Wahrheit erworben, und keine Selbstthätigkeit erkämpft hat, so geht er in Rücksicht seiner geistigen Bildung nicht mit seinem Zeitalter fort. Er bleibt in der Aufklärung zurück, und schreiet über das Gefährliche derselben für den Staat und für die Kirche. Allein diese Schreier sind durchaus die unwissensten Menschen, welche der Neid, die Ehesucht, und der Eigennuz zu dieser Verläumdung der Wissenschaften verleitet.

Die schlechtesten Bücher werden am meisten gelesen und am weitesten verbreitet, und da sie also die meisten Auflagen erleben, so wetteifern einige unserer Buchhändler, sich einander an schlechter Waare zu übertreffen, wenn sie nur schreiende Farben und groteske Figuren hat. Wielands Agathon wurde innerhalb mehr als zwanzig Jahren nur einmal aufgelegt, und Spießens und Cramers Romane erleben in wenigen Jahren neue Auflagen. Man kann also daraus sehen, wie wenig jener, und wie sehr diese gelesen werden.

Allein so lange unsere Erziehung und unsere Staatsverfassungen nicht mehr die Selbstthätigkeit und die Freiheit begünstigen, als sie es jezt thun,

wird auch unſere Lektüre keinen andern Gang und keine andere Richtung nehmen. Wenn auch einige Menſchen alles ihr Bemühen auf ihre Ausbildung und Selbſtſtändigkeit anlegen, ſo iſt doch ihre Anzahl kaum merkbar gegen die große Menge derjenigen, die bloß vegetiren, eſſen, trinken, und ſterben.

XI. Beſchluß.

Der Leſer muß ein Buch wie ein geſchickter Künſtler behandeln, der an ſeinen Stoffen ſo lange arbeitet und bildet, bis er ein herrliches Werk daraus gemacht hat. Er muß ſich kühn durch jedes Hinderniß und durch jede Schwierigkeit hindurch arbeiten, um ſeine Kräfte zu üben, und ſich durch Ausſicht auf Gewinn Luſt zur Selbſtthätigkeit in ſich erwecken. Alles Leſen muß auf die Auferweckung unſerer Kräfte abzielen, und wir müſſen uns in den Stand ſezzen, jedes Buch, das Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes enthält, ſo viel, als möglich, in uns wieder zu erneuern, welches vorzüglich der Zuſtand iſt, wo wir an Kultur und Kenntniſſen am meiſten gewinnen. Wir müſſen über jeden Stof, den wir bearbeiten, die Oberhand zu gewinnen ſuchen, und wir müſſen herrſchen, ſo viel Schwierigkeiten auch zu beſiegen ſind.

Die Lektüre darf kein Betäubungsmittel unſerer Kräfte, ſondern ein Reiz für ihre Thätigkeit ſeyn.

Kopf und Herz müssen durch sie mündig werden, und unsere Menschheit muß über unsere Thierheit den Sieg davon tragen. Veredelt, selbstthätig und freier müssen wir die Lektüre jedes Buches zu verlassen und unserer Sinnes- und unserer Denkungsart das Gepräge des Edelmuthes und der Originalität, der Humanität und der Freiheit aufzudrücken streben.